Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein

Heft 117

Druck und Verlag: L. Schwann, Düsseldorf

Annalen

des

Historischen Vereins für den Niederrhein

Heft 117

Druck und Verlag: L. Schwann, Düsseldorf

Zur Beachtung.

1. Die Vereine, mit denen wir in Schriftenaustausch stehen, sind gebeten, ihre Tauschsendungen an die Universitäts- und Stadtbibliothek, Abteilung I, in Köln, Gereonskloster 12, zu richten, die auch die Gegengaben des Vereins verschickt.

2. An- und Abmeldungen sind zu richten an Dr. Hanns Georg Francken-Schwann, Düsseldorf, Charlottenstr. 80—86.

3. Beitragszahlungen sowie alle Zahlungen für die Vereinskasse sind zu richten an das Postscheckamt Köln: Konto 15579, Historischer Verein für den Niederrhein in Köln. Der Jahresbeitrag beträgt 8 M. und ist satzungsgemäß bis spätestens zum 30. Juni fällig.

4. Mitteilungen und Anfragen, die sich auf den Verein beziehen, sind an den Vorsitzenden, Abteilungs-Direktor an der Preuß. Staatsbibliothek Dr. Alexander Schnütgen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, zu richten.

5. Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsstücke für die Annalen sind einzusenden an Professor Dr. Joseph Greven in Bonn, Luisenstraße 4.

6. Mitglieder, die ältere Hefte der Annalen und Bände der Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein zu beziehen wünschen, wollen sich an den Verlag L. Schwann, Düsseldorf, Charlottenstr. 80—86, wenden.

Der Vorstand.

ANNALEN
DES
HISTORISCHEN VEREINS

FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE

DAS ALTE ERZBISTUM KÖLN

HUNDERTUNDSIEBZEHNTES
HEFT

DRUCK UND VERLAG VON L. SCHWANN IN DÜSSELDORF
1930

Inhaltsverzeichnis

Seite

Johann Heinrich Floß (1819—1881). Von Heinrich Schrörs †

Einleitung . . . . 3—9

Herkunft und Studienjahre (1819—1845) . . . . 9—34

Der Aufstieg (1846—1860) . . . . 34—64

Öffentliches Wirken (1860—1870) . . . . 64—126

Kämpfe und Leiden der letzten Lebensjahre (1870—1881) . . . 126—146

Anhang . . . . 147—150

Kleinere Beiträge

Die Bekehrung Norberts von Xanten. Von J. Greven . . . . . . 151—159

Literatur

H. Rahtgens und H. Roth, Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. Bd. 2, Abt. 2. Bespr. von F. Graf Wolff-Metternich . . . . . 160—162

L. E. Halkin, Le Cardinal de la Marck, Prince-Evêque de Liége (1505—1538). Bespr. von L. Just. . . . . 162—164

H. Gerig, Der Kölner Dompropst Christian August von Sachsen-Zeitz. Bespr. von H. Hantsch . . . . 164—165

Berichte

Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Bonn am 5. Juni 1930. Von M. Braubach . . . . 166—173

Mitteilungen

Die Archivberatungsstelle der Rheinprovinz. Von W. Kisky . . . . . 174—178



Johann Heinrich Floß
(1819-1881)

Von

Heinrich Schrörs †

Einleitung*)

Der hier gebotene biographische Versuch hat eine kleine Vorgeschichte, die der Verfasser nicht verschweigen darf, obwohl er an ihr keinen Anteil hat und für sie nicht verantwortlich ist.

Als der Professor der katholischen Theologie zu Bonn, Heinrich Joseph Floß, am 4. Mai 1881 aus dem Leben geschieden war, wodurch der Historische Verein für den Niederrhein den Leiter verlor, verhieß sein Nachfolger, Hermann Hüffer, eine „eingehende Würdigung" des durch seine „persönlichen Eigenschaften sowie die wissenschaftlichen Leistungen und besonders die Verdienste um den Verein" beachtenswerten Mannes (Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrh. 38 [1882] 161) und stellte die Erfüllung dieses Vorhabens in nächste Aussicht (Annalen 36, Vorwort). Neun Jahre vergingen darüber, und noch immer harrten die Leser auf das Verheißene. Da gab das Erscheinen des fünfzigsten Heftes der Vereinszeitschrift den Anlaß, wenigstens ein gutes Bildnis[1] in Lichtdruck von dem Verewigten beizufügen als Vorläufer der Lebensbeschreibung. Hüffer versicherte (Heft 50 [1890] Vorbemerkung): „In einem der nächsten Hefte hoffen wir diese Dankesschuld dem unvergeßlichen Manne abzutragen." Dabei ist es bis heute geblieben. Der berühmte Gelehrte faßte gern und leicht literarische Pläne, aber nur zu oft hatte es damit auch sein Bewenden.

*) Wir freuen uns, hiermit noch eine Studie der Öffentlichkeit übergeben zu können, die uns die Feder unseres heimgegangenen Ehrenvorsitzenden geschenkt hat. Wenn wir sie gleich als Ganzes statt, wie man vielleicht erwarten würde, in mehreren Fortsetzungen vorlegen, so soll damit ein von dem Verfasser noch selbst dringlich geäußerter Wunsch zu seinem Rechte kommen. Im Sinne des Verstorbenen bieten wir die Arbeit, von der Streichung einiger kürzerer Stellen abgesehen, auch genau so wie sie sich im Nachlaß vorfand, obwohl recht zugespitzte Urteile und Betrachtungen mit unterlaufen. Die Eigenart und die ganz erheblichen Vorzüge der Schrörsschen Pinselführung durften gerade in seiner letzten Arbeit nicht verwischt werden. Für die gütige Überlassung des Manuskripts sind wir dem Testamentsvollstrecker des Verewigten, Herrn Pfarrer Mertens in Schwadorf bei Brühl, zu angelegentlichem Dank verpflichtet, für die Erlaubnis zur Reproduktion der beiden Bildnisse von Floß — siehe die folgende Anmerkung — dem Besitzer der Originale, Herrn Professor Dr. Gerhartz in Bonn. Schon hier sei festgestellt, daß sich die im Verlauf der Darstellung erwähnten „Skripturen" von Floß über Theologen des 16. Jahrhunderts in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin nicht befinden, ebensowenig seine Vergerio-Abschriften. Für alle Mitteilungen über den Verbleib von Stücken aus Floß' Nachlaß werden wir dankbar sein. *Die Schriftleitung.*

[1] Es stammt aus der letzten Lebenszeit des Dargestellten; das dieser Arbeit vorangestellte ist nach einer im Besitze der Familie befindlichen Photographie aus der mittleren Lebenszeit. Eine andere Photographie aus annähernd derselben Zeit bewahrt die Autographensammlung der Bonner Universitätsbibliothek. Außerdem besitzt die Familie eine aus den vierziger Jahren stammende Lithographie.



In mehr als einer Hinsicht scheint es auf den ersten Blick sehr bedauert werden zu müssen, daß Hüffer seine Absicht nicht ausgeführt hat. Seine feinsinnige Auffassung und die anmutige Feder, die so manche köstliche Schilderung von Persönlichkeiten geschaffen haben, wären imstande gewesen, auch von dem Bonner Kirchenhistoriker ein geistempfundenes Bild zu entwerfen. Die jahrzehntelangen Beobachtungen des Universitätskollegen, des Genossen im Historischen Verein und des vertrauten Freundes hätten Stoff geboten, wie er kaum einem andern zu Gebote stand. Was unter seinen Händen hätte werden können, mag die Aufzeichnung ahnen lassen, die er ihm in seinen Lebenserinnerungen gewidmet hat. Vielleicht trieb gerade das Gedenken an Versprochenes und Versäumtes dazu, ihm hier zweimal ein Blatt einzuräumen[2]. Hüffer schreibt:

„Es wäre unrecht, wollte ich nicht unter denen, die mir in Bonn näher standen, den Professor Jos. Heinrich Floß erwähnen. Er hat mir bis zu seinem Tode Anhänglichkeit und Freundschaft bewahrt; und doch zweifelte ich oft, ob mein Verhältnis zu ihm mehr zum Nachteil oder zum Vorteil gereiche. Unter den Professoren der katholisch-theologischen Fakultät war er damals unstreitig der gelehrteste (Reusch und Langen standen noch in ihren Anfängen). Er besaß weitgehende Kenntnisse in der Kirchengeschichte, vor allem in der rheinischen und kölnischen, dazu einen richtigen Blick und unermüdlichen Fleiß, nur fehlte es an Methode und Ordnungssinn; er zersplitterte seine Kräfte und gelangte niemals zu einer umfassenden Darstellung der kölnischen Kirchengeschichte, zu der vor allem er berufen und befähigt gewesen wäre. Eine sonderbare Mischung verschiedener, ja entgegengesetzter Eigenschaften trat in seinem Wesen hervor. Der Familie eines wohlhabenden Landmannes in Wormersdorf entsprossen, erinnerten seine Umgangsformen stets an seinen Ursprung — adhuc remanent vestigia ruris —, gleichwohl konnten bei öffentlichem Auftreten seine stattliche Gestalt, sein kluger, ausdrucksvoller Kopf würdevoll, ja vornehm erscheinen. Er war von raschem Entschluß, unermüdlicher Geschäftigkeit, nur daß er sie wie in der Wissenschaft, so auch im Leben und in der Unterhaltung zersplitterte und an kleinliche Dinge verschwendete. Dies war um so gefährlicher, als seine Herzensgüte ihn

[2] Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen. Hg. von Ernst Sieper (1912) 110 f. 310 f.

fort und fort mit fremden Angelegenheiten sich befassen ließ. Jeder, der Rat und Hilfe bei ihm suchte, fand Gehör; jedem gab und versprach er, was ihm an Mitteln zur Verfügung stand, ja noch mehr, denn der Mangel an Ordnungssinn und Übersicht verleitete ihn, im Drange des Augenblicks von dem, was er andern versprochen hatte, abzusehen und in seinen Zusagen kein Maß zu halten. Und so geschah es, daß die Bittsteller, undankbar, wie oft Menschen sind, nicht für das, was sie erhielten, mit Dank, sondern für das vergeblich Erwartete mit Undank und bösem Willen lohnten und daß, eine nicht gerade seltene Erscheinung, er, der gutmütigste aller Menschen, in immerwährende persönliche und literarische Streitigkeiten verwickelt war. Diese betrieb er dann wie eine Liebhaberei, wie einen Sport, bei welchem die Neigung, Recht zu behalten, der Pflicht, die Wahrheit ins Licht zu stellen, weit voranging. Aber nichts hätte ihn abgehalten, auch seinem ärgsten Widersacher, wenn sich Gelegenheit bot, eine Wohltat zu erweisen. Man erzählt von einem kaiserlichen Husar im Dreißigjährigen Kriege, er habe nach der Schlacht einem verwundeten Schweden eine Labung bringen wollen, und als der Verwundete eine Pistole auf ihn abfeuerte, in gutmütigem Ärger ausgerufen: Du solltest die ganze Flasche bekommen, jetzt bekommst du nur die halbe! Ich bin überzeugt, Floß hätte sogar noch die ganze Flasche hingegeben. Seine Güte war in der Tat unerschöpflich. In den rheinischen Bauernfamilien ist es Gewohnheit, daß der bevorzugte Sohn, der die Mittel erhält, in den geistlichen Stand einzutreten, der sogenannte ‚Herr', später der Familie da und dort zu Hilfe kommt. Aber so wie Floß ist gewiß nicht oft jemand mit Anliegen behelligt worden von den nächsten, dann auch von entfernteren Verwandten. So erzählte er mir einmal — freilich in späterer Zeit — nicht ohne Unwillen, daß ein Vetter [richtig: Schwager] nicht sonderlich gewirtschaftet und nun fünf unerzogene Kinder in Dürftigkeit hinterlassen habe. Ich traute kaum meinen Ohren, als er fortfuhr, daß er bei einem wahrlich nicht reichlichen Einkommen diese fünf Kinder jetzt als die seinigen ansehen müsse; und so wurden sie in der Tat zunächst in sein Haus aufgenommen oder auf seine Kosten anderswo untergebracht.

An allem, was mich anging, besonders an meinem Fortkommen in Bonn, haben wenige so warmen Anteil genommen als er. Aber freilich, was er andern tat, verlangte er von andern auch für sich,

und es konnte nicht fehlen, daß seine Anforderungen an Zeit und Kraft seiner Freunde das gebührende Maß überschritten."

Hüffer wußte wohl, wie ungenügend die von ihm entworfene Charakteristik war. Deshalb ergriff er die Gelegenheit, wo er über den Historischen Verein zu sprechen hatte, in denselben Lebenserinnerungen nochmals des Kollegen zu gedenken. Er tat es mit folgenden Worten:

„Der bisherige Vorsitzende, der ehrwürdige, hochbetagte Pfarrer von Wachtendonk, war seit einer Reihe von Jahren erblindet; die eigentliche Leitung lag seitdem in den Händen des Professors Floß... Seinen Anforderungen, obgleich sie mir nicht selten lästig wurden, war schwer zu widerstehen; denn seine unbegrenzte Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit drängten das Mißvergnügen, das er wohl erregen konnte, stets wieder zurück. Auch sonst hatte er sich sehr verdient gemacht. Unermüdlich war während des Kulturkampfes seine Tätigkeit, die Studierenden und die Fakultät zusammen und aufrecht zu erhalten. Wenn nicht ein völliger Zusammenbruch erfolgte, ist es gewiß nicht zum wenigsten seiner Tätigkeit zuzuschreiben. Er ist deshalb als einer der ärgsten Eiferer verschrien worden, obgleich ihm in der Tat nichts ferner lag als eine fanatische, rücksichtslos durchgreifende Starrheit. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so würden vermutlich die unheilvollen Streitigkeiten des Erzbischofs mit den Bonner Theologen ganz vermieden worden sein. Aber es fehlte viel, daß Floß bei seinen Kollegen und selbst bei seinen geistlichen Vorgesetzten die verdiente Anerkennung gefunden hätte. Eine Szene wird mir unvergeßlich bleiben. Er hatte sich zu seinen zahlreichen Amtspflichten auch noch die Beurteilung theologischer Preisarbeiten aufbürden lassen, war aber, was bei ihm nicht selten war, mit der Arbeit nicht früh genug fertig geworden. Plötzlich erhielt er ein Schreiben des Erzbischofs, das ihn, den hochverdienten, bis zur Erschöpfung angestrengten Mann mit der Suspension bedrohte, wenn nicht bis zu einem nah bestimmten Tage die Arbeiten mit der Beurteilung wieder eingeliefert seien. Aber der ruhige, ehrerbietige und doch zugleich feste und würdige Ton seiner Antwort war ein leuchtendes Muster, wie ein katholischer Priester seinem Bischofe gegenüber eine schwere Prüfung zu bestehen weiß. Doch seine Kraft brach zusammen, am 2. Mai 1882 [richtig: 1881] fand man ihn, von einem Schlagfluß getroffen, auf dem Boden seines Zimmers liegend. Nur unverständliche Laute konnte er noch

äußern, als ich einige Stunden später an seinem Lager stand. Am 4. Mai morgens schied er aus dem Leben. Als rheinischer Bauernsohn hatte er sich die Grabstätte auf dem ländlichen Kirchhofe von Wormersdorf neben seiner Mutter ausgesucht."

Es wird sich noch zeigen, wie ungenau der Zusammenstoß mit dem Erzbischofe Melchers erzählt ist, aber auch, wie andere, und zwar wichtige Verhältnisse unfaßbar flüchtig nur angedeutet sind und wie sehr wesentliche Begebenheiten im Leben von Floß ganz übergangen wurden. Dies erklärt sich zum Teil aus Unkenntnis, zum Teil aber auch aus der höchst einseitigen Art Hüffers, alle Dinge zu sehen und darzustellen — eine Art, die seine Lebenserinnerungen zu einer nur mit Vorsicht zu benutzenden Quelle macht. Obschon mit Vorliebe dem Biographischen zugewandt, fehlte diesem Historiker das Notwendigste hierzu, der Wille und die Kunst, sich in fremde Persönlichkeiten einzufühlen, ihre Ideale zu verstehen und ihr Lebenswerk zu würdigen, wenn es sich nicht um Menschen handelte, die ebenso durch und durch schöngeistig veranlagt waren wie er selbst. Floß war das Gegenteil. Hüffer, der ausgeprägte Individualist, der geistig genommen, dem 18. Jahrhundert angehörte, besaß keinen Blick für die wirksamen Realitäten seiner aufgewühlten Zeit, am allerwenigsten für die kirchlichen. Als konfessioneller Zank, wie er sich auszudrücken pflegte, war ihm alles dergleichen so widerwärtig, daß er halb hochmütig, halb mitleidig darüber hinwegging. Und ein Floß lebte und webte in diesen Dingen. Sie flößten aber dem in seinen religiösen Anschauungen verschwommenen Biographen, dem Nachzügler der Aufklärungszeit, kein Interesse ein. Namentlich kann dessen Beurteilung von Menschen und Vorgängen nicht als maßgebend betrachtet werden. Hüffer glaubte sich stets im Besitze des juste milieu und machte es nicht ohne eine gewisse Aufdringlichkeit geltend, weshalb er für die Kämpfe, in denen sich das Leben von Floß erschöpfte, kein Verständnis hatte. Nimmt man dazu seine schriftstellerische Eigenart, alles fein säuberlich abzuschleifen, keine scharfen Linien hervortreten zu lassen, Bilder von der duftigen Epik altflorentinischer Flachreliefs zu zeichnen, auch auf Kosten dramatischer Wahrheit, so wird man es nicht schlechthin beklagen dürfen, daß er dem Kirchenmanne kein biographisches Denkmal gesetzt hat. Vermutlich hielt ihn auch das Bewußtsein des eigenen Unvermögens davon ab.

Diese Bemerkungen mußten gemacht werden, einmal um vor der

unbesehenen Annahme Hüffer'scher Auffassungen zu warnen, sodann um zu begründen, weshalb im folgenden besonderer Wert auf das Herausarbeiten tatsächlicher Vorgänge und Verhältnisse und auf ihre Hineinstellung in die Zeitbewegungen gelegt ist. In das Leben von Floß spielt manches hinein, das in größere Zusammenhänge gehört und zu deren Aufklärung beitragen mag, während Hüffer den Mann gleichsam bloß im Schlafrocke vorgeführt hat. Insbesondere lassen sich einige Schlaglichter auf die Geschichte der Bonner katholisch-theologischen Fakultät in deren stillster Periode werfen und damit der eine oder andere Faden zur Fortsetzung meiner Darstellung ihrer frühern Schicksale[3] aufzeigen.

Für mich bedeutet dieser biographische Abriß zugleich die Erfüllung einer Pietätspflicht. Wie ich meinen Vorgängern auf dem Lehrstuhl der Kirchengeschichte Ritter, Braun und Hilgers in den erwähnten Arbeiten zur Fakultätsgeschichte Blätter des Gedenkens geweiht habe, so kann ich jetzt auch Floß eines auf das Grab legen, der zwar nie die kirchengeschichtliche Professur förmlich innegehabt, das Fach aber fast drei Jahrzehnte hindurch in seinen Vorlesungen und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit vertreten hat. Zu guter Letzt mag hierin auch noch die Abtragung einer persönlichen Dankesschuld liegen; denn ich durfte als Student dem Lehrer näher treten, als es sonst zu geschehen pflegt, ja in seinem Hause und seiner Familie wohnen. Dadurch wurde mir manche Beobachtung möglich, die das Bild mit Leben umgab. Mögen auch Blicke aus der Froschperspektive eines blutjungen Menschen nicht viel zu bedeuten haben, so können sie doch einiges zeigen, das auf höhern Standpunkten weniger sichtbar wird.

Unsere Hauptquelle für die nachfolgende Darstellung ist der literarische Nachlaß von Floß, und wenn nichts weiteres angegeben wird, ist dieser als Fundort gemeint[4]. Er ist zwar nicht ganz ungeplündert geblieben — einiges befindet sich in der Aachener Stadtbibliothek, anderes ist öffentlich versteigert worden und in den Be-

[3] Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn 1818—1831 (1922). Ein vergessener Führer aus der rheinischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Joh. Wilh. Jos. Braun (1925) 153—187. 342—361. 430—469. Die Kölner Wirren. Studien zu ihrer Geschichte (1927).

[4] Eine noch so bescheidene Bearbeitung der Lebensgeschichte von Floß gibt es nicht. Der Artikel Laucherts in der Allg. deutsch. Biographie (48 [1904] 609 bis 611) ist eine bloße Zusammenstellung der Lebensdaten u. Büchertitel, ohne Beurteilung. Die Chronik der Universität 1880 81 bietet nur dürftige Personalnotizen.



sitz des verstorbenen Stiftspropstes Kaufmann zu Aachen gelangt—, aber er ist doch noch immer sehr umfangreich, leider jedoch auch ganz ungeordnet. Daß ich ihn mit aller Muße durchsehen konnte, verdanke ich der entgegenkommenden Güte seines damaligen Eigentümers, des verewigten Geheimen Sanitätsrates Dr. Gerhartz in Rheinbach, eines Neffen des Professors[5]. Ihm sei auch hier die gebührende Anerkennung dafür gezollt.

I. Herkunft und Studienjahre (1819—1845)

Floß entstammte einer kleinbäuerlichen Familie zu Wormersdorf (Kr. Rheinbach), in der auch das einheimische Kunsthandwerk der Töpferei betrieben wurde. Der am 29. Juli 1819 Geborene verlor früh den Vater (gest. 23. 3. 1825), erhielt aber durch Wiederverheiratung der Witwe mit dem Töpfermeister Corcelius (12. 9. 1826) einen liebe- und verständnisvollen Ersatz. Der Greis gedenkt im Testamente (7. 10. 1879) dankbar des Stiefvaters, der ihn „mit Aufopferung seiner Gesundheit und seines Lebens (gest. 1840) studieren ließ".

Zeitlebens ist der Mann von einem starken Familiensinn beherrscht gewesen. Nicht bloß das weiche Gemüt und die ländliche Sitte waren die Quelle, sondern auch die soziale Lage. Die auf wenige Dörfer verteilten „Kannenbäcker" lebten nach zunftgemäßen Überlieferungen als abgeschlossener Stand, so daß die berechtigten Familien vielfach ineinander heirateten und eng zusammenhingen[6]. Floß blieb stets in lebhaften Beziehungen zu der Heimat und der zahlreichen Verwandtschaft, ja hat sich für sie geopfert wie ein Vater, selbst über vernünftige Grenzen hinaus. Sechs Kinder seiner zur Witwe gewordenen (1865) Schwester nahm er in sein Haus auf und erzog sie; die vier Söhne unterhielt er bis zum Abschlusse ihrer akademischen Bildung, „mit vielen eigenen Entbehrungen und Opfern", wie er im Testament sagte. Auch noch für seinen jüngsten

[5] Die Papiere gehören jetzt dem Herrn Dr. Gerhartz, Professor an der Bonner medizinischen Fakultät, sind indes zum allergrößten Teile auf der Landes- u. Stadtbibliothek in Düsseldorf niedergelegt. Eine Anzahl Stücke befindet sich noch im Besitze des Herrn Prof. Gerhartz, dem ich für die gütigst gewährte Einsicht ergebensten Dank sage.

[6] S. den vortrefflichen Aufsatz von Prof. Gerhartz „Herkunft und Eigenart der Adendorfer Kannenbäckerei mit besonderer Berücksichtigung der Töpferfamilie Gerhartz" (Annalen 99, 36 ff.). Eine Schwester von Floß vermählte sich mit Johann Gerhartz.



Stiefbruder, der Arzt wurde, und für einen Vetter, der sich dem geistlichen Stande widmete, sorgte er in ähnlicher Weise. Ergreifend war seine Liebe zur Mutter, die bei ihm im Alter von 74 Jahren starb (1872). Neben ihr wurde er nach seinem letzten Willen auf dem heimatlichen Kirchhofe von Ipplendorf, zu dessen Pfarre Wormersdorf gehörte, zur ewigen Ruhe bestattet — wir, „die wir im Leben eng vereint Leid und Freude zusammen trugen" (Testament).

Nachdem der vorzüglich begabte und ernste Knabe durch Privatunterricht daheim vorbereitet war, kam er mit zwölf Jahren in die Quarta des Gymnasiums zu Münstereifel, das er am 16. August 1836, erst siebzehn Jahre alt, als Abiturient verließ. Alle seine Zeugnisse waren ersten Ranges und verraten eine gleichmäßige Veranlagung für alle Fächer, eine Vielseitigkeit, die ihm auch später im wissenschaftlichen Leben geblieben ist und die keinen Zug von Genialität für ein bestimmtes Forschungsgebiet aufkommen ließ. Talent und nie nachlassender Fleiß vereinigten sich zu einer ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit, die bis in die Tage der letzten Krankheit ungeschwächt anhielt, aber zu wenig Rücksicht auf die Körperkräfte nahm. So war es schon von der ersten Jugend an. Auch damals wird es nicht häufig vorgekommen sein, daß auf ein Schulzeugnis gesetzt wurde: „Muß darauf sehen, daß er seine Gesundheit nicht zum Opfer seines schönen Strebens mache", wie auf dem Zeugnisse des Primaners zu lesen ist, und daß dem zur Universität Abgehenden dem üblichen Wunsch der Schule, sich gewissenhaft weiter zu bilden, die Mahnung beigefügt wurde: „Mit vernünftiger Berücksichtigung seiner physischen Kräfte" (Abgangszeugnis).

Das Münstereifler Gymnasium erfreute sich damals eines gewissen Rufes, den es vornehmlich seinem Leiter Jakob Katzfey verdankte, der ein tüchtiger Mathematiker und ein durch seine allgemeine Bildung hervorragender Schulmann war. Aber weder er noch einer von den übrigen achtenswerten Lehrern hat auf den frühreifen Schüler einen tiefern Einfluß ausgeübt. Einigermaßen auffallend ist, daß auch Joh. Jos. Rospatt, der 1850 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Münster berufen wurde, dem künftigen Historiker nicht mehr gewesen ist als ein Lehrer schlecht und recht. Zu ihm hat Floß, obschon er sonst auf die Gemeinschaft mit katholischen Fachgenossen Wert legte, auch später keine Beziehungen

gehabt; allerdings bewegten sich Rospatts Arbeiten fast ausschließlich auf dem Gebiete der alten Geschichte, das Floß ferner lag. Eines hat dieser vom Gymnasium mitgebracht, was ihm für die theologischen Studien auf der Universität nicht zum Heile gewesen ist. Der genossene Religionsunterricht war durchaus hermesianisch: die gebrauchten Handbücher (Püllenberg, Siemers) huldigten dieser Richtung und die Religionslehrer Pfarrer Dr. Smets und Kaplan Caffer waren Hermesschüler durch und durch[7].

Der Eintritt in das theologische Studium zu Bonn, Herbst 1836, fiel in einen Zeitpunkt, der nicht ungünstiger hätte sein können. Ein Jahr vorher war das päpstliche Verdammungsurteil über die Theologie von Hermes ergangen, aber die Fakultät, obwohl sie sich dem darin ausgesprochenen Bücherverbote unterwarf, fuhr fort, hermesianisch zu lehren, weil die verworfenen Irrtümer in dem römischen Breve nicht näher bezeichnet seien und weil der Heilige Stuhl über die hermesische Lehre falsch unterrichtet worden[8]. Durch diese kirchlich unzulässige Haltung mußte sie sich in ihrer Wirksamkeit gelähmt fühlen und über kurz oder lang einer Katastrophe entgegentreiben. Auch den Studierenden konnte diese kritische Lage nicht ganz verborgen bleiben, da das verurteilende Breve allgemein bekannt geworden war, und so gerieten sie in einen das Studium hemmenden Zustand der Unsicherheit. Die weit überwiegende Mehrzahl bewahrte zwar ihren Lehrern die Treue, trotzdem ein Ordinarius der Fakultät, Heinrich Klee, unter dem lebhaften Beistande Windischmanns, des katholischen Professors der Philosophie, seit Jahren im Kampfe gegen den Hermesianismus stand und nun durch die kirchliche Verurteilung desselben eine starke Stütze erhalten hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der innere Zwiespalt mehr und mehr die Studentenschaft ergriff und ihr den freudigen Eifer knickte. Als dann mit dem Anfange des Jahres 1837 das scharfe Vorgehen des Erzbischofs Klemens August von Droste gegen die Hermesianer einsetzte und zu einem Verbote ihrer Vorlesungen führte, wurde den Studenten nicht nur die Möglichkeit des Studiums zum größten Teil genommen, sondern es ent-

[7] J. Katzfey, Gesch. d. Stadt Münstereifel u. der nachbarlichen Ortschaften (1854) 1, 288. Caffer legte seine Grundsätze für die Religionslehre in der Bonner Zeitschr. f. Philos. u. kath. Theologie (27 [1838] 201—209; 28 [1838] 214—223) dar, die manches Verständige enthalten und ihn als einen eifrigen Lehrer zeigen.

[8] Das Genauere hierüber wie auch über das folgende in meinem Buche „Die Kölner Wirren“ (1927) 355 ff.



spann sich auch in ihren Reihen ein heftig tobender Kampf, der bis zur gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs (20. 11. 1837) dauerte[9].

Der junge Student wurde empfindlich in Mitleidenschaft gezogen. Als das theologische Konvikt, in dem er eine Freistelle genoß, durch die Maßregeln des Oberhirten und die Gegenmaßregeln der Regierung der tatsächlichen Auflösung verfiel, mußte auch er weichen und sah sich bloß auf sein Stipendium aus dem Kölner Studienfonds im jährlichen Betrage von 78 Tlr. angewiesen. Schlimmer noch war der moralische Rückschlag. Wenn auch keine Äußerung über die damaligen Erlebnisse von ihm vorliegt, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß seine Sympathien nicht auf der Seite der kirchlichen Obrigkeit lagen. Das scharfe und plötzliche Eingreifen des Erzbischofs, der über die Interessen der jungen Leute rücksichtslos hinwegschritt, und das häßliche agitatorische Treiben einer kleinen antihermesianischen Partei unter den Studierenden waren nur zu sehr geeignet, billig denkende Gemüter abzustoßen, auch wenn sie nicht, wie Floß, vom Gymnasium her schon hermesianisch eingestellt waren. Der Studiosus blieb seinen Lehrern ergeben, besonders dem am schärfsten angefeindeten Leiter des Konvikts, in das er nach dessen Wiederbevölkerung zurückkehrte, dem Professor Achterfeldt. Unter einer öffentlichen Erklärung von zwanzig Alumnen zugunsten des in der (Höninghaus'schen) Kath. Kirchenzeitung schwer Verleumdeten findet sich auch sein Name, und seine philosophische Doktordissertation ist demselben als „discipuli pietas" gewidmet, wozu ein gewisser Bekennermut gehörte. Anderseits ist ihm unseres Wissens nie ein anerkennendes Wort über Klemens August entschlüpft, auch später nicht, als dieser immer mehr als ein Held der Kirche gefeiert wurde, und Floß den Hermesianer längst ausgezogen hatte.

Im akademischen Studium der Theologie hielt er sich an den herkömmlichen Pfad der Hermesschule; alle Vorlesungen der dieser Richtung huldigenden Dozenten besuchte er mit ausdauerndem Fleiße. Hierbei ist allerdings zu beachten, daß der Dogmatiker Vogelsang damals anfing, die alten Götter zu verlassen und neue aufzurichten, deren Wahrheit freilich denkenden Zuhörern wenig einleuchten konnte[10]. Floß schloß sich aber nicht engherzig von

[9] Ebda. 364 ff.
[10] Meine „Geschichte der kath.-theol. Fakultät" (1922) 252 f.

nichthermesianischer Theologie ab. Er hörte auch die exegetischen und dogmatischen Vorlesungen Klees, die jedoch in seiner Geistigkeit keine Spuren hinterlassen haben. Dagegen bewährte er sich als überzeugungstreuen Hermesianer, indem er den katholischen Vertreter der Philosophie, Windischmann, vollständig mied, obgleich er sonst die philosophischen Hörsäle eifrig aufsuchte, und indem er ebenso dem katholischen Kanonisten Ferdinand Walter, Windischmanns Schwiegersohn und wie dieser ein — allerdings stiller — Gegner des Hermesianismus, den Hermesianer Braun vorzog, bei dem er Kirchenrecht hörte. Übrigens darf, wenn der junge Theologe hier als Hermesianer gezeichnet wird, nicht außer acht bleiben, daß die dogmatischen Irrtümer der Schule, die leicht abgestreift werden konnten, viel weniger von Bedeutung waren als die ganze Geistesrichtung des Hermesianismus, seine streng wissenschaftliche Methode, das Betonen der berechtigten Forderungen der Vernunft, der Gegensatz gegen den blinden Fideismus auf der einen Seite und die Ausschreitungen der spekulativen Theologie auf der andern Seite, und im kirchlichen Leben die freiere, mit Bestrebungen der gemäßigten Aufklärung verwandte Auffassung. In diesem Sinne ist Floß Hermesianer gewesen. Das Beste, was er aus diesem Bildungsgange mitnahm, war der Wissenseifer, der die begabteren Jünger der Schule auszeichnete und der ihn nie verlassen hat. An positiver Förderung vermochte die Fakultät in ihrem damaligen Zustande, wo sie überragender Lehrer entbehrte, ihm nicht viel zu bieten, und für ein privates Studium fehlten die geeigneten Hilfsmittel. Daher ist seine theologische Bildung immer bescheiden, um nicht zu sagen, mangelhaft geblieben.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der nach Erkenntnis Hungernde sich auch auf Gebiete warf, die ihm die philosophische Fakultät darbot, zumal da sein für den Empfang der geistlichen Weihen noch viel zu jugendliches Alter ihn nötigte, die Studienzeit auf Jahre über die vorgeschriebenen Grenzen auszudehnen. Indes trieben auch Anlagen und Neigung dazu. Wie gesagt, wurden philosophische Kollegien verschiedenster Denkrichtung emsig besucht. Wenn daneben auf dem Abgangszeugnisse auch August Wilhelm von Schlegels Vorlesungen über „Neuere deutsche Literaturgeschichte" sowie „Theorie und allgemeine Geschichte der schönen Künste" erscheinen, so war es wohl mehr dem Namen des berühmten Professors zuzuschreiben. Dagegen war der Theologe mit ganzem

Herzen bei der klassischen Philologie und bei der Geschichte, aus denen zahlreiche Kollegien gehört wurden. Leider hatte der Glanz der Bonner Historie durch Niebuhrs Tod (1831) sich verloren und fing auch der andere Ruhmestitel der Hochschule, die Philologie, an etwas zu verblassen. Heinrich und Näke, ihre Vertreter, starben beide in demselben Jahre 1838, und ihr Neubegründer Friedrich Ritschl, der im folgenden Jahre eintrat, mußte erst den Boden bereiten, auf dem sein Lorbeer wuchs. Zu bedauern ist, daß Floß nicht, wie ehemals sein Lehrer Braun, Mitglied des philologischen Seminars wurde, infolge dessen ihm die strengphilologische Schulung abging. Immerhin erwarb er sich tüchtige Kenntnisse in den beiden alten Sprachen, was man an seinen spätern Editionsarbeiten sieht. Auch in der sichern und flüssigen Handhabung der lateinischen Sprache zeichnete er sich aus, so daß nie jemand neben Konrad Martin in der theologischen Fakultät ein so gutes Latein geschrieben hat wie er.

Die nachhaltige Beschäftigung mit Wissenschaften der philosophischen Fakultät führte dazu, daß der Theologe zweimal nacheinander Preisaufgaben dieser Fakultät löste. Die eine, ein Panegyrikus zur Jahrhundertfeier (1840) der Thronbesteigung König Friedrichs II., hatte freilich nicht viel zu bedeuten, zumal da auch die Preisrichter die lateinische Rhetorik nicht über jeden Mangel erhaben fanden. Den Überschwang, mit dem der Zwanzigjährige die Taten des Preußenkönigs in Krieg und Frieden pries, wird der Lobredner selbst nachmals belächelt haben. Eine ernste wissenschaftliche Leistung hingegen bildete die Bearbeitung der Preisfrage Quae sit persuasioni de animorum immortalitate cognatio ac necessitudo cum ea, qua Deum esse credimus (1839). Sie wollte die verschiedenen aus den verschiedenen Gottesbegriffen entwickelten Ideen auf diesem Gebiete vorführen, ohne selbst zu ihrer Wahrheit oder Falschheit Stellung zu nehmen. Die Fakultät fand zwar, daß in zu großem Umfange fremde Dinge, wie die Gottesbeweise, einbezogen und kritischen Erörterungen unterworfen worden, und daß einseitig die metaphysische Seite der Sache mit Außerachtlassung der psychologischen behandelt sei, anerkannte aber die dialektische Gewandtheit und die, wenn auch breite, doch gefällige Darstellung. Das Schlußurteil lautete sehr schmeichelhaft: „Die Abhandlung gehört zu den besten Bewerbungsschriften, die der Fakultät in irgendeinem Jahre jemals eingereicht worden und ist

daher des Preises im höchsten Grade würdig[11]." Die Arbeit zeugt von tüchtiger philosophischer Bildung, übrigens ganz im Geiste der hermesischen Schule, und zwar in Fragen, wo diese gegenüber ihren Gegnern durchaus im Rechte war und sich auf katholischem Grunde bewegte, so daß ihr Verfasser nicht nötig gehabt hätte, als er später einmal gelegentlich ihrer Erwähnung tun mußte (5. 11. 1857 in einem Briefe), mit einem leisen Unterton des Bedauerns sie als hermesianisch zu bezeichnen.

Die Abhandlung diente dann als Dissertation, mit der Floß sich den Doktorgrad in der Philosophie errang (27. 8. 1841), allerdings nicht gerade mit Auszeichnung, da er nur das Prädikat „cum laude" erhielt. Bemerkenswert sind die Disputationsthesen, weil sie Licht auf seine philosophisch-theologische Geistesrichtung fallen lassen. Gut hermesianisch und richtig ist die Verwerfung von angeborenen Ideen, die in der Erkenntnislehre eines Windischmann und Klee und in der spekulativen Theologie jener Zeit eine Rolle spielen. Eine gewisse Abkehr dagegen von der hermesischen Überschätzung der Vernunft und eine Annäherung an die Prinzipien der damaligen positiven Offenbarungstheologie verraten die Sätze, wonach die Unsterblichkeit der Seele weder aus der Natur der Seele noch aus deren Kräften allein bewiesen werden könne, oder daß das absolut vollkommene Wesen Gottes und dessen Wille, die Sünden zu vergeben, auf rein vernünftigem Wege nicht erkennbar seien. Floß war schon in einem Abschwenken vom echten Hermesianismus begriffen, was insofern Beachtung verdient, als auch hieraus ersichtlich ist, wie ein Teil der Schule sich den starren Fesseln ihres Ursprunges zu entwinden strebte. Zu derselben Zeit (1839) begann der beste philosophische Kopf unter den Hermesianern, Baltzer, seine Loslösung zu vollziehen (mein Buch „Ein vergessener Führer ..." 330—332). Auch von modernen liberalen Gedanken war der junge Doktor nicht unberührt. Einer seiner Streitsätze verwirft, das Sühnemoment im Strafrecht ausschaltend, die Todesstrafe, wenn es sonst möglich sei, den Verbrecher unschädlich zu machen. Sein Lehrer Braun huldigte ebenfalls dieser im Humanitarismus der Aufklärung wurzelnden Anschauung (ebenda 510); vielleicht hatte er sie von ihm. Die Dissertation erschien als solche unter dem Titel De animorum immortalitate im Druck (Bonn 1841), wurde aber sofort in ihrer

[11] Der Fakultätsbericht abgedruckt in der Ztschr. f. Philos. u. kath. Theologie 30 (1839) 242 f.



zweiten Hälfte umgearbeitet und erweitert und mit dem gleichen Titel 1842 in Köln als selbständiges Buch (118 S.) herausgegeben[12].

Die Promotion bildete den Abschluß seines akademischen Studiums, dessen Zeit er mit angestrengtestem Fleiße ausgenutzt hatte, ohne dem studentischen Leben, wie es scheint, Muße zu opfern, wie denn auch später keine Spur von Studienfreundschaften auftaucht (s. auch unten S. 17). Alle neun Semester wurden in Bonn zugebracht. Wohl war es sein Wunsch gewesen, andere Hochschulen zu besuchen, um sich auf die Doktion, die er schon damals als Ziel sich vorgesetzt hatte, besser vorzubereiten. Allein da das Ministerium das Gesuch um ein Stipendium (August 1840) trotz der Befürwortung durch die Fakultät aus Mangel an Mitteln, wie gegenüber Katholiken der Grund herkömmlich lautete, ablehnte, mußte er in Bonn ausharren, bis er das zum Eintritt in das Priesterseminar erforderliche Alter erreicht hatte. Im November 1841 wurde er in dieses aufgenommen. Auch jetzt hatte er das Mißgeschick, in einen kritischen Augenblick zu geraten. Am 3. März 1842 trat Johannes von Geissel als Koadjutor sein Amt in Köln an, von allen Seiten mit mißtrauischer Spannung erwartet, wie er sich zu den noch vom Kampfeseifer zitternden Parteien der Hermesianer und des altkirchlichen Klerus stellen werde. In die Stimmung, die bei dem jungen Seminaristen und seinen Genossen herrschte, läßt ein Brief Einblick tun, den er (13. 3. 1842) an einen Oheim schrieb. Nachdem er berichtet hat, daß der Erzbischof von den zu Weihenden eine neue mündliche Prüfung verlange, fährt er fort:

„Offenbar also das Examen, was das [Dom-] Kapitel im vorigen Herbst abgehalten, ganz oder halb für nichtig erklärt. Dann soll für die Zukunft für alle höhern Weihen, deren bekanntlich drei sind, ein schriftliches und ein mündliches Examen stattfinden. Also im ganzen sechs Examina.

Der Herr hat sich sehr gewundert, einen Doktor im Seminar zu finden, und deshalb sich angelegentlich erkundigt. Ich werde daher bald ihm meine Aufwartung machen müssen. Doch hat er nichtsdestoweniger für mich, weil ich beim Eintritt kein Examen gemacht habe, dekretiert, daß ich mit den von Bonn kommenden Studenten in der Karwoche noch extra das schriftliche und mündliche Examen machen solle. Zu dem schriftlichen habe ich mich bereit

[12] Die ersten 69 Seiten der Dissertation stimmen im Satz mit dem Buche überein.

erklärt, gegen das mündliche aber protestiere ich aus dem einfachen Grunde, weil ich beim Eintritt ein mündliches schon gemacht habe. Ist es ja doch schändlich, mich mit den Jungen auf die Katzenbank zu setzen!

Ich hatte eine einfache lateinische Anrede und Herr v. Berg[13] ein recht artiges Gedicht angefertigt, um ihn, wenn er zu uns ins Seminar käme, würdig zu empfangen. Da ist er aber, während wir am Tisch saßen, angefahren, hat eine Karte abgegeben und ist sodann fortgefahren. Ob er nochmal wiederkommen wird, ist ungewiß. Die wenigsten Seminaristen sind wohl auf ihn zu sprechen; denn, wie Sie sich wohl denken können, Examina sind denen ein Vorgeschmack vom Fegfeuer.

Ich freue mich indes auf die mündlichen Examina, besonders wenn es dem Herrn Bischof einfallen sollte, selbst zu fragen, aber mit den Bonnern mache ich kein mündliches mit.

Die meisten jungen Geistlichen, die zu ihm kamen, um zu gratulieren usw., fragte er [der Koadjutor] beim zweiten, dritten Wort: Sie haben wohl in Bonn studiert! Wenn er mich fragt, werde ich antworten: Ja, an unserer Landesuniversität Bonn.

Wie also da die Sachen zu stehen kommen werden, kann man nicht wissen. Allerdings sieht es etwas bedenklich aus. Doch hat mir der Mann gleich anfangs nicht übel gefallen. Ich war nämlich am ersten Tage beordert, ihm die Messe zu dienen. Da war er recht freundlich.

Ich denke mir, der Mann ist mit überspannten Ideen von Unordnung in diese Diözese hineingekommen, die möglichst noch der alte Bischof Klemens August, bei dem er sich Rats erholt, vermehrt hat, und will sich nun energisch zeigen. Wenn er sich einmal die Ecken abgerannt hat, wird er schon zahmer werden.

Ich lebe hier ein recht einsiedlerisches Leben auf meinem Zimmerchen, der Wissenschaft und meiner Laune. Ich denke: „Deutsches Herz verzage nicht: tu was dein Gewissen spricht." — Das letztere aber auch, wenn alles in die Brüche gehen soll. — Ich spiele bei allen diesen Geschichten den rührigen Beobachter: ich finde, daß man schweigen muß: und wie sehr man das muß, davon habe ich neue

[13] Später Kaplan in Jülich, machte er 1848 als demokratisch gesinnter Abgeordneter von sich reden.



Erfahrungen gemacht. Ich fange wieder an, für meine Umgebung ein Rätsel zu werden. Sie wissen ja, wie ich es in Bonn machte. Ich werde mich bestreben, es für die Zukunft noch mehr zu werden".[14]

Floß empfing am 25. September 1842 die Priesterweihe und ward bald darauf zum Hauskaplan des Pfarrers Binterim in Bilk ernannt, gegen dessen auf einen andern gerichteten Wunsch (Pfülf, Geissel 1, 564). Der Erzbischof-Koadjutor, der wissenschaftliche Bestrebungen vollauf zu schätzen wußte, aber den Hermesianismus auszurotten dachte, verfolgte den doppelten Zweck, den vielversprechenden jungen Mann durch den gelehrten Pfarrer in seinen Studien fördern und zugleich durch den scharfen Hermesianerfeind von seiner theologischen Richtung heilen zu lassen. Beides wurde erreicht: dem Kaplan, der, wie wir sahen, schon einen Fuß auf den Weg nach Damaskus gesetzt hatte, wurde es unter dem imponierenden Einflusse Binterims und vermöge seines stets bewährten nachgiebigen Gemütes nicht schwer, die Fahne Bonns zu verlassen[15], und wissensdurstig gab er sich den durch eine kostbare Bibliothek

[14] Auch im theologischen Konvikt zu Bonn griff eine unbehagliche Stimmung um sich, als — ohne Zweifel mit Vorwissen Geissels — durch dessen Vertrauensmann Prof. Dieringer, der die einstweilige Leitung der Anstalt übernahm, die Zügel schärfer angezogen wurden. Der Brief eines Zöglings (s. unten Anhang I) gibt darüber Auskunft, den ich der Güte seines Neffen, des Herrn Bibliotheksdirektors Prof. Dr. Buschbell in Krefeld verdanke, was auch an dieser Stelle gebührend anerkannt sei. Der Schreiber des Briefes, Wilhelm Granderath aus Giesenkirchen, war ein sehr begabter und ernster junger Mann, dem auch Geissel das Zeugnis gab, daß er „wissenschaftlich ziemlich gebildet", aber „der hermesischen Schule und Richtung zugetan" sei (Pfülf, Geissel 1, 564). Granderath ist dieser Richtung — abgesehen von den dogmatischen Irrtümern der hermesischen Theologie — treu geblieben, trotzdem daß Geissel ihn in die Bekehrungsschule Binterims schickte. Noch im Alter hat er, wie mir Herr Dr. Buschbell freundlichst mitteilte, eine in diesem Sinne gehaltene Darstellung der Kölner Wirren von 1837 den „Stimmen aus Maria Laach" eingeschickt. Leider ist sie von diesen nicht gedruckt, vielmehr allem Anscheine nach vernichtet worden. Sie wäre als Quelle nicht ohne Wert, besonders weil der Verfasser mit den beteiligten Kölner Gegnern des Erzbischofs Klemens August persönlich bekannt war. Für die ideale Auffassung der jungen Hermesianer — Granderath ist zeitlebens entschieden kirchlich gewesen, wenn er auch nie zu den „Geißlern" gehört hat (Mitteilung Buschbells) — ist die Briefstelle bezeichnend, wo er sich darüber beklagt, daß er und seine Genossen als solche angesehen würden, „die einen Stand eingehen, für den sie keine Lust, keine Anlagen, keinen Beruf hätten".

[15] Binterim rühmt von ihm: „Das ist ganz gewiß, er hat weder hermesischen Stolz noch hermesischen Starrsinn" (Pfülf, Geissel 1, 563). Diese beiden Eigenschaften galten den Gegnern der Schule als deren Erbsünde, nur teilweise mit Recht.



unterstützten Belehrungen des Hausherrn hin. Jedoch ist der Schüler keineswegs in eines der entgegengesetzten theologischen Lager übergelaufen. Weder wurde für ihn die alte Wissenschaft, von der Binterim ausschließlich zehrte, maßgebend, noch bekannte er sich zu dem fideistischen Verzicht auf eine denkende Theologie, wie Klemens August und dessen Gefolgschaft einen solchen predigten, noch lenkte er seinen Schritt zu dem stolzen Tempel, in dem der Philosoph Windischmann und die meisten süddeutschen Dogmatiker die benebelnden Weihrauchwolken der „Spekulation" hochsteigen ließen. Er hielt fest an der durchaus richtigen hermesischen Methode einer rationellen Apologetik und einer positiven Darlegung der kirchlichen Glaubenslehre[16]. Niemals auch hat er sich dazu verstanden, die Wiege seines wissenschaftlichen Werdens zu schmähen und in das Crucifige anderer Renegaten einzustimmen, vielmehr bewahrte er der allgemeinen Geistesrichtung des Herme-

[16] Reisebericht an den Kultusminister (19. 10. 1845): „Die Dogmatik fand ich auf diesen drei hohen Lehranstalten (Freiburg, Tübingen, München) in demselben Geiste vorgetragen, nämlich durchaus spekulativ und, wie mir schien, ohne alle Bedachtnahme praktischer Anwendbarkeit. Herr Prof. Kuhn in Tübingen und Herr Prof. Stadlbauer in München schienen dabei Herrn Prof. Staudenmaier in Freiburg als Vorbilder zu folgen, jedoch mit dem Unterschiede, daß Herr Prof. Kuhn allen Cartesianismus und damit alle Philosophie, die nicht spekulative Dogmatik ist, als ihrem Prinzip nach zum Pantheismus führend verwirft, während die beiden andern Herren hierin teilweise Herrn Günther in Wien sich nähernd, die Ich-Philosophie in ihrem Rechte anerkennen. Meine Erfahrungen während meiner praktischen Wirksamkeit über das, was dem praktischen Theologen nottut, veranlaßten mich, mich entschieden gegen diese Zeitrichtung in der deutschen Behandlung der Dogmatik zu erklären, es sei denn, daß selbige sich dazu verstehen wolle, als eigene spekulative Disziplin neben und außer dem planen Vortrage der Dogmatik sich zu konstituieren. Ebenfalls dürfte wohl das oben genannte Prinzip des Herrn Prof. Kuhn sich wenige andauernde Anerkennung erwerben." Richtig erkannte er, einen gesunden Hauptgedanken des Hermesianismus festhaltend, den Mangel einer apologetischen Grundlegung, „die unerläßliche Vorfrage aller Dogmatik: Wie gelange ich dazu, der ich ... Katholik von Jugend auf bin, es auch als Theologe aus wissenschaftlicher Überzeugung zu sein? Daß die Antwort hierauf erst aus der spekulativen Dogmatik resultiere, wird immer eine unzulässige Behauptung bleiben', (ebda.). Über Stadlbauer bemerkt er in einem Briefe an Binterim (o. D.) aus dieser Zeit: Er „scheint mir an einer deutschelnden Philosophie gerochen zu haben, was mir nicht gefällt". Einen Hieb des Bischofs Kaiser von Mainz auf die spekulative Theologie hielt Floß für wichtig genug, ihn seinem Tagebuche (1844) einzuverleiben. Derselbe gestand ihm bezüglich der Lehrtätigkeit Staudenmaiers in Gießen, „die Studenten hätten recht nette Arbeiten geliefert; aber hätte er einmal nach Liebermann examiniert (Dogma, Beweise, Schrift, Tradition etc.), so hätten sie sich über die Katechismnswahrheiten kaum ausweisen können". Über die Persönlichkeit und kirchliche Richtung Kaisers findet sich eine Charakteristik bei F. Vigener, Ketteler (1924) 141.

sianismus seine stillen Sympathien[17]. An dem Radikalismus der Spannungen jener Zeit gemessen, war es höchstens eine halbe Bekehrung. Es war eine Bekehrung nur insofern, als Floß sich fortan von der Partei strenge fernhielt, der Philosophie für immer entsagte und, das Gold des Schweigens hütend, seine eigenen Gedanken hatte. Übrigens ist dies letztere für sein Leben ohne Belang gewesen, da es durch jene Fragen nicht mehr berührt wurde. Indes, was die Hauptsache war, Geissel erklärte sich für höchlich befriedigt, sei es, daß er, der kein wissenschaftlicher Theologe war, nicht tiefer schaute, sei es, daß seinem hierarchischen Gesichtspunkte die äußere Umkehr genügte. Die Sonne seiner Gunst schien von jetzt an ungetrübt über dem Haupte des Emporstrebenden[18]. Jedoch soll nicht verkannt werden, daß bei diesem wirklich der Wärmegrad kirchlichen Fühlens in der Luft des Bilker Pfarrhauses beträchtlich höher stieg und seine ganze Persönlichkeit durchdrang, was dem Scharfblicke des Oberhirten nicht entging[19].

Die wissenschaftliche Förderung, die der Kaplan von Binterim erfuhr, bestand weniger in positiver Belehrung und Hilfeleistung, wozu die veraltete Gelehrsamkeit des Pfarrers auch nicht geeignet war, als in Anregungen, in der Einführung in die ältern, aber noch immer maßgebenden Quellenwerke und Literatur, die in der reichen Büchersammlung Binterims täglich zu Gebote standen, und damit in der sachlichen Erweiterung des Gesichtskreises. Vorzüglich waren es kirchliche Archäologie, des väterlichen Freundes eigenstes

[17] Mit leicht durchschimmernder Genugtuung verzeichnete er in seinem Tagebuche 1844 Äußerungen des Bischofs Kaiser in Mainz (selbst kein Hermesianer), der ihm erklärte, „die Schriften [von Hermes], die Einleitungen etc. mit vielem Vergnügen gelesen zu haben; die in der Darstellung gelegene Klarheit habe ihn sehr angesprochen. Er fügte endlich bei: er glaube, es sei besser gewesen, wenn nichts in der Sache [d. h. die Verurteilung] geschehen sei."

[18] Geissel an Binterim 16. 9. 1843 (Papiere Binterims im Besitze des † Stiftspropstes Kaufmann in Aachen): In Bonn werde nächstens eine Repetentenstelle frei. „Wie ist Dr. Floß? Könnte man sich auf denselben hinsichtlich seiner Gesinnungen (besonders puncto Hermesianismi) verlassen und wäre er zu einem künftigen Professor der Theologie geeignet und verlässig?" Die glänzenden Auskünfte des Befragten und der Dank des Erzbischofs an diesen s. Pfülf, Geissel 1, 563 f.

[19] Geissel an Binterim 3. 5. 1845 (Sammlung Kaufmann): „Der junge Mann gibt schöne Hoffnungen dereinstiger Brauchbarkeit zum Wohle der Kirche. Dabei ist es erfreulich, daß er in guter Richtung und in kirchlich treuer Gesinnung sein Ziel verfolgt. Diese Richtung und Gesinnung verdanken wir Ihrem väterlichen Einwirken auf den jungen Priester. Ich wünsche mir Glück, daß ich den jungen Mann bei seinem Eintritte in das priesterliche Leben Ihrer Leitung unterstellen konnte, welche so glücklich ausgefallen ist."



Gebiet, ferner Patrologie, theologische Literaturgeschichte und die heimatliche wie allgemeine Kirchengeschichte, worauf die leitende Hand ihn hinführte, schon aus dem Grunde, um dem Hermesianer die für besonders gefährlich gehaltene Philosophie auszutreiben (Pfülf, Geissel 1, 563 f.). In der Tat ist Floß in Bilk zum Historiker umgewandelt worden. Wenn jedoch sein Lehrmeister glaubte, durch die eifrige Beschäftigung des Pflegebefohlenen mit Johannes Skottus oder, wie er es ansah, „mit der geschichtlichen Theologie beim Anfange der Scholastik" (ebd.) einen großen Erfolg nach jener Richtung erzielt zu haben, so täuschte er sich. Wohl hat der junge Gelehrte sich damals eifrig mit Studien über den berühmten Iren abgegeben, aber sie wurzelten noch in dem hermesianischen Boden der früheren Zeit. Der einsam und rätselhaft im 9. Jahrhundert aufragende Denker wurde von den Bannerträgern der spekulativen Theologie wie ein Abgott gefeiert. Sie hielten sein von neuplatonischen Ideen genährtes System für den Ursprung der mittelalterlichen Scholastik und Mystik und glaubten, sich mit demselben verwandt fühlend, durch Huldigungen vor dem Genie des Skottus ihre eigene Übereinstimmung mit der Philosophie und Theologie der Vorzeit erweisen und so deren Richtigkeit erhärten zu können. Staudenmaier begann 1834 ein von Begeisterung getragenes Werk über den alten Eriugena zu veröffentlichen[20] und Christoph Schlüter, ein von der pantheisierenden Spekulation Baaders stark beeinflußter Privatdozent der Philosophie in Münster, gab 1838 die Hauptschrift des Skottus mit einer langen Vorrede heraus, die den dogmatisch sehr bedenklichen Irländer als rechtgläubig zu verteidigen unternahm[21]. Die Hermesianer, der

[20] Joh. Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Bd. 1 (1834). Dieser Band enthält nur die allgemeine, über die Bedeutung des Skottus sich ergehende Einleitung; mehr ist nicht erschienen. Schon vorher hatte ein anderer Gegner des Hermesianismus, Albert Kreutzhage (Mitteilung über den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens 1831), ein Loblied auf Erigena gesungen und dessen Pantheismus geleugnet.

[21] Johannis Scoti Erigenae De divisione naturae libri V. Editio recognita et emendata (1838). Schlüter ist nur durch Unterschrift der Vorrede als Herausgeber genannt. Die Ausgabe ist voll Fehler. Schlüter spricht seinen philosophisch-theologischen Standpunkt und seinen prinzipiellen Gegensatz zum Hermesianismus in dem Bekenntnisse aus (Praefatio XXVIII): Haud infitiamur, Hegelii speculationem, praecipue si eam cum philosophia critica et cum subiectivo idealismo compares, de christiana philosophia et theologia optime esse meritum atque etiam Erigenae scriptis facilius intelligendis quodam modo certe viam aperuisse.

spekulativen Schule von Natur aus spinnefeind, empfanden dies als eine Herausforderung und antworteten scharf[22]. Das war für Floß noch in seiner Studentenzeit der Anlaß, sich mit Skottus zu beschäftigen[23]. In Bilk legte er die erste Hand an das Werk.

Von idealer Art war das persönliche Verhältnis zum Pfarrer. Der Kaplan brachte dessen überragendem Wissen und charaktervollem Wesen unbedingte Hochachtung entgegen, und jener vergalt es mit herzlichem Vertrauen und Wohlwollen. Mit dem jugendlichen Priester, der in seinem Hause wohnte und an seinem Tische aß, bildete sich ein familiäres Zusammenleben heraus, das die Note heiterer Freude trug. Der grimmige Polemiker Binterim war daheim kein Spaßverderber und huldigte im häuslichen Kreise und unter Freunden rheinischem Frohsinn. Die während der Studienreise, die Floß auf längere Zeit in die Ferne führte, mit dem Pfarrherrn und den Hausgenossen gewechselten Briefe geben davon ein anschauliches Bild. „Bilk“, schrieb er bei der Trennung in sein Tagebuch, „war mir fast eine zweite Heimat geworden“, und noch im Alter gedachte er in seinem Testament mit Dank „seines väterlichen Freundes und Wohltäters“. Dieser betrachtete ihn als den Erben, zwar nicht seines Geistes — dafür blieb Floß zu sehr anders geartet —, wohl aber der Geheimnisse seines langen Kampflebens, indem er ihm seine reiche und wichtige Privatkorrespondenz ver-

[22] Zeitschr. f. Philos. u. kath. Theologie 12 (1834) 210—223; 16 (1835) 198 bis 213 Rezension über Staudenmaiers Buch. Besonders wurde hier hervorgehoben, daß die Schrift des Skottus De divis. nat. durch Papst Honorius III. als ketzerisch verurteilt und nachmals, als sie im Druck erschienen war, auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden sei. S. auch mein Buch „Ein vergessener Führer...“ 145. Später noch erfolgte in einer anonymen sehr gelehrten Abhandlung (De Joanne Scoto Erigena commentatio); abgedruckt bei Migne Patrol. lat. 122 [1853] 1—88) eine Kritik der Philosophie und Theologie des Skottus, die als Schlußergebnis hat: Nulla ex parte aut cum recta ratione aut cum doctrina christiana consentire, vielmehr offener Pantheismus sei (88). Die ursprüngliche Ausgabe, die nach der Angabe bei Migne (1 N.) bei Marcus in Bonn 1830 herauskam, war mir nicht erreichbar. Das Jahr 1835 ist schwerlich richtig, da Floß 1852 (bei Migne, 122 p. II) schreibt, sie sei abhinc aliquot annis erschienen. Die Realenzykl. f. protest. Theol. u. Kirche[3] 18, 87 gibt das Jahr 1845 an. Unter diesen Umständen vermag ich nicht zu entscheiden, ob sie, wie zu vermuten steht, ein hermesianisches Erzeugnis ist. An Floß selbst als Verfasser kann nicht wohl gedacht werden, weil er in Fußnoten auf einige Irrtümer darin hinweist.

[23] Im Prooemium seiner Ausgabe (Migne 122, p. I), das vom Sept. 1852 datiert ist, erzählt er, daß er schon vor fast 13 Jahren, ärgerlich über das dem Skottus neuerdings gespendete Lob, den Vorsatz einer Untersuchung gefaßt habe, um ein „gerechtes Urteil zur Ehre und zum Nutzen der heiligen Kirche“ zu begründen.



machte, wie er ihm auch den größten Teil seiner kostbaren Büchersammlung auf Lebenszeit zur Nutznießung testamentarisch überließ[24]. Das anderthalb Jahr zu Bilk bildete für Floß das Idyll seines Lebens. Jedoch war es ein solches nicht in dem Sinne, daß er sich den Erlebnissen harmlos genießend hingegeben hätte, vielmehr stand er ihnen kritisch gegenüber. Das Pfarrhaus von Bilk war sozusagen das Hauptquartier der altkirchlichen Partei, deren führende Männer hier aus und ein gingen. Floß, keineswegs mit deren Tendenzen unbedingt sympathisierend, beobachtete sie mit scharfem Blicke und trug seine manchmal sehr abfälligen Urteile, die wahrscheinlich viel zu abfällig sind, getreulich in sein Tagebuch ein[25].

Bilk konnte und sollte bloß die kleine Anfangsstation sein; die Lebensabsicht blieb auf das akademische Lehramt gerichtet, ein Ziel, das auch der Erzbischof-Koadjutor wünschte und tatkräftig förderte. Vielfach galt als beste Vorbereitung dazu eine größere

[24] Die Papiere sind nach Floß' Tode zum größern Teil in das Pfarrarchiv von Bilk zurückgekommen, zum kleinern Teile, wie es scheint durch ein Versehen, mit seiner Bibliothek öffentlich versteigert worden und (ob alle?) in den Besitz des verstorbenen Stiftspropstes Kaufmann zu Aachen gelangt. Einiges liegt auch jetzt noch im Floß'schen Nachlasse. Der Floß überlassene Teil der Binterim'schen Bibliothek befindet sich jetzt mit dieser wieder vereinigt auf der Landes- und Stadtbibliothek in Düsseldorf.

[25] Richtiges ist an der vergleichenden Charakteristik der Art des Vorgehens bei Binterim und Michelis, dem ehemaligen Kaplan des Erzbischofs Droste: „Binterim ist das mit Ruhe, wonach Michelis idealisch jagt, ohne es zu der Ruhe vielleicht je zu bringen. Darum Michelis nur aufrührerisch, aber nie gefährlich. Was Michelis tut, damit hascht er nach der Marterkrone. Binterim geht ruhig Schritt für Schritt" (vgl. auch seine Bemerkungen über Michelis in meinem Buche „Die Kölner Wirren" 281 A. 486). Dagegen zeichnet er mit bitterer Feder Johannes Möller, Professor der Geschichte in Löwen, der allerdings ein fanatischer Feind der Hermesianer und aller derer war, die nicht zu Klemens August schworen, während er dessen Vater Nikolaus Möller, der in Löwen Philosophie lehrte, einen „guten alten Mann" nennt. Der Sohn, meint er, „könnte eher einen knotigen Halfenssohn abgeben als einen Professor, frech, absprechend, ohne Mäßigung, Protestantenhasser, führt das große Wort ohne Einsicht und Gewissen. Kurz, es fehlt dem jungen Möller alles, was man so eine edle Natur nennt". Einem genau bezeichneten Pfarrer aus der Nähe wird der Merkzettel angeheftet: „Der widerlichste Pfaff von der Welt. Eine schwarze, düstere Visage, abstoßende Manieren, Haß gegen Preußen, der in Witz sich kleiden will, aber summa summarum der widerlichste Eindruck. Ein häßliches Äußere verrät eine häßliche Seele." Solche ingrimmige Äußerungen des Abscheues sind erklärlich im Munde eines selbst maßvoll und vornehm Denkenden. Bemerkenswert ist der Tadel über den blinden Preußenhaß jener Parteimänner — ein Nachhall der akademischen Lobrede auf Friedrich II., die, wie man sieht, ehrlich gemeint war.



wissenschaftliche Reise. Nachdem der erste Versuch, hierfür die Geldmittel vom Kultusministerium zu erlangen, mißlungen war (s. oben S. 16) und auch ein zweiter Anlauf in der Seminarzeit (22. 9. 1842) dasselbe Schicksal erfahren hatte, erklärte sich endlich der Minister Eichhorn bereit (30. 11. 1842), ohne Zweifel auf Fürsprache Geissels, und bewilligte ihm 350 Tlr. (31. 12. 1843) und später nochmals 300 Tlr. Geissel fügte aus der kölnischen Priesterhausstiftung 100 Tlr. hinzu, denen er während der Reise weitere 120 Tlr. folgen ließ. So konnte Floß sorgenfrei in den ersten Tagen des Mai 1844 die ersehnte Fahrt antreten, mit Empfehlungsschreiben u. a. der Professoren Scholz und Dieringer in Bonn ausgerüstet. Die Reise ging nach Mainz, Speier, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg und Freiburg, dann in die deutsche Schweiz, wo Floß zu St. Gallen die dauernde Freundschaft des wissenschaftlich ausgezeichneten Dekans Greith, des nachmaligen Bischofs von St. Gallen, gewann. Auf dem Rückwege wurden Tübingen und Stuttgart besucht, dessen Bibliothekar Gfrörer er besonders nahetrat[26]. Nach einem längeren Aufenthalte in München folgte die Italienfahrt, die über Trient, Verona, Mailand, Genua nach Rom führte, das den Reisenden vier Monate festhielt[27]. Der Rückweg wurde über Florenz, Bologna, Padua und Venedig genommen. Auch

[26] Eine Reihe Briefe Gfrörers an Floß im Nachlasse.

[27] Von der Audienz bei Gregor XVI., der ihn nach Überreichung eines Empfehlungsschreibens von Binterim sehr gnädig aufnahm, erzählt das Tagebuch, derselbe habe lachend dem als de Bonna seiend Vorgestellten bemerkt, es sei etwas anderes „de Bonna" und etwas anderes ein „bonon" [ausgezeichneter Mann] zu sein. Auf Floß' Erwiderung, es sei jetzt dort besser, habe der Papst seine Zufriedenheit geäußert.

Die politischen Zustände des Kirchenstaates beurteilte er mit unbeirrtem Wahrheitssinn folgendermaßen (Brief an Döllinger 17. 12. 1861; ein anderes Stück aus diesem Briefe bei J. Friedrich, Ignaz von Döllinger 3, 263 f.). „Manches, was ich unter Gregor XVI. in Rom sah, hat mich damals freilich sehr unbefriedigt gelassen. Manches mochte auch bei uns vor 1794 ähnlich ausgesehen haben. In politischer Beziehung aber wollte mir nie ein, daß, wenn man die unruhigen Köpfe einsperren mußte, man doch nicht planmäßig Bedacht darauf nahm, solches wenigstens für die Zukunft unnötig zu machen. Freie Konkurrenz der Geistlichen und Laien, Herstellung der Munizipalitäten, wozu gewiß noch schöne Anknüpfungspunkte vorhanden sein müssen, Abtreten von seiten derselben an die Zentralregierung alles dessen, was zu einer solchen durchaus nötig ist, muß, wenn die Restauration erfolgt, notwendig im Kirchenstaat zu einem frischen Leben führen." So schrieb Floß, nachdem Döllinger in den Odeonsvorträgen eine offenherzige Schilderung der Lage im Kirchenstaate gegeben und dadurch in den weitesten katholischen Kreisen einen Entrüstungsorkan erregt hatte, von dem Floß sich aber nicht beeinflussen ließ; er hatte selbst gesehen.

in Wien, das bei der Rückkehr aus dem Süden das nächste Ziel war, ward längere Zeit Halt gemacht und diese auch zu Besuchen in den mit reichen Bibliotheken ausgestatteten Donaustiften benutzt. Allmählich an die Heimkehr denkend, aber zu dieser einen sehr weiten Umweg wählend, erledigte der junge Forscher noch, was Prag, Breslau, Leipzig, Halle, Berlin, ferner Weimar, Erfurt, Gotha, Göttingen, Kassel für seine Zwecke bieten konnten. Nach einer Abwesenheit von einundeinemhalben Jahre langte er anfangs November 1845 wieder im väterlichen Hause zu Wormersdorf an. Er hatte Geschmack an solchen Reisen bekommen und einen übermächtigen Eindruck von den Schätzen davongetragen, die in den großen Handschriftensammlungen der Hebung harren. Später hat er noch oft Bibliotheksfahrten unternommen, die ihn nach Darmstadt, Brüssel und Paris und zum zweitenmal nach Rom und Venedig lockten. Diese bleibende Neigung ist nicht in allweg zu seinem Besten gewesen. Der ohnehin bei ihm bestehende Hang zur Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit oder, richtiger gesagt, die allzu große Mannigfaltigkeit der historischen Studiengebiete erhielt dadurch weitere Nahrung, und diese Nahrung erzeugte immer neuen Hunger. Inmitten des Reichtums sitzend, konnte er sich, um die Gelegenheit bis zum letzten Tropfen auszunutzen, nicht genugtun im Gewinnen, oft zum Schaden seiner eigentlichen Geschäfte. Goethes Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" hat er nie beherzigt. So ist es gekommen, daß er in seinem ganzen Leben Rohmaterialien auf Rohmaterialien häufte, ohne zur Verarbeitung zu gelangen, die ihm auch dann nicht vergönnt gewesen sein würde, wenn ihm ein längeres Dasein beschieden worden wäre. Die meisten Früchte seines Fleißes modern in seinem Nachlasse, und kein anderer kann sie verwerten; der methodische Fortschritt der historischen Wissenschaft macht sie unbrauchbar. Dies trifft schon zu einem guten Teile die Ernte der ersten Forschungsreise.

Der nächste Zweck dieser Reise war, für die Untersuchung über das Leben des Johannes Eriugena und für die Herausgabe seiner Schriften die handschriftlichen Unterlagen zu gewinnen. Der Zweck wurde auch in der Beschränkung, die durch die Zahl der besuchten Bibliotheken auferlegt war, in der Tat erreicht. Dieselbe Aufgabe auch für die beiden Makarius, die berühmten ägyptischen Mönche des 4. Jahrhunderts, zu lösen, dieser Plan entstand ihm erst an-

gesichts der Wiener Handschriften; auch sie fand in dem angedeuteten zu engen Rahmen der benutzten Kodizes ihre Erledigung. Außerdem griff er nach Briefen aus der Reformationszeit, etwa 140 von den katholischen Vorkämpfern Eck, Cochläus, Johann Faber, König Ferdinand an den Nuntius Vergerio (1533—1535), ferner zu Briefen des Nuntius Vorstius (1536—1537), die, wie er in einem Reisebericht an Geissel (Wien o. D.) meint, sich „zu einem schönen Bande zusammenschließen werden". Besonders sammelte er Briefe des Vergerio[28], jenes unstäten Bischofs von Capodistria, der schließlich zum Protestantismus übertrat und ein giftiger Polemiker gegen die alte Kirche wurde (gest. 1565). Er fand ihrer eine große Anzahl. Auch auf ungedruckte deutsche Konzilien fahndete er und schrieb liturgische Formulare und altdeutsche Marienlieder[29] ab. Das letztere sollte wohl eine kleine Huldigung an Geissel sein, der in jungen Jahren selbst sich mit solchen Dichtungen beschäftigt hatte (Pfülf, Geissel 1, 35), wie diese Mitteilung denn auch in einem Berichte (15. 10. 1845) an den Bischof steht. An Vielseitigkeit und emsigstem Fleiße ließ Floß es wahrlich nicht fehlen. Dem Kultusminister berichtete er (19. 10. 1845), seine „Sammlungen ... dürften sich auf vier Druckbände belaufen, wozu noch ein fünfter Varia hinzukommt, nebst ausführlichen Exzerpten aus den Katalogen der Vaticana, Palatina und Christina in Rom". Ans Licht getreten ist jedoch von all diesen schönen Sachen nichts.

Als zweiten Reisezweck verfolgte Floß auf Wunsch des Koadjutors, die Behandlung der Theologie auf den verschiedenen Hochschulen kennenzulernen als Vorbereitung auf die eigene Lehrtätigkeit, näherhin, wie er es in dem Berichte an Minister Eichhorn (19. 10. 1845) ausdrückt, „sich über die Art und Weise der Lösung

[28] Der Nachlaß bewahrt eine Menge von Vergerio-Briefen in saubern, von ihm selbst durchgesehenen und teilweise mit Erläuterungen ausgestatteten Abschriften. Allein aus Stuttgart stammten etwa 300. Noch auf seiner letzten Italienreise (1876) sammelte er dafür in Rom und Venedig. Indes bis zu einer Biographie, deren der Nachruf in der Deutschen Reichszeitung (10. 5. 1881) als eines nicht vollendeten Werkes gedenkt, war noch ein weiter, sehr weiter Weg, da die äußerst wechselvolle Lebensgeschichte des unstäten Mannes ungewöhnlich große und schwierige Vorarbeiten anderer Art erforderte, von denen sich in den hinterlassenen Papieren nichts findet.

[29] Zu solchen Funden gehören die „Neuen Marienlegenden nebst einem Gebete an Maria, in Versen, aus einer altdeutschen Hs. des 14. Jhs. im Stift Klosterneuburg bei Wien, mitgeteilt von Dr. Floß" (Kath. Ztschr., hg. von einem Verein von Geistlichen und Laien, Münster, Jahrg. 1 [1851] 396—418. 461—482). Die Texte sind mit kurzen Inhaltsangaben und längerer Einleitung versehen.



der Hauptprobleme der dogmatischen und historischen Theologie, sofern solche ihm nicht schon durch Schriften der betreffenden Herren Professoren bekannt war, durch persönliche Bekanntschaft derselben an den verschiedenen höhern Lehranstalten Deutschlands zu unterrichten". Die empfangenen Eindrücke sind interessant sowohl für die Anschauungen von Floß selbst als auch für die Kenntnis des sonst wenig bekannten damaligen theologischen Lehrbetriebes in Süddeutschland. Sie mögen hier eine Stelle finden. Den Zustand der Dogmatik fand er sehr unbefriedigend, weil sie ganz von der spekulativen Schule beherrscht war (s. oben S. 19). Bezüglich der Moraltheologie bemerkt er (ebd.): „Entschiedener Anerkennung erfreute sich allein Prof. Hirscher in Freiburg", während Stadlbauers Vorträge, der bis vor kurzem diese Wissenschaft in München vertreten hatte, „bei frischer durchaus spekulativer Form ... der erforderlichen Wärme entbehrten und zur Ausbildung praktischer Theologen in mancher Hinsicht ungeeignet erschienen. In der Kirchengeschichte übertrafen die Vorträge des Herrn Prof. Döllinger in München alles, was der untertänigst Unterzeichnete in diesem Zweige sonstwo gefunden hat, durch Kritik und Quellenstudium[30]. Die Vorlesungen des Herrn Prof. Vogel in Freiburg entbehrten dessen durchaus, waren aber zu hören nicht unangenehm. Die des Herrn Prof. Hefele in Tübingen waren neben dem Handbuche von Dr. Alzog hergehende Diktate mit angenehmen exegetischen Zusätzen, die vielfach auf praktische Zeittendenzen berechnet erschienen. Das meiste wissenschaftliche Leben, jedoch vielleicht ohne alle Mitberücksichtigung späterer praktischer Anwendbarkeit, erkannte ich in Freiburg." Floß kehrte zurück „mit der Genugtuung, daß, wenngleich uns manches Gute nachzuahmen und Nichtgute zu verbessern bleiben mag, die heutzutage von Unkundigen oft genannten ‚Vorzüge' süddeutscher theologischen Lehranstalten oder eines süddeutschen Klerus nicht in der Wirklichkeit existieren. ... Eine Überzeugung ist ihm lebhaft geblieben ..., daß nämlich die gegenwärtige Behandlung der Theologie in Deutschland, vorzugsweise der Dogmatik, zu einer planeren, faßlichern und

[30] Floß an Binterim, München 2. 8. 1844: „Ausgezeichnet in seinem Fache ist unstreitig der Veteran Prof. Döllinger; allein, will man ihn besuchen, so ist er meistens nicht zu Haus, was ich mir übersetze, er ist am Studieren; er ist eine liebe, gute Seele". Aus einem andern Briefe an dens. o. D.: „Prof. Döllinger scheint ein sehr guter Mann; sein Vortrag ist eher nicht gut als gut; hingegen was er von seinem Papier abliest, ist sehr fleißig durcharbeitet; ließe er es nur drucken!"



praktisch anwendbaren Methode zurückkommen muß, ohne daß der wissenschaftlichen Form etwas vergeben werde; dann daß die Kirchengeschichte umfassendern unruhigern Quellenstudiums bedarf, das ihr vielfach mangelt" (ebd.).

Köstlich sind einige Momentaufnahmen aus dem akademischen Treiben (Tagebuch über Freiburg): „Nach Tisch zu Hug ins Kolleg um 3 Uhr. So einige dreißig Studenten, in langen Schulterhaaren, zum Teil auch kunstreich gelockt etc., dazu Kinnbärtchen zum Teil, zum Teil auch Knebelbärte oder auch große Knebel- und Gesichtsbärte. Im ganzen ein recht festes, bäurisch-dickes Aussehen. Bei manchen suchte man wenigstens den Theologen nicht. Hug in seinem greisgrauen Frack mit Ordenskette, den blauen Mantel darüber, tritt ein. Man steht auf; — auf den Katheder; man setzt sich. Die Backen [der Studenten] so zahlreich zerschnitten, wie man in Bonn wohl schwerlich welche sieht. Allerhand Figuren eingeschnitten. Er spricht über Marcion etc. und über den Brief an die Jungfer Afra. Er spricht frei, nicht gerade gewählt, aber doch gut. Oft ist es ein bißchen derb und burschikos; mitunter aber wendet sich die Rede auch wieder ins Stillere und Feinere — große Vorbereitung ist nicht zu solchen Reden nötig —; allein anschaulich. Scheint sich ganz an seinem Handbuch zu halten. Er liest täglich zwei Stunden; im Winter so in zwölf Stunden die Einleitung ins Alte und im Sommer so zwei Stunden täglich Einleitung in das Neue Testament. Die Vortragsweise hat fast so etwas Ähnliches mit der Delbrück'schen; auch schlägt er mitunter mit der Faust mächtig auf den Katheder, und oft ungewählt, indem der Schlag ein Stichwort kräftig begleitet wie bei einem Kartenspieler. Dieses Faustschlagen kam namentlich oft im Anfang der Vorlesung vor und erregte bei mir unwillkürlich Lachen".

Zwei andere Bildchen aus München (Brief an Binterim o. D.): „Gleich am ersten Sonntag wurde ich mitgenommen in einen sogen. Studentengottesdienst, wo aber fast nur die Konviktoristen des Georgianum in Soutane erschienen. Ich erwartete eine Predigt. Statt dessen trat Prof. Stadlbauer an ein Pult seitwärts vor dem Altar auf den Chor, setzte sich auf den daran befindlichen Stuhl, wie ein Professor auf seinen Katheder, und trug vor resp. verlas eine Art langer moralischer Abhandlung. Dann fing die Messe an. Diese Messe las der Geistliche so schnell, daß ich hastiger Beter nur Prim, Terz und einen Psalm gelesen bekam. Der Herr Pro-

fessor in seinem schwarzen Talar auf seinem Katheder in der Kirche, lesend von seinem Blatte, hat mich angewidert." — „Bei Görres höre ich; auch besuchte ich ihn gleich, wie natürlich. Er ist ein sich hängen und gehen lassendes Genie. Seine Vorlesung, angeblich Philosophie des Christentums, aber kaum etwas weniger als dieses, ist ein höchst geistreiches, oft aber höchst phantastisches Allerlei. Ganz frei spricht er gut; aber da er sich nicht präpariert hat, so gerät er immer auf ein anderes, bald Jurisprudenz, bald Philosophie, bald Geschichte. In seinem Hause bewegte sich alles stumm um mich herum; wie ich höre, wie gewöhnlich. Ich unterhielt mich ein Viertelstündchen mit ihm. Von Stuhlanbieten war nicht einmal die Rede; auch war vielleicht kaum ein bequemer auf der Stube, das Kanapee ausgenommen."

Der Reisende vom Rhein unterzog nicht allein die katholischen Hörsäle einer kritischen Schau, sondern beobachtete auch das Gehaben der Geistlichkeit und die kirchlichen Verhältnisse und maß sie an den eigenen strengern Grundsätzen. Dabei schonte er auch Größen des süddeutschen Katholizismus nicht. An Binterim schrieb er aus München (o. D.): „Höfler [Prof. der Geschichte in München] teilte mir beim Besuche, als auf Würtemberg Rede kam, vertrauensvoll mit, daß Möhler, als er nach München gekommen [1835], eben auch nichts anderes als ein Würtemberger Geistlicher gewesen, bei dem von dem wöchentlich Messe lesen keine Rede habe sein dürfen, und Möhler, während [er als Ver-] teidiger des Katholizismus im Mittelpunkt gestanden, habe hinsichtlich seines kirchlichen Lebens sich auf der Peripherie bewegt. Erst bei den Jesuiten in Meran sei Möhler, nachdem er schon längere Zeit in München gewesen, anderer Ansicht darüber geworden. Etwas Ähnliches hörte ich auch anderswo: Was haben wir noch einen goldenen Klerus gegen Baden, Würtemberg und Schweiz und vielleicht auch Baiern. Diese letzteren sind zum wenigsten schludrig, dazu faul, dazu nicht immer eben sehr gescheit und lesen so schnell Messe, daß ich ein wahrer Kerzenverbrenner gegen sie bin. Jedoch einige jungen Professoren zeichnen sich durch bessere Manieren aus. Kurz, auch in Baiern drückt der Schuh an vielen Stellen." In einem andern Briefe an denselben (2. 8. 1844) heißt es:

„Was ich Lohmann [Kaplan in Bilk] über Würtemberg schrieb, ist wahr; allein ich bitte doch, nicht in Briefen oder sonst davon in dem Sinne Gebrauch zu machen, daß Personen dabei genannt werden.

Namentlich das in Betreff Professor Kuhn Geschriebene könnte mir, wenn es öffentlich würde und wieder an ihn gelangte, unangenehm sein, sofern wir freundschaftlichst zusammen waren, und ich den Prof. Kuhn sonst lieb gewann, obwohl ich das nicht lieben konnte, daß er in Bezug auf die Sonntagsmesse so lax war. Er wird Sie wahrscheinlich im Herbst besuchen. Wissen Sie; man muß einen perpetuellen Theoretiker in der Ausübung seiner Theorie nicht so streng beurteilen. Wenn er vom Jahr auf den Monat gekommen ist, so wird er auch wohl zuletzt noch auf den Sonntag kommen. Prof. Stadlbauer hierselbst sagt mir, das Ordinariat in Rottenburg (Würtemberg) sehe nicht einmal gern, wenn der Geistliche alle Tage Messe lese. Der Bischof von Rottenburg [v. Keller] ist dessen fähig. Dieser Bischof aß am Freitag im Gasthof zu Tübingen, in einem protestantischen Gasthof, unter Musik, Fleisch natürlich, während ich auf meinem Stübchen mich mit wenigem begnügte. Es hieß, in Würtemberg habe der Bischof das Fleischessen an allen Tagen außer an den Karwochentagen erlaubt!! — exemplum docebat —. Ich habe ihn nicht Fleisch essen sehen, weil ich nicht dabei war; allein am Gasttische aß man nur Fleisch, und die Professoren lachten, als ich ihnen darüber Bemerkungen machte.

Kurzum, es ist ein lüderliches Treiben in Baden und Würtemberg. In Baden mag es jetzt besser werden; denn die Fakultät in Freiburg gefiel mir im allgemeinen. Indes, wenn wir einmal wieder zusammensitzen am goldenen Rhein, golden seit den letzten Ereignissen, will ich Ihnen noch manches sagen.

Was in der Mainzer Diözese steckt, wissen Sie vielleicht besser als ich. In Speier scheinen mir auch nur disjecta membra zu sein. Straßburg hat brave Leute; nur vermisse ich da etwas, den Anklang bei höheren Ständen; in den jungen Geistlichen allda lebt die bravste Gesinnung, allein es steckt darin auch noch immer etwas zu enges Seminar. Die Straßburger Geistlichen haben mir noch am besten gefallen, die ich kennen gelernt habe. Die Herren sind so christlich innig brav. Ich kam in Straßburg durch Briefe, die ich von Rheinbach mitgenommen hatte, mit einem Apotheker und dann mit einigen Beamten zusammen, die mir anscheinend viel zu wenig Notiz von Kirche und Geistlichen nahmen.

Das Schnellesen [der hl. Messe] will ich nicht gerade auf alle bairischen Geistlichen ausdehnen, sondern weiß es bloß von meiner Kirche, St. Cajetani, woselbst nur Prof. Döllinger und Prof. Hane-

berg eine edle Ausnahme zu machen scheinen. Es scheint aber überhaupt in den platten Baiern viel Steifheit und Schludrigkeit zu stecken. Alles läuft und geht in steifen unförmlichen Kanonen-[stiefeln], selbst in der Stadt und am Altar.

Indes, wo gibt's nicht Mängel? Allein überall nicht Kraft; und am Rhein ist ganz gewiß mehr Anlage und Lebenskraft.

Meinen innigsten Gruß von Ihrem Sie innig liebenden

H. Jos. Floß.

Aus Floß spricht, besonders hinsichtlich der würdevollen Feier der hl. Messe, der in den Grundsätzen des praktischen Hermesianismus Erzogene[31], die in Bilk sich harmonisch mit dem altkirchlichen Geiste verschmolzen hatten. Deutlich schimmert überhaupt aus seinen Worten die apologetische Tendenz für den heimischen Klerus, der zu einem beträchtlichen Teile eben aus Hermesianern bestand.

Von der hermesianischen Parteigesinnung beeinflußt ist auch die Geflissentlichkeit, mit der er seine Reise benutzte, um über Geissels Persönlichkeit und Vorleben Auskünfte zu sammeln (im Tagebuch), die keineswegs immer schmeichelhaft lauteten. In Speier sagte ihm der dortige Seminarprofessor Weinhart, „Geissel sei außerordentlich klug, aber auch unbarmherzig streng; wenn er einmal es auf einen Geistlichen gepackt gehabt, so habe er ihn verfolgt bis zu Ende." Räß in Straßburg bemerkte, daß er „sich leicht ärgere". Der Erzpriester am dortigen Münster „hatte mit Geissel studiert. Er nannte ihn einen ganz exzellenten Menschen; nur hielt er ihn für zu hoheitlich." Von Friedrich Windischmann in München hörte der Bilker Kaplan, der „Koadjutor werde in Speier nicht viel gewirkt haben; denn da sei er nicht beliebt gewesen. Er habe nicht die erforderliche Gemütlichkeit, sei zu abstoßend vornehm." Nach oben hin, meinte der Münchener Kanonist Kunstmann, sei Geissel „sehr furchtsam. Derselbe habe damals auch etwas über gemischte Ehen geschrieben gehabt; darüber habe Geissel sich bei weitem nicht so scharf ausgesprochen wie er[32]. Geissel habe ihm ein Exemplar hierher gebracht, aber gebeten, seinen Namen nicht auszubringen." Persönlich sei derselbe „von Haus aus sehr frei. Wie oft habe er als Dom-

[31] Vgl. meinen Aufsatz „Zur Ehrenrettung eines hermesianischen Pfarrers" (Annalen 110, 202 ff.).

[32] Wegen zu milder Praxis in Sachen der gemischten Ehen geriet Geissel 1846 und 1847 in Schwierigkeiten mit Binterim und Rom (Annalen 105, 47 ff.).



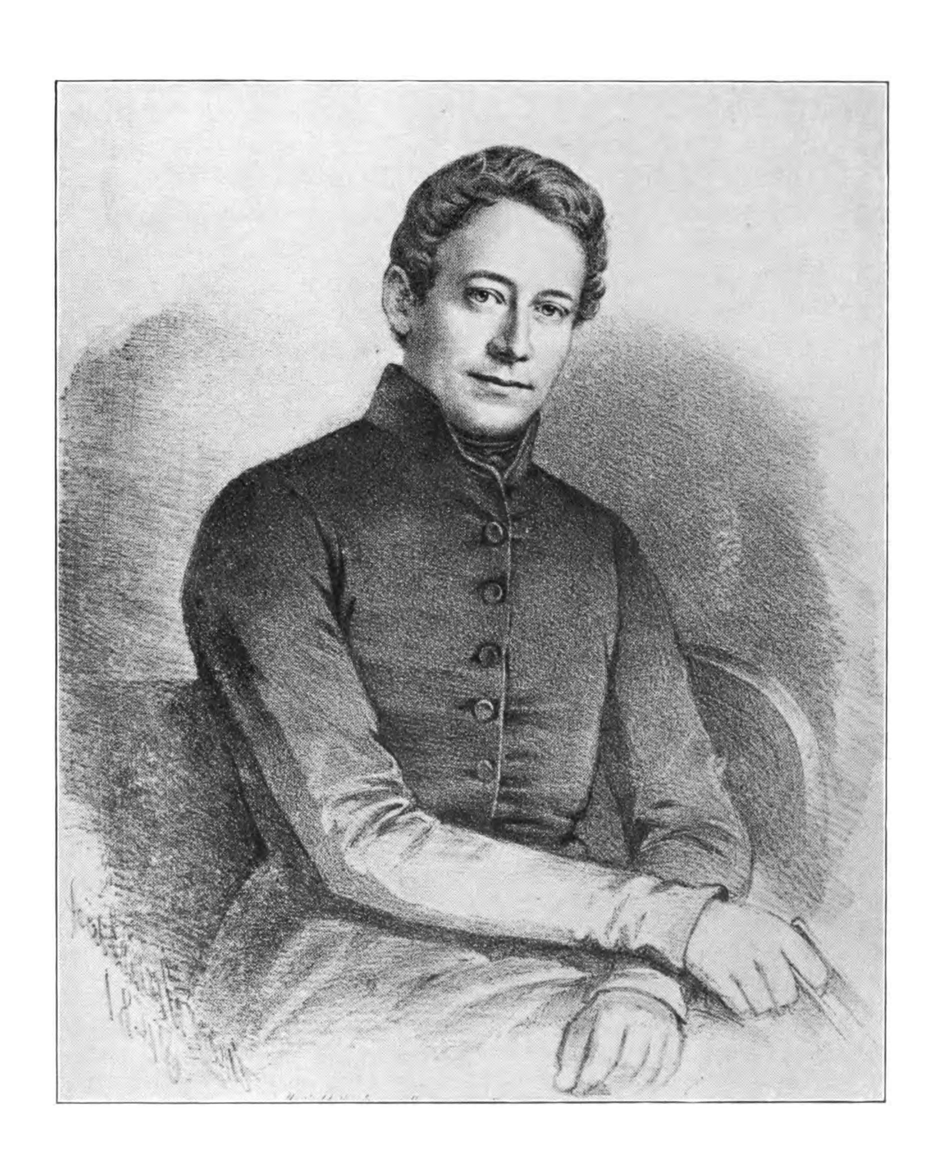
kapitular noch flott getanzt, nicht in Speier, dafür sei er zu klug gewesen, sondern er sei nach Worms gegangen[33]."

Geissel war der Wohltäter des angehenden Gelehrten. Er hatte ihm, um seine Studien zu erleichtern, die Stelle in Bilk gegeben, hatte ihn für die akademische Laufbahn bestimmt, er hauptsächlich ihm die wissenschaftliche Reise ermöglicht. Die spätere Ernennung zum Repetenten und dann die Beförderung zum außerordentlichen Professor waren in erster Linie sein Werk. Floß hat dies alles auch dankbar anerkannt und hat es nie an Ehrerbietung und Unterwürfigkeit gegen den hohen Herrn fehlen lassen. Allein zu einem persönlichen Verhältnisse ist es nicht gekommen, wie ein solches zwischen Geissel und dem Professor Dieringer in Bonn bestand. Der seelisch ganz anders veranlagte und in einem andern Geiste aufgewachsene Priester empfand innerlich stets eine Scheidewand zwischen sich und dem Wesen des Erzbischofs und dessen Regierungsweise[34]. Allerdings hat der Kirchenfürst, der es liebte, in

[33] Ein dem Anschein nach genau Unterrichteter, der allerdings dem Erzbischofe sehr abgeneigt ist, nennt ihn rücksichtlich der frühern Zeit „lebenslustig bis zur Grenze des Erlaubten" und spricht von den „Salons hoher protestantischen Beamten zu Speier, in den der junge lebensfrohe Kanonikus den Damen Romane vorlas oder Liebesgedichte deklamierte". Er weiß auch zu erzählen: „Als er auf der ersten Reise nach Köln die Grenze der Diözese berührte, machten die Frommen zu Koblenz ihn darauf aufmerksam, daß seine weltliche Kleidung bei den orthodoxen Rheinländern Anstoß erregen könne" (Histor. Ztschr. 31 [1874] 136. 138). Mit der weltlichen Tracht hat es jedenfalls seine Richtigkeit, jedoch war sie eine allgemeine Speierer Unart. Binterim hielt es den dortigen Geistlichen 1839 vor und meinte sie zur Sutane bekehrt zu haben (Annalen 104, 38; hier ist das Datum 3. 1. 1843 ein Druckfehler statt 1842), muß aber selbst berichten, daß die in Köln ausgestellten Bildnisse Geissels die weltliche Kleidung zeigten zum Mißfallen der Kölner (ebda.). Noch 1843 befaßten sich die Münchener Nuntiatur und die römische Staatssekretarie besorgt mit der Kleiderfrage des Koadjutors, die sogar die Aufmerksamkeit des Fürsten Metternich erregt hatte. Geissels Freund und Nachfolger, Bischof Weis von Speier, ins Vertrauen gezogen, gab zu, daß derselbe nur bei kirchlichen Funktionen sich der Sutane bediene und im Winter aus Gesundheitsrücksichten sich anders kleide als die Geistlichen der Diözese. Zur Entschuldigung weist der Speierer darauf hin, daß er auch Spiegel und Droste in einer Kleidung erblickt habe, die „nicht würdiger, als die von Geissel angenommene gewesen", wenngleich der Gesellschaftsanzug des einen wie die Tabakspfeife des andern Aufsehen erregt hätten. Den Bischof von Münster, den Bruder von Klemens August, habe er sogar in Stiefeln firmen gesehen. (H. Bastgen, Vatikanische Aktenstücke zu Metternichs Anwesenheit beim Kölner Dombaufest [4. Sept. 1842]: Röm. Quartalschrift 36 [1928] 316-320).
Die Schriftleitung.

[34] Der Biograph Döllingers versichert: „Ich wäre in der Lage, aus den Briefen des spätern Jesuiten Feldhaus und Floß' ... eine Blumenlese zusammenzustellen, welche das Bild Geissels wesentlich anders erscheinen ließe, als es Pfülf gezeichnet hat" (J. Friedrich, J. von Döllinger 2, 534 A. 18).





kühler Hoheit zu thronen, nur selten jemand eine vertrauliche Annäherung gestattet. Als Floß, der neuernannte Professor der Moraltheologie, ihm seine Aufwartung machte, wurde er auf ganze acht Minuten zur Audienz empfangen und vom Generalvikar Baudri, des Erzbischofs rechter Hand, gar stehenden Fußes abgefertigt (Tagebuch). In eine heikle Lage geriet der Bonner Privatdozent während des heftigen Zwiespaltes, der i. J. 1848 zwischen Binterim, dem er aus innerster Herzensüberzeugung und mit unerschütterlicher Verehrung anhing, und dem Oberhirten wegen der Reformbewegung ausbrach (s. Annalen 105, 1 ff.; 106, 57 ff.). Ohne Zweifel wäre Floß am liebsten mit der Feder für den Pfarrer eingetreten, und er trug sich auch mit dem Gedanken, eine Schrift über die Diözesansynoden — einen der scharf umstrittenen Punkte — zu verfassen (Binterim an Floß 8. 12. 1848). Aber damit hätte er sich die Gunst des Gewaltigen in Köln für immer verscherzt und seine ganze Zukunft gefährdet[35]. Daher begnügte er sich, zu den Binterim'schen Streitschriften (s. über sie Annalen 105, 53 ff., 66 ff.) gelehrtes Material zu liefern, Manuskript und Druckkorrektur einer Durchsicht zu unterwerfen (Binterim an Floß 1. 3., 10. 3. u. 1. 5. 1849), was so eingreifend geschah, daß die Setzer sich beschwerten (Binterim an Floß 19., 21., 28. 3. u. 24. 5. 1849). Geissel scheint den versteckten Gegner nicht bemerkt zu haben[36], wohl aber bekam er Wind davon, daß in einer andern ihn persönlich berührenden gelehrten Streitsache (1850), der über den Kardinalat der Kölner Erzbischöfe (s. mein Buch „Ein vergessener Führer ..." 480 ff.), Binterim sich

[35] Ganz konnte er jedoch ein Bekenntnis für Binterim und dessen Bestrebungen auf Wiederbelebung der Diözesansynoden nicht unterdrücken. Er legte es in verdeckter Weise ab, indem er einen „Kurzen Bericht über eine bisher ungedruckte fränkische Diözesansynodenordnung aus dem 9. Jahrh." herausgab (Kath. Vierteljahresschrift für Wissenschaft und Kunst N. F. Jahrg. 3 [1849] 1, 78–96) und dazu einleitend bemerkte: Die „Veröffentlichung dürfte für die Gegenwart mehr als bloß historisches Interesse haben". Auch der Vergleich mit spätern, besonders Kölner Diözesansynoden, sollte diesem Zwecke dienen. Das Aktenstück möchte Floß auf den Mainzer Erzbischof Hrabanus Maurus zurückführen. Der wichtige Fund ist leider ganz unbeachtet geblieben (Franz Gescher, Der kölnische Dekanat und Archidiakonat ... [1919] 65 A. 1).

[36] Die Angabe von L. Kaas (Die geistl. Gerichtsbarkeit der kath. Kirche in Preußen ... Bd. 1 S. XXIV), die anonyme Schrift „Die Adresse der 370 Geistlichen der Erzdiözese Köln und ihre Gegner. Zur Verständigung und Versöhnung" (1850) sei von Floß, entbehrt jeder Begründung. In den Tagebüchern, dem Briefwechsel und überhaupt dem Nachlasse findet sich davon keine Spur. Stil und Inhalt (s. Annalen 106, 66 A. 16 und 76 f.) sprechen gegen Floß als Verfasser. Mit der hier behandelten Bewegung hatte Floß trotz ihrer äußerlichen Verwandtschaft mit der Binterim'schen nichts zu schaffen.



der Beihilfe seines ehemaligen Kaplans erfreut hatte. Dieser hatte, wie er reuig als einen „Naturfehler“ bekannt, darüber nicht „saubern Mund“ gehalten. Dieringer gelang es, die Verstimmung zu beheben (Tagebuch zum 18. 11. 1866).

II. Der Aufstieg (1846—1860)

Floß war nicht nur mit schwer gefüllten Mappen heimgekehrt, deren Inhalt zu verarbeiten reichlich ein Jahrzehnt beansprucht hätte, sondern trug sich außerdem mit großen literarischen Plänen. Dem Erzbischof schrieb er (15. 10. 1845): „Ein Gedanke hat mich längere Zeit beschäftigt, ... nämlich nach der Rückkehr einen Verein zur Herausgabe unedierter oder schlecht edierter theologischer und kirchenhistorischer Dokumente zu gründen, in Weise des Stuttgarter Vereins für deutsche Literatur“ [richtig: Stuttgarter literarischer Verein], dessen Satzungen er sich kommen ließ. Gfrörer (an Floß, Stuttg. 22. 1. 1846) ermunterte ihn: „Zu dem Gedanken eines literarischen Vereins für Herausgabe kirchlicher Bücher des Mittelalters wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück und ich bin überzeugt, daß die Sache glänzend gelingen muß, wenn einer Ihrer rheinischen Bischöfe, namentlich Erzbischof Geissel von Köln, die Protektion übernehmen würde.“ Gfrörer machte Vorschläge hinsichtlich der aufzunehmenden Schriften und bot sich zur Mitarbeit an. Die Idee erwies sich natürlich als unausführbar. Nach einigen Jahren dachte der Mann, der für die Schwierigkeit seiner rasch gesteckten Aufgaben nie das rechte Augenmaß hatte, den Cäsarius von Heisterbach herauszugeben, und bat seinen Freund Julius Ficker, ihm eine auf einem adeligen Gute bei Münster befindliche Handschrift zugänglich zu machen[37]. Erschienen ist davon nichts.

Das einzige, was er in den Monaten nach der Rückkehr, die sonst der Sichtung und Ordnung der mitgebrachten Materialien gewidmet waren (Brief an einen nicht genannten Geheimrat in Berlin 1846), seiner Feder abrang, war die Fortsetzung von feuilletonistischen Reiseschilderungen, „Mitteilungen aus Rom“, die er in Rom selbst

[37] Joh. Janssen an Ficker, Bonn 21. 6. 1852 mit Bezug auf eine frühere Zeit (J. Janssens Briefe, hg. von L. Pastor 1, 24). Floß wollte hiernach seine Ausgabe einem „bei Heberle herausgekommenen Werke beidrucken lassen“, womit wohl der Dialogus miraculorum des Cäsarius, den J. Stange 1851 in Köln edierte, gemeint ist.



für die unter Dieringers Leitung stehende „Katholische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ (Jahrg. 2 Bd. 3 [1845] 345—371; Bd. 4 [1845] 353—371; Jahrg. 3 Bd. 2 [1846] 223—247, 369 bis 398), wahrscheinlich auf Anregung des Herausgebers, begonnen hatte. Die Berichte dringen nicht tief ein und vermeiden es namentlich, über damals brennende Fragen der päpstlichen Politik und Kirchenpolitik sich auszulassen (vgl. oben S. 24). Andere Mißstände sind vorsichtig berührt und, was zu ihrer Entschuldigung gesagt werden konnte, ist gesagt. Floß mußte eben Rücksicht nehmen auf den Erzbischof, den Leserkreis und die Fakultät, als deren Organ die Zeitschrift galt. Wo indes seine theologische Überzeugung ins Spiel kam, machte er aus seiner kritisch-nüchternen Auffassung kein Hehl. Bei den zwei ekstatischen Jungfrauen in Südtirol, Maria von Mörl und Domenica Lazzari, die in Brentano, Görres und andern andachtsvolle Bewunderer fanden, läßt er es dahingestellt sein, ob die Erscheinungen „auf natürlichen oder übernatürlichen Wegen“ erfolgten, und weist auf zahlreiche ähnliche Vorkommnisse aus der „Nachtseite der Seele“ in der Umgebung von Bozen hin (2, 3, 354—359). Der reichliche Aufwand von Reflexionen statt plastischer Darstellung zeigt, daß dem Verfasser für derartige Essays die rechte Ader abging, und dem Streben nach gehobener Sprache merkt man zu sehr das Mühsame an. Floß hat später nicht mehr versucht, dieses genus dicendi zu pflegen. Vorher hatte er, ebenfalls von der Reise aus, in gleichem Stile für dieselbe Zeitschrift (Jahrg. 1 Bd. 2 [1844] 145—182; Jahrg. 2 Bd. 3, 352 A. bekennt er sich als Verfasser) „Friedrich Hurter und seinen Übertritt [16. 6. 1844 in Rom] zur katholischen Kirche“ behandelt. Da die autobiographische Konversionsschrift (Geburt und Wiedergeburt 1845—1846) des berühmten Antistes von Schaffhausen noch nicht vorlag, konnte über dessen Persönlichkeit nicht viel gesagt werden und mußten allgemeine Erörterungen über die Selbstauflösung des Protestantismus und über die Schwierigkeiten, die Zurückkehrende an der katholischen Kirche finden, die Zeilen füllen, wobei sich übrigens eine achtenswerte Belesenheit in der protestantischen Literatur kundgab.

Andere als literarische Sorgen lagen ihm zu dieser Zeit näher, die um sein weiteres Fortkommen. Jedoch erledigte sich dieses schnell, da Geissel (an Binterim 3. 5. 1845; Sammlung Kaufmann) ihn längst zum Repetenten im Konvikt zu Bonn ausersehen hatte

und hierzu die staatliche Genehmigung im Januar 1846 erhielt. Zu Beginn des Sommersemesters 1846 trat Floß sein Amt an. Die theologische Doktorpromotion verzögerte sich dagegen um ein Jahr, weil die Bonner Fakultät selbst sie vorzunehmen wünschte, aber Zweifel hegte, ob sie dazu, kirchlich genommen, das Recht habe. Auf ein Schreiben der Fakultät an den Koadjutor (8. 6. 1844) wandte sich dieser nach Rom, erhielt jedoch keine befriedigende Antwort. Daher ging Floß nach Münster und bestand dort die Prüfung (15. 3. 1847) insigni cum laude. Die Dissertation führte den Titel De Macariorum Aegyptii et Alexandrini vitis quaestiones criticae et historicae (s. unten S. 50). Die Habilitation erfolgte ein Semester darauf (10. 8. 1847), und zwar für „die historischen Zweige der Theologie und für die Exegese des Neuen Testamentes". Die Habilitationsschrift behandelte „Die Verhandlungen auf der Synode Ferrara-Florenz über den Zusatz Filioque zum Symbolum und über die Lehre vom Heiligen Geiste". Sie ist nicht gedruckt worden.

In Floß erhielt die Fakultät ihren ersten Privatdozenten seit der Reorganisation nach den hermesianischen Wirren, und er war auch lange Zeit der einzige, nachdem Friedlieb 1845 einem Rufe nach Breslau gefolgt war. Der Eintritt des erst im Alter von 28 Jahren stehenden, vielseitig begabten und in vollem wissenschaftlichen Aufstreben begriffenen Mannes war ein sehr erwünschter Gewinn für die Fakultät, die damals einen etwas philiströsen Eindruck machte. Der alttestamentliche Exeget Scholz genoß zwar einen gelehrten Ruf, hatte sich aber wissenschaftlich bereits überlebt und war zudem als Lehrer nahezu unbrauchbar. Die Vertreter der Kirchengeschichte und des Neuen Testaments, die beiden ehemaligen Hermesianer Hilgers und Vogelsang, ohnehin keine bedeutenden Köpfe, führten, aus ihrer frühern Bahn gedrängt, in jeder Hinsicht ein Stilleben. Martin war als Moralist und Pastoralist höchstens mittelmäßig[38]. Nur die kraftvolle Gestalt Dieringers

[38] Auch Floß sprach nicht günstig von ihm, wie ich selbst aus seinem Munde gehört habe. Von dessen Selbständigkeit des Urteils hielt er ebenfalls nicht viel. In seinem Tagebuche (Mai 1864) schreibt er: „Wer Martin zuletzt hat, der hat ihn ganz. Wohnte ich doch mit ihm gegen 8 Jahre unter einem Dache." Die pseudonyme, Binterim nahestehende und deshalb Martin an sich nicht feindliche Schrift „B. Schmitz, Pfarrkonkurs und Synodalexaminatoren" (1849) 8 bemerkt: „Die Moral wird oft in einem halben Jahre absolviert. Man erkundige sich einmal unter den Bonner Theologiestudierenden über die Vorträge eines ganz rasch und wohlfeil



ragte hervor, aber dieser ungemein tätige und sich der Vollkraft des Alters erfreuende Mann war eigentlich kein wissenschaftlicher Theologe[39]; sein Wert lag in der ungewöhnlich erfolgreichen Lehr-

---

durch günstige Zeitverhältnisse, Protektion etc. berühmt gewordenen jungen Lehrers. Ich wenigstens habe große Mißstimmung dort gefunden." Über Martin als Gelehrten s. auch mein Buch „Ein vergessener Führer ..." 465 f. Der dort erwähnte Tatbestand, daß Martin in seinem „Lehrbuch der kath. Moral" (1850) in unerlaubter Weise Kolleghefte des münsterischen Moralisten Dieckhoff benutzte, trifft auch auf seine Bonner Vorlesungen über Moraltheologie zu. In einem Briefwechsel zwischen einem Mainzer und einem Paderborner Theologen, deren Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, aus dem Februar 1847 wird gemeldet, Martin „trage seine Moral nach Prof. D.'s Heften in Münster vor, wovon er nur dann abweiche, wenn er glücklich eine Stelle aus Hirscher oder einem andern appliziert". Da eine Abschrift jenes Briefwechsels sich im Nachlasse von Prof. Braun zu Bonn befindet, ist an der Echtheit nicht zu zweifeln. In demselben wird auch eine bissige Kritik an Martins Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Lehranstalten (1843) durch den Nachweis geübt, daß dieses Buch an manchen Stellen aus Möhler (Aufsätze, hg. von Döllinger) und andern neuern Schriften abgeschrieben ist. Martin litt gleichwohl nicht an Selbstunterschätzung. Er war noch Alumnus im Priesterseminar zu Köln und noch nicht Priester, als er sich schon (27. 7. 1835) zur Habilitation für Bibelexegese bei der Fakultät meldete. Diese lehnte das Gesuch einstimmig (auch Klee) ab, weil der Bewerber kein vollständiges theologisches Triennium durchgemacht habe, noch nicht zwei Jahre nach dem Abschluß seiner Studienzeit vergangen seien und seine Dissertation nicht den zu stellenden Anforderungen entspreche (Akten der kath.-theol. Fakultät Bd. 6).

Das Buch, dem er den Bonner Lehrstuhl verdankte, war die pseudonyme Schrift: Novae annotationes ad Acta Hermesiana et Acta Romana, quas ad causam Hermesianam denuo illustrandam scripsit Fridericus Lange (Mainz 1839). Sie behandelt nur einige wichtigere Stücke der hermesischen Lehre, jedoch mit wenig Selbständigkeit, indem hauptsächlich Bellarmin benutzt ist und reichlich Anleihen bei Drey und Möhler gemacht worden; mehr eigene Arbeit sind die exegetischen Erörterungen über die Beweise für den Zweck der Weltschöpfung (118 ff.). Der theologische Standpunkt des Verfassers selbst ist nicht in allem richtig. Wenn er sich auch gegen den äußersten Fideismus eines Bautain erklärt, so leugnet er doch die Möglichkeit einer rein natürlichen Gotteserkenntnis. Hermes ist von ihm nicht immer verstanden. Die Kritik ist im Vergleich zu der in jenen Kämpfen sonst üblichen Tonart verhältnismäßig ruhig, nur unnötig scharf in bezug auf die Geistigkeit der Hermesianer überhaupt, hier wie auch sonst dem gewöhnlichen Gerede zuviel nachgebend. Das Latein ist vortrefflich, aber in breiter Rhetorik ergossen. Beachtet worden ist das Buch kaum und es nimmt auch in jener Streitliteratur keine bedeutende Stelle ein.

[39] So muß man urteilen trotz der regen literarischen Tätigkeit. Das Jugendwerk „System der göttlichen Taten des Christentums oder Selbstbegründung des Christentums, vollzogen durch seine göttlichen Taten" (2 Bde. 1841) nahm einen Anlauf zu wissenschaftlicher Apologetik; bei diesem Anlauf ist es aber geblieben. Das „Lehrbuch der katholischen Dogmatik" (1847) ist zu eilfertig ans Licht getreten, als daß es die Wissenschaft hätte fördern können, und ist auch in den spätern Bearbeitungen nicht wesentlich weitergediehen. Auf dem Höhepunkte seines Lebens schrieb er den verdienstlichen, aber doch nur populären „Laienkatechismus über Religion, Offenbarung und Kirche" (1865). „Der hl. Karl Borromäus und die

tätigkeit und den Verdiensten um eine echt kirchliche Erziehung des Klerus. So stellte der junge Privatdozent allein das streng gelehrte Element in der Fakultät dar und hat diesen Vorzug auch behauptet bis in die Mitte der sechziger Jahre, wo Kaulen als alttestamentlicher Exeget, ferner Reusch und der hochbegabte Langen ihre Kraft entfalteten, jener als theologischer Polyhistor, dieser als scharfsinniger Forscher auf dem Felde des Neuen Testaments. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß Floß sich dem Lehrkörper nicht harmonisch einfügte, sondern immer eine Sonderstellung einnahm, obgleich er mit der theologischen Richtung, wie sie namentlich der maßgebende Dieringer vertrat, mit dem dogmatischen Positivismus, durchaus übereinstimmte[40]. Auch persönlich unterhielt er keine nahen Beziehungen zu den Kollegen; am meisten noch zu dem herzensguten Scholz, der seiner eigenen Natur in dieser Hinsicht verwandt war. Er stand ihm in der Verwaltung der studentischen Dombauvereine, deren Schöpfer und Förderer Scholz war, zur Seite.

Den Anschluß, den er in der eigenen Fakultät nicht fand, suchte und pflegte er um so eifriger unter den gleichalterigen katholischen Dozenten anderer Fakultäten. Zu dem Kreise seiner nähern Bekannten — die Bezeichnung Freunde würde, auf alle unterschiedslos angewandt, wohl zu vielsagend sein — gehörte als ältester der feinsinnige klassische Philologe Heimsoeth, der zwar als Privatdozent

Kirchenverbesserung seiner Zeit" (1846) wollte zwar eine wissenschaftliche Biographie sein, kann jedoch kaum als Dilettantenarbeit gewertet werden. Einige kleinere Schriftchen (zu Tertullian, Ausgabe und Übersetzung eines aszetischen Opusculum von Bellarmin) sind sehr unbedeutend. Der einzige Versuch als gelehrter Theologe aufzutreten: „Die Theologie der Vor- und Jetztzeit. Ein Beitrag zur Verständigung"[2] (1869) lief übel aus; dem Jesuiten Kleutgen, dessen Restauration der Scholastik er entgegentreten wollte, war er nicht entfernt gewachsen. Der Speierer Domkapitular Molitor äußerte sogar 1877 zu Floß, „Dieringer, den er ja gehört, sei kein Dogmatiker gewesen; es gebe Ketzereien genug bei ihm" (Tagebuch).

[40] S. seine Äußerungen oben A. 16 und vgl. dazu das Bekenntnis Dieringers (Lehrb. d. kath. Dogmatik, Vorrede), daß „die Dogmatik eine positive theologische Wissenschaft sei, und zwar die Wissenschaft des kirchlichen Lehrbegriffs, wie derselbe von der Kirche festgestellt oder doch aus den Quellen der Kirchenlehre mit Sicherheit zu ermitteln ist" — daß die Dogmatik „ihre Aufgabe verfehlt, wenn sie entweder in Dogmengeschichte oder in Apologetik oder in spekulative Philosophie ausläuft". In einem 1854 dem Kardinal Geissel erstatteten Gutachten (Erzb. Kabinettsregistratur Tit. XIII vol. Ia) sprach er sich sehr geringschätzig über Philosophie und ihren Wert für die jungen Theologen aus: „Die Philosophie, wie sie heutzutage sehr häufig betrieben wird, bildet meistens nur Schwätzer, denen vor allen positiven Studien, vor allem Lernen graut."

schon zehn Jahre vor ihm eingetreten war, aber an Lebensjahren (geb. 1814 zu Köln) ihm nicht viel nachstand und erst 1848 es zum außerordentlichen Professor brachte. Ungeachtet gelegentlichen Zankes, der manchmal in Universitätsfragen zwischen ihnen ausbrach, aber immer wieder rasch beigelegt wurde, hat die Freundschaft für das Leben standgehalten (H. starb 1879). Sie war für Floß deshalb besonders wertvoll, weil Heimsoeth als Jugendfreund Heinrich von Sybels in den streiterfüllten sechziger Jahren mitunter als Puffer zwischen Floß und der von jenem geführten Partei wirkte[41]. Zu dem Bonner Simrock (geb. 1802), dem zu seiner Zeit gefeierten Germanisten und Dichter, der nach einer sehr bewegten politischen Vergangenheit endlich 1848 als Extraordinarius für die Hochschule gewonnen wurde, bestanden freundliche Beziehungen. Enger knüpften sich solche mit dem Juristen Friedrich Schulte, als dieser sich 1853 habilitierte, allerdings um schon im nächsten Jahre einem Rufe nach Prag zu folgen. Noch im Alter und nachdem er längst als Führer des Altkatholizismus aufgetreten war und, nach Bonn zurückgekehrt, diese Rolle mit aller Schärfe spielte, hat Schulte bezeugt: „Zu dem römischen Floß, der von 1854 her mein Duzbruder war, stand ich immer trotz der kirchlichen Trennung gut.“ Zugleich bemerkt derselbe, was auf Floß' Stellung zu der eigenen Fakultät im Sinne des oben Gesagten ein bestätigendes Licht wirft: „Von den katholischen Theologen bin ich (1854) niemand näher getreten außer dem Privatdozenten Floß[42].“ Schultes Landsmann Neuhäuser, seit 1857 Privatdozent der Philosophie, fand ebenfalls an Floß einen Freund und — in seiner nicht leichten akademischen Laufbahn — einen warmherzigen Beschützer. Überhaupt war Floß, seine Beziehungen zu den Theologiestudierenden ausnutzend, immer emsig bemüht, die jungen katholischen Kollegen zu fördern und ihnen namentlich Zuhörer zuzuführen. Dies geschah nicht allein aus persönlicher Freundschaft, sondern war wesentlich von dem Gedanken eingegeben, der ihn immer beherrscht hat, das katholische Element an der Universität, wo das protestantische Bekenntnis trotz des paritätischen Charakters der Anstalt ein drückendes Übergewicht hatte, emporzubringen.

Die im stillen helfende Hand hat auch in reichem Maße der Jurist Hüffer genossen, selbst noch in den Jahren, als dieser längst ein

[41] Freundliche Mitteilungen von Heimsoeths Tochter.
[42] J. F. von Schulte, Lebenserinnerungen (1908) 215. 12.



Ordinariat erlangt hatte und persönlich der Kirche entfremdet war; ich weiß dies aus eigener Erfahrung während meiner Studentenzeit. Hermann Hüffer hatte sich 1855 habilitiert und Floß mit ihm sofort einen Freundesbund geschlossen, der alle Wechselfälle der religiös und kirchlich so bewegten Zeit überdauerte. Obschon der Freund sich seit dem Anfange der sechziger Jahre innerlich — nach außen ist der Bruch mit dem ererbten Glauben von ihm nie vollzogen worden — aus einem Katholiken allmählich in einen Freigeist umwandelte[42a], hielt ihm der Theologe die Treue, er war bis zuletzt bemüht, ihn vor Schwierigkeiten zu schützen (s. unten Kap. IV). Floß hatte nichts von einem Fanatiker an sich, wie auch Hüffer nicht, sondern übte Toleranz, soweit es nur möglich war, wobei auch das Bestreben mitwirkte, im Interesse des Katholizismus alles zu halten, was noch – wenigstens äußerlich – zu halten war. Dieses ist auch der tiefere Grund für das nahe und dauernde Verhältnis überhaupt, da die Charaktere sonst sehr verschieden waren und zwischen dem in steigendem Maße sich literarisch-ästhetischen Neigungen hingebenden Hüffer und dem nüchternen Theologen keine geistige Gemeinschaft bestand.

Auf einem andern Grunde ruhte die Lebensfreundschaft mit Julius Ficker, von diesem selbst als „wertvoll" bezeichnet, deren Entstehung in die Jahre 1851 bis 1853 zurückreicht, als dieser Privatdozent der Geschichte in Bonn war[43]. Hier war neben der Hochschätzung für die charaktervolle Persönlichkeit des ehrlich katholischen Westfalen die Übereinstimmung der wissenschaftlichen Bestrebungen maßgebend, wozu die ausgeprägt großdeutsche Gesinnung kam, die auch Hüffer nicht fremd war. Die Verbindung mit dem nach Innsbruck übergesiedelten Historiker, der rasch zu einem Forscher erster Größe sich entwickelte, blieb lebenslänglich aufrecht und bewahrte immer den Ton herzlicher Freundschaft. Fickers Arbeiten hatten sich in den Bonner Jahren auf dem Gebiete der kölnischen Kirchengeschichte bewegt, jenem Gebiete, dem auch Floß je länger desto mehr seine Aufmerksamkeit zuwandte. Eine Zeit fruchtbaren Zusammenwirkens, bei dem freilich Ficker vornehmlich der tragende und gebende Teil gewesen wäre, stand in Aussicht, als der Innsbrucker Freund 1854 einen Ruf auf die

[42a] Vgl. jetzt aber auch D. Hüffer in: Stimmen der Zeit 118 (1930) 412ff.
Die Schriftleitung.

[43] Näheres über die persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen bei J. Jung, Julius Ficker (1907) 88. 115. 178. 188. 277.



katholische Geschichtsprofessur in Bonn erhielt[44], dessen Annahme Floß nur lebhaft wünschen konnte. Ficker schwankte eine Zeitlang und lehnte dann ab, unter anderem bestimmt durch die politische Abneigung gegen Preußen und die Erwägung, wie heikel die Stellung eines katholischen Professors an dieser „paritätischen" Hochschule sein würde (Jung 192 f.). In dieser Hinsicht schrieb er damals an Böhmer, den ihm gleichgesinnten Frankfurter Historiker: „Der Stelle zu Bonn fühle ich mich bei der scharfen Kontrolle, die dort unzweifelhaft von andersdenkenden Professoren und Studierenden geübt worden wäre, für jetzt wenigstens nicht gewachsen; ich würde dort von vornherein in eine schiefe Stellung gekommen sein. Der preußischen Regierung habe ich nie etwas zu verdanken gehabt, das mir Verpflichtungen auferlegte; sie würde noch weniger Grund haben, das Aufkommen junger katholischer Gelehrter in Preußen zu fördern, wenn sie einsieht, daß sie nur zu pfeifen braucht, damit jeder mit Freude zurückkommt, wenn sie ihn nötig hat" (Jung 194). Ewig schade darum; denn wie würden unter der pflegenden Hand eines solchen Meisters die historischen Studien in streng kritischem und zugleich katholischem Geiste am Rhein aufgeblüht sein, auch unter dem jungen Klerus und zum Besten der kölnischen Kirchengeschichte, zumal da Ficker gern die Gelegenheit ergriffen hätte, sich wieder besonders mit der heimatlichen Geschichte zu beschäftigen (Jung 195), die er früher eifrig gepflegt hatte und durch andere hatte pflegen lassen (Jung 116, 124 f.)! Kampschulte, der nach einem kurzen Zwischenspiel von Cornelius 1858 den Lehrstuhl erlangte, vermochte dafür keinen Ersatz zu bieten; er war ein kränklicher, stiller Mann, setzte seine wissenschaftliche Lebensarbeit an Calvin und trat später zum Altkatholizismus über. In der Universität, dieser Fremdenkolonie am Rhein, schien man nicht zu wissen, daß es in der nachrömischen Zeit noch eine rheinische Kultur und Geschichte gegeben hat.

Wie sehr Floß bemüht war, und zwar mit Aufopferung seiner Zeit und Arbeitskraft bemüht war, einheimische katholische Historiker heranzuziehen und sie, wo möglich. in die Akademische Laufbahn zu bringen, zeigt das Beispiel von Johannes Janssen. Er zog den noch in den Studienjahren (in Bonn 1851—1853) Stehenden in seinen nähern Verkehr, der sich bis zum vertraulichen „Du"

[44] Die umständliche Berufungsgeschichte bei Jung a. a. O. und F. von Bezold, Gesch. d. Rhein. Friedrich Wilhelms-Universität (1920) 495—497.

steigerte, und erbot sich, mit ihm zur Übung Handschriften zu lesen[45]. Nachdem der junge Mann, der noch nicht an das Priestertum dachte, 1854 sich als Privatdozent der Geschichte in Münster niedergelassen, aber bald darauf als Lehrer an die Selektenschule in Frankfurt übergetreten war, blieb Floß mit ihm in freundschaftlicher Verbindung, die allerdings keine sehr rege war. Demselben Beweggrunde entsprangen die immer sehr lebhaft gebliebenen Beziehungen zu dem mit ihm fast gleichalterigen Leonhard Ennen. Seitdem dieser (1857) Archivar und Bibliothekar der Stadt Köln geworden war, lenkte er ganz zur Provinzialgeschichte und besonders zur Geschichte der rheinischen Metropole hinüber und bewährte sich als der rüstigste Arbeiter auf diesem Felde. Das führte ihn naturgemäß an die Seite von Floß. Eine weitere Verkettung der zwei Männer ergab sich später aus ihrer gemeinsamen Tätigkeit im Vorstande des Historischen Vereins für den Niederrhein (s. Annalen 79, 11. 15—19). Wenn sie auch seit 1870 in ihren kirchenpolitischen und ein wenig auch in ihren innerkirchlichen Richtungen auseinander gingen, so dauerte doch die persönliche Treue unversehrt fort. Der Theologe erwies sich auch hier als milde und tolerant.

Der bisher berührte Freundeskreis hatte zum belebenden Mittelpunkte die historischen Studien. Aus diesem Rahmen fällt das sehr enge Verhältnis zu dem Juristen Achenbach heraus, der 1858 Privatdozent wurde. Die Entstehung und Grundlage des Verhältnisses ist nicht aufzuklären. Da dieser Freund nachher als preußischer Staatsmann einflußreiche Stellungen in Berlin bekleidete — 1873 übernahm er das Handelsministerium —, konnte er in den schweren Jahren des Kulturkampfes ihm gelegentlich wertvolle Dienste leisten. Rein persönlich war die wirklich innige Freundschaft mit dem Mediziner Hermann Schaaffhausen, einem erfolgreichen Forscher in der anthropologischen Urgeschichte. Dieser Sproß eines reichen und angesehenen Hauses war der Typ des von starkem Heimatsgefühl beseelten vornehmen Rheinländers, vornehm in seiner Lebenshaltung und vornehm in seinen Gesinnungen. Floß, stets mit der Zeit geizend, ging sonst Familienbeziehungen aus dem Wege; hier machte er eine Ausnahme und stellte sich mehr familiär, er hob ein Töchterchen des Freundes aus der Taufe.

[45] Joh. Janssens Briefe. Hg. von L. von Pastor (1920) 1, 24 (Janssen an Ficker 21. 6. 1852).

Dieser erwies ihm den letzten Liebesdienst durch Abnahme der Totenmaske[46]. Schaaffhausen war ein Mann von edelster, religiös durchhauchter Humanität; den Grundzug seines Wesens machten Wohlwollen und stete Hilfsbereitschaft aus[47]. Später unterhielt Floß noch freundlichen Verkehr mit dem Oberbürgermeister Kaufmann von Bonn, der sich wärmer gestaltete, als Dieringer, Kaufmanns langjähriger Hausfreund, 1871 die Universität verließ[48].

Die Achtung und Anhänglichkeit, die Floß von so vielen ausgezeichneten Männern genoß, machten es ihm leichter, über Hemmnisse in seiner akademischen Bahn seelisch hinwegzukommen. Achteinhalb Jahr mußte er in der abhängigen und kärglich besoldeten Stellung des Konviktsrepetenten ausharren, um als Privatdozent sein Leben fristen zu können. Eine ihm 1851 vom Ministerium eröffnete Aussicht auf eine Professur in Braunsberg hatte er abgelehnt; mit Recht, denn das kleine Lyzeum in Ostpreußen wäre für seine weit ausschauenden gelehrten Unternehmungen zur Sandbank geworden. Den Bemühungen des Kardinals Geissel gelang es dann (14. 3. 1854), ihm eine außerordentliche Professur in Bonn mit 500 Tlr. Gehalt zu erwirken (Pfülf, Geissel 2, 68). Da dieses Einkommen, das sich durch Vorlesungshonorare nicht sehr vergrößert haben wird[49], nicht genügte, sah er sich genötigt, vornehme Studenten in sein Haus aufzunehmen[50], so wenig er auch seiner Natur nach geeignet war, den Mentor junger Leute abzugeben. Für seine Person kannte der Professor nur sehr bescheidene Bedürfnisse, aber er besaß eine kostspielige Leidenschaft, die der Sammlung von Büchern, und zwar von wertvollen Büchern. Schon als Kaplan in Bilk schaffte

[46] Sie befindet sich im Besitze des Collegium Albertinum zu Bonn.

[47] Ein Bild seiner Persönlichkeit ist zu zeichnen versucht in der (als Ms. gedruckten) Grabrede, die ich ihm halten durfte (1893).

[48] Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann (1903) 223. Die auf der Studienreise angeknüpften Beziehungen zu süddeutschen Gelehrten und Gesinnungsgenossen, wie zu dem Historiker Höhler in München (später in Prag) und dem Kanonisten Phillips in München (später in Wien), traten nur gelegentlich zutage. Über die Freundschaft mit Döllinger wird unten noch besonders zu handeln sein.

[49] In einem Briefe an Döllinger (5. 5. 1858) gibt er als jährliches Honorar für das kirchengeschichtliche Kolleg 60 Tlr. bar und 180 Tlr. gestundet an, wovon ein Drittel in Abgang komme.

[50] Auf Döllingers Wunsch kam 1855 der Graf Karl von Arco-Valley zu ihm, mit dem er Herbst 1877 eine Reise nach Berlin unternahm. Später wohnte der Prinz Ludwig zu Sayn-Wittgenstein-Sayn bei ihm, der noch 1862 in seinem Hause war. Daß er auf die Jünglinge großen Einfluß ausgeübt hätte und mit ihnen nachher noch in Verbindung geblieben wäre, davon bewahren die Briefschaften keine Spur.

er einen bedeutenden Vorrat an, kaufte auch einmal eine ansehnliche Bibliothek, wozu ihm der Pfarrer das Geld vorschoß. Er war, sagt Binterim, „in allem sparsam, um reich zu werden an Büchern" (Pfülf, Geissel 1, 564). Trotz der gedrückten Lage des Extraordinarius erwarb er die Bücherei des Pfarrers Meuser (in Freialdenhoven bei Jülich), die kostbare Seltenheiten, besonders aus der rheinischen Reformationsliteratur barg, woraus ihm eine Schuldenlast von 700 Tlr. blieb[51]. Dazu war Floß allzeit ein schlech-

[51] So klagt er in einem Briefe an Geissel (30. 1. 1858), worin sich das bezeichnende Geständnis findet: „Ich tat darin [im Bücherkaufen], was ich nicht lassen konnte." Die Meuser'sche Bibliothek wird zwar nicht genannt, aber sie ist ohne Zweifel gemeint, wie aus dem Testament (vom 7. 10. 1879) ersichtlich ist. Die einzig in ihrer Art dastehende Sammlung, die das Reformationszeitalter im weitesten Sinne umfaßt, von Floß stets vermehrt — nach dem Auktionskatalog der Floß'schen Bibliothek (Bonn 1881) Abt. II zählte sie 3658 Werke —, sollte als Vermächtnis dem Kölner Priesterseminar zufallen gegen Zahlung der verhältnismäßig geringen Summe von 4500 M. an seine Verwandten und mit der Bestimmung, daß die Bibliothek nicht zersplittert oder veräußert werden dürfe. Aus diesem Kaufe wurde nichts, und so ist sie von der Staatsbibliothek in Berlin erworben worden — nicht gerade zum Schaden der Wissenschaft, denn nun ist eine sachgemäße Aufbewahrung gesichert und sind ihre Schätze allgemein zugänglich, was im Hinblick auf das Schicksal, das die große der Erzdiözese Köln letztwillig vermachte Bücherei des Erzbischofs Spiegel bis heute, wo sie im nördlichen Domturme verwahrlost und so gut wie unzugänglich dasteht, erduldet hat (s. auch mein Buch „Die Kölner Wirren" [1927] 256), ein Vorteil ist. Dieser schlichte Landgeistliche F. X. Meuser (geb. 1805), der neben Binterim und Floß eine wissenschaftliche Zierde des damaligen Diözesanklerus bildet, hat auch sehr fleißige Studien „Zur Geschichte der kölnischen Theologen des 16. Jahrhunderts "veröffentlicht (sechs Artikel in der Bonner „Katholischen Zeitschr. f. Wissenschaft und Kunst" Jahrg. 1 und 2 [1844 und 1845]). Daß sein Interesse auch der allgemeinen Reformationsgeschichte zugewandt war, zeigen seine Aufsätze „Das Regensburger Interim" (ebda. Jahrg. 2 [1845] Bd. 1 S. 352—364) und „Johann Eck in seinem Leben, seiner literarischen und kirchlichen Wirksamkeit" (ebda. Jahrg. 3 [1846] 8 Aufsätze). Früher hatte er des Franzosen L. Maimbourg Geschichte des Abfalles der griech. Kirche von der lateinischen, deutsch bearbeitet (1841, 2. Aufl. 1844). Sie ist seinem „geliebten Lehrer" Ritter gewidmet. Zu der Bibliothek Meusers gehörten nach dem Floß'schen Testament auch zwei Foliobände „Skripturen" von demselben, wohl die Nr. 3654 des Auktionskatalogs, nach dem sie Nachrichten über „Leben und Wirken der kath. Theologen des 16. Jh." enthielt. Sie sind vermutlich ebenfalls nach Berlin gekommen. Sie würden eine Untersuchung verdienen, da sie vielleicht brauchbare Materialien aus verschollenen Quellen enthalten. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß sich im Nachlaß eine mit der Zahl 50 bezeichnete Mappe befindet, die eine Sammlung aus ungedruckten Quellen zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn enthält, und daß laut dem Testament auch „eine Sammlung italienischer [gedruckter] Synoden" dem Priesterseminar in Köln an erster Stelle zum Kauf angeboten werden sollte. Im Auktionskatalog Abt. III sind es die Nr. 1—109, die also wahrscheinlich versteigert worden sind. Die ganze Bibliothek von Floß umfaßte nach jenem Katalog 7844 Werke.

ter Haushälter; dieselbe Unordnung, die in seinen Papieren herrschte, bestand auch in seiner Wirtschaft[52]. Die Möglichkeit, in absehbarer Zeit ein Ordinariat und damit ein höheres Gehalt zu erlangen, war gering, da alle Lehrstühle, die für ihn allenfalls in Betracht kommen konnten, mit Männern in den besten Lebensjahren besetzt waren. Da eröffnete ein unerwarteter Glücksfall günstige Aussicht, indem der Professor der Moraltheologie und Konviktsinspektor Martin 1856 zum Bischof von Paderborn gewählt wurde. Floß warf sofort die Angel aus und übernahm nicht nur die moraltheologischen Vorlesungen[53], sondern bewarb sich auch um die Leitung des Konvikts. Das letztere sollte wohl ein Mittel zum Zweck sein; denn der in wissenschaftliche Arbeiten versenkte Gelehrte konnte das mit zerstreuenden Geschäften beladene Amt des Konviktsleiters nicht als ein dauerndes wünschen, ebensowenig als er bei seiner Gutmütigkeit und anderseits bei der Zerfahrenheit seines äußern Wesens dazu geeignet war. Aus diesem Grunde wäre auch die Zustimmung des Erzbischofs, der in bezug auf das Konvikt das entscheidende Wort zu sprechen hatte, schwerlich zu erlangen gewesen, zumal da dieser in dem Kölner Seminarprofessor Buse längst seinen Ausersehenen hatte und mit Zähigkeit an ihm festhielt und nach Buses baldigem Tode den Religionslehrer Roth vom Gymnasium in Münstereifel durchsetzte — freilich eine hierfür höchst unglückliche Persönlichkeit, der gegenüber Floß als Konviktsinspektor fast ein Muster gewesen wäre. Diesem brachte ein zweiter Glücksfall nun doch die Moralprofessur ein, nämlich eine gleichzeitig spielende Berufung an die Universität Wien.

Unter Österreichs berühmtem Kultusminister, dem Grafen Leo Thun, war eine Reform der deutschen Hochschulen des Kaiserstaates im Gange, die vor allem in der Heranziehung ausländischer Gelehrten bestand. Indes dachte man in Wien zunächst nicht an den rheinischen Theologen; er mußte sich selbst in empfehlende Erinnerung bringen. Ein Brief an den Professor Feßler in Wien, den nachmaligen Bischof von St. Pölten und Sekretär des Vatikanischen

[52] Eine Dienstmagd entwendete 1877 im Laufe eines Jahres nach und nach 1938 M., ohne daß Floß es, wie es scheint, gemerkt hatte. Rücksichtlich seiner wissenschaftlichen Papiere schreibt er einmal an Döllinger (26. 12. 1858): Wenn ich stürbe, „dann wäre hier kaum jemand, der meine Unordnung ordnen könnte".

[53] Hierdurch verbesserten sich auch sehr erheblich seine Einkünfte. Diese Vorlesungen brachten ihm jährlich ein 700 (? ? 70 ?) Tlr. in bar und 400 bis 500 Tlr. gestundet (an Döllinger 5. 5. 1858).

Konzils, der eben sein kirchengeschichtliches Lehramt mit dem kanonistischen in der Wiener Theologenfakultät vertauscht hatte, fragte im Frühjahr 1858 an, „ob an einer österreichischen Universität eine ordentliche Professur der Kirchengeschichte zu erlangen sei" (so sagt Floß in einem Briefe an Döllinger vom 5. 5. 1858), obschon Floß, wie er Feßler (17. 5. 1858) versicherte, von der Erledigung einer solchen in Wien keine Kenntnis hatte. Der Angerufene griff die Sache freudig auf, war für sie im Ministerium und bei dem Kardinal-Erzbischof Rauscher mit Erfolg tätig und konnte schon bald melden, daß die Ernennung mit Bewilligung des höchsten Gehaltes von 2000 fl. (nach damaligem Geldwert 4200 Mark) zu erreichen sei. Floß fragte als kundige Freunde Aschbach in Wien, den ehemaligen Bonner Kollegen, Ficker und Döllinger um Rat. Die Auskünfte lauteten widersprechend. Aschbach (11. 5. 1858) machte darauf aufmerksam, daß man in der Donaustadt doppelt so viel ausgebe wie in Bonn, und daß fast alle Studenten vom Honorar befreit seien; er riet nicht zu und riet nicht ab. Sehr ungünstig äußerte sich Döllinger, indem er meinte, Floß würde sich dort ständig „wie ein auf dem Sande am Ufer liegender Fisch fühlen". Dagegen stimmte Ficker begeistert zu, an ein Wirken des Freundes in Österreich die größten Hoffnungen knüpfend, Hoffnungen, die zu erfüllen Floß sicherlich nicht der Mann gewesen wäre[54]. Ihn selbst zog es wenig nach dem Donaureiche; die Trennung von der Heimat, in der auch sein wissenschaftliches Streben so tief und weit verwurzelt war, die Rücksicht auf die alte Mutter, der Verzicht auf die kostbare Bibliothek Binterims schreckten ab (an Döllinger 5. 5. 1858). Darum zögerte und zögerte er, den nun wirklich an ihn ergangenen Ruf anzunehmen, so daß Feßler ihm halb ärgerlich, halb scherzhaft schrieb (10. 6. 1858): „Sie sind doch kein rechter Rheinländer, trotzdem Sie dieses Bedenken gegen Ihre Übersiedelung nach Wien im letzten Schreiben geltend machten. Sie gehen ja so bedenklich und bedächtig vor, wie das ein heißblütiger Rheinländer nimmermehr täte. Selbst die Österreicher, wo doch bekanntlich alles hübsch langsam geht, sind rascher."

Die Hauptursache des Zuwartens war die Aussicht, doch noch

[54] Die Briefe Döllingers und namentlich Fickers dienen so sehr zur Beleuchtung der österreichischen Zustände, auch der Bestrebungen des Innsbrucker Historikers, daß es sich verlohnt, sie unten im Anhange II und III dem Wortlaute nach wiederzugeben.



an der heimischen Hochschule ein Ordinariat zu erlangen, das erledigte Ordinariat der Moraltheologie. Nach der häufig geübten, aber nicht immer schönen Methode bei Berufungsgeschichten hatte er zwei Eisen in das Feuer gelegt. Schon seit Ende 1857 wirkte er durch Döllinger auf dessen intimen Freund, den vortragenden Rat Aulike im Kultusministerium, zu seinen Gunsten ein[55]; auch beim Kardinal Geissel bewarb er sich (30. 1. 1858) geradezu um jene Professur. Der Erzbischof ging nur nach langem Bedenken und widerwillig darauf ein; denn er hatte andere Kandidaten und dürfte — mit Recht — Zweifel an der Befähigung des Historikers für jenes wichtige Fach gehegt haben. Schließlich kam es zu einem Kompromiß: Geissel erhielt seinen zweiundeinhalb Jahr vergebens geforderten Buse als Konviktsinspektor; der Repetent Reusch, den der Minister für letztere Stelle gewünscht hatte, erhielt eine außerordentliche Professur der alttestamentlichen Exegese, und Floß wurde (9. 10. 1858) Ordinarius der Moraltheologie mit einem Gehalt von 900 Tlr. So erging an Feßler, dem er übrigens ehrlicherweise seine Verhandlungen mit Berlin nicht verheimlicht hatte, die endgültige Absage.

„Öffentlicher ordentlicher Professor der Moraltheologie!" Ob er sich der Verantwortung voll bewußt geworden ist? Für den Seelsorgsgeistlichen gibt es keinen Teil der Theologie, der wichtiger wäre, und für den theologischen Lehrer gibt es kein Fach, das durch sein Hinübergreifen in die verschiedensten Geistesgebiete schwieriger wäre. Der Erzbischof hatte ihn beim Antritt des neuen Amtes gemahnt, „sich tüchtig in die Moral hineinzuarbeiten, um auch der Diözese gegenüber das Fach gut zu vertreten" (Tagebuch). Nie hat Floß indes die Feder für eine Frage aus dieser Wissenschaft gerührt[56], und in seinen hinterlassenen Papieren, die sonst seine Arbeitsspuren in Fülle enthalten, findet sich nichts, was auf eine gelehrte Beschäftigung mit Dingen jener Art hindeutete. Man darf auch bezweifeln, daß er die geistige Anlage dazu besaß. Früher hatte er sich einmal, frisch aus der Seelsorge mit ihren Erfahrungen kommend, für die Moraltheologie interessiert (s. oben S. 27), seitdem aber war sie aus dem Gesichtskreise verschwunden. Die an

[55] Floß an Aulike 7. 11. 1857; Aulike an Floß 20. 6. 1858 („Sie besitzen an Döllinger einen sehr ergebenen Freund"); Floß an Döllinger 26. 12. 1858 (Dankesbrief).

[56] Es gibt ein als Ms. gedrucktes Heft, das einen Teil des Grundrisses seiner moraltheologischen Vorlesungen für die Zuhörer enthält. Es ist klar und verständig, geht aber nicht über das Gewöhnliche hinaus.

das Gewissen greifende Sorge um die Heiligkeit der Aufgabe eines akademischen Lehrers der Theologie hat ihn nicht gequält, worin er allerdings wahrhaftig nicht allein stand. Pflichtgemäß las er bis zum Tode seine Hefte vor und widmete seine Studien andern Dingen. Auf der Moraltheologie hatte in der Bonner Fakultät von Anbeginn ein eigenes Verhängnis geruht. Der erste Inhaber des Lehrstuhles, Seber (1819—1825), selbst aller gründlichen Theologie bar, gefiel sich in philosophischen Versuchen ein oberstes Moralprinzip zu finden; sein Nachfolger Achterfeldt (1826—1843) war ein trefflicher Priester, aber wissenschaftlich eine Null; dem ihn ablösenden Martin (1843—1857) gelang es nicht, sich zu einem wissenschaftlichen Moralisten durchzubilden[57]; Floß (1858—1881) gab sich ebensowenig Mühe dazu, nur daß neben ihm einige Jahre (1866—1872) Simar als Extraordinarius das Fach würdig vertrat.

Floß fuhr fort, regelmäßig auch die ganze Kirchengeschichte zu lesen, wie er es von Anfang seines Lehramtes getan hatte. Nach seiner Versicherung geschah es auf Wunsch Geissels (an Döllinger 26. 12. 1858), was durchaus glaublich ist, da dieser den alten Hermesianer Hilgers, der die kirchenhistorische Professur innehatte und demgemäß ständig dieses Fach vortrug, fortwährend sein Mißtrauen fühlen ließ. Erfreulich war dieser Wettbewerb nicht und mußte eine stete Quelle des Mißbehagens sein; jedoch ist es zu Reibungen nicht gekommen, weil Hilgers eine friedfertige und vornehme Natur besaß[58]. Wie Floß seit seinem ersten Privatdozentensemester (1848) allgemeine Kirchengeschichte in ihrer ganzen Ausdehnung vortrug, so behandelte er auch einige kirchenhistorische Nebengebiete: kirchliche Archäologie, Ordensgeschichte, die Häresien des Mittelalters, Geschichte der allgemeinen Konzilien. Besonders wandte er sich der kölnischen Kirchengeschichte zu, die er in größern Abschnitten nacheinander zur Darstellung brachte. Bemerkenswert, weil ungewöhnlich für jene Zeit, ist es, daß er auch häufig Übungen aus dem Gebiete der heimatlichen Diözesan-

[57] S. meine Gesch. d. theol. Fakultät 49 f. 201 f. Mein Buch „Ein vergessener Führer ..." 465. S. auch oben S. 36 A. 38.

[58] Die Spannung steigerte sich zur Zeit des Erzbischofs Melchers. Amalie von Lasaulx, die geistliche Freundin von Hilgers, schreibt über diesen: „Seine Vorlesungen sind fast ganz unbesucht, weil der neue Erzbischof sich Prof. [Floß] zum Freunde erwählt hat" (Christ. von Hoiningen-Huene, Erinnerungen an Amalie von Lasaulx [1878] 144). Anderseits bemerkt Floß (an Döllinger 15. 1. 1858): „Hilgers ist der Abgott der protestantischen Professoren, daher in Fakultätssachen die rechte Hand des Kuratoriums."



geschichte abhielt; da er auch für Neues Testament habilitiert war, reihten sich an die historischen Kollegien auch exegetische, und zwar größere: Römer- und Galaterbrief, Johannesevangelium. Fleißiger im Lehramte hätte er kaum sein können, zumal da er alles schriftlich ausarbeiten mußte; denn die Gabe freien Vortrages besaß er ganz und gar nicht, er blieb immer an das Heft gefesselt. Dem Fleiße scheint der äußere Erfolg durchschnittlich entsprochen zu haben[59]. Wie es um den innern Erfolg stand, ist eine andere Frage. Schon des „Vorlesens" wegen konnte die Wirkung nicht groß sein, und ein lebendiger, ausdrucksvoller Stil war ihm, wie die Schriften verraten, nicht eigen. Dazu kam, daß er sich in Spezialvorlesungen vor lauter Quellenmäßigkeit in alle Einzelheiten verlor. Das Kollegheft über die Geschichte der allgemeinen Konzilien reicht infolge seiner breiten Anlage nur bis zur Synode von Ephesus (431); das über die Geschichte der geistlichen Orden, die bis zur Gegenwart geführt werden sollte, behandelt nur die umständlich erzählte Geschichte des ältesten orientalischen Mönchtums; die Exegese des 16 Kapitel umfassenden Römerbriefes bricht schon im 8. Kapitel ab[60]. Dem Studenten war damit wenig gedient. Aus der Spätzeit weiß ich vermöge eigener Erfahrung (Kirchengeschichte), daß Öde wie in den Bänken so auch auf dem Katheder herrschte. Dagegen verdienen die schriftstellerischen Leistungen während des Jahrzehnts von 1850—1860 hohe Anerkennung wegen der Ausgedehntheit und Mannigfaltigkeit der Arbeiten und wegen des auf sie verwendeten hingebenden Fleißes.

Die erste wissenschaftliche Veröffentlichung aus dem Gebiete der Theologie widmete der junge Gelehrte zwei Heroen des altägyptischen Mönchtums, Makarius dem Ägypter und Makarius dem Alexandriner, vornehmlich dem erstern als dem bedeutenderen. Damit begab er sich auf einen ungewöhnlich schwierigen und un-

[59] In einer Eingabe an die Fakultät um Erwirkung einer Gratifikation beim Ministerium (18. 7. 1849) erwähnt er, daß er in diesem Semester 20 Zuhörer des 1. Teiles der Kirchengeschichte, 80 des Römerbriefes, 65 des 3. Teiles der Kirchengeschichte hatte, und im vorhergehenden Semester 33 des 2. Teiles der Kirchengeschichte, 14 der Geschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, 116 der Geschichte der geistlichen Orden habe. Zwei Jahre später fällt gelegentlich in einem Briefe die Bemerkung, daß sein Kolleg über den 1. Teil der Kirchengeschichte 94 Zuhörer zählte.

[60] Die andern Vorlesungshefte sind, wie der Auktionskatalog Abt. III Nr. 2719ff. zeigt, unter den Hammer gekommen; einiges ist durch Verkauf in die Aachener Stadtbibliothek verschlagen worden.



sichern Boden, der heute noch umstritten wird[61]. Wie schlüpfrig er ist, sollte Floß später zu seinem Schaden erfahren, als er neue Bruchstücke des Ägypters herausgab, die sich dann als von einem andern herrührend und längst gedruckt erwiesen, wofür er sich heftige und boshafte Angriffe eines Universitätskollegen zuzog (s. unten S. 105 f.). Den Anlaß zu der Beschäftigung mit den beiden Aszeten und dem auf sie bezüglichen Schrifttum, die sonst nicht im Zuge seiner bisherigen wissenschaftlichen Entwicklung lag, erhielt er durch einen äußern und zufälligen Umstand. Binterim besaß eine aus St. Maximin in Trier stammende Handschrift, die einen Brief des Makarius enthielt. Hierauf aufmerksam geworden, erkannte Floß, daß er der von Patrologen des 17. Jahrhunderts gegen den Ägyptier erhobenen Anklage auf Pelagianismus widersprach, und aus der weitern Erkenntnis, daß die bisherigen Ausgaben von Schriften dieses Makarius sehr mangelhaft waren, entstand der Entschluß, auf der geplanten Studienreise das handschriftliche Material ins Auge zu fassen (Floß, Macarii Aegypti Epistolae ... [1850] p. III f.), was auch geschah. Aus einer Reihe von Kodizes wurden reichliche und wertvolle Früchte heimgebracht, wenn diese auch keineswegs zu einer allen Ansprüchen genügenden Ausgabe hinreichten. Daran schlossen sich nach der Rückkehr von selbst Untersuchungen über das Leben der zwei Mönche und über die hiermit zusammenhängenden Quellen; sowohl die Kritik der Quellentexte als auch die des Inhaltes kamen zu ihrem Rechte. Auch über die Schriften des Makarius des Ägypters war er zu bedeutsamen Ergebnissen gekommen. Er berichtete darüber an den Erzbischof (15. 10. 1845), daß von den jenem zugeschriebenen Abhandlungen „die Hälfte ..., seine sog. opuscula, unecht sind und dem Metaphrasten Simeon Logothetes saec. XII angehören"; ferner daß „die sog. Historia Lausiaca Palladii, ... in allen bisherigen Ausgaben mit fremden Zusätzen so sehr interpoliert und entstellt ist, daß von der echten Hist. Laus. auch kaum die Spur darin wiedergefunden wird".

Die aus diesen Studien entstandene umfangreiche Abhandlung De Macariorum Aegyptii et Alexandrini vitis quaestiones criticae et historicae diente zunächst als Dissertation, mit der in Münster

[61] Die Hauptmasse der dem Ägypter beigelegten Schriften, die bisher als echt galt, die 50 Homilien, sind neuestens von L. Villecourt O. S. B., La date et l'origine des „Homélies spirituelles" attribuées a Macaire (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Paris 1920) einem Messalianer zugeschrieben worden.



der theologische Doktorgrad erworben wurde. Der erste Teil (cap. I bis III) erschien 1847 zu Neuß als akademische Dissertation, und das Ganze ward gedruckt in dem Buche Macarii Aegyptii epistolae, homiliarum loci, preces ad fidem Vaticani, Vindobonensium, Berolinensis, aliorum codicum primus edidit H. J. Floss. Coloniae 1850 (324 SS.)[62]. Die Arbeit zeugt von ausgebreiteter Kenntnis der in Betracht kommenden Literatur und entbehrt nicht des kritischen Scharfsinnes. Sie stellt das Gründlichste dar, was bis dahin zur Sache gesagt war. Wenn jetzt auch in einzelnen und wichtigen Teilen überholt[63], verdient sie immer noch Beachtung. In dem eben genannten Werke bot Floß sodann eine größere Anzahl unedierter[64] Stücke, die bis heute keinen neuen Herausgeber gefunden haben, untermischt mit textkritischen Ausführungen. Er wollte und konnte mit seiner Ausgabe nichts Abschließendes geben; dafür war die handschriftliche Unterlage viel zu schmal, und mehr als einmal mußte er das Geständnis ablegen, daß er diesen und jenen ihm bekannten Kodex aus Mangel an Zeit nicht habe einsehen können. Man muß ihm daher zum Vorwurfe machen, daß er zu voreilig die Erträgnisse seiner Arbeiten in die Öffentlichkeit warf. Indes dient einigermaßen zu seiner Entschuldigung, daß es begreiflicherweise ihn drängte, bald hervorzutreten, einmal um den hohen Behörden, die ihm die Mittel zu seiner Bibliotheksreise gewährt hatten, zu zeigen, wie tätig er gewesen war, sodann auch im Interesse seines akademischen Fortkommens. Noch ein anderer Umstand kommt zu seiner Entlastung in Betracht, stellt aber zugleich auch eine Belastung seines wissenschaftlichen Kontos dar. Damals begann in der klassischen Philologie die unbedingt richtige Methode sich allmählich durchzusetzen, daß eine Ausgabe sich auf die zuvor festgestellte Genealogie der Handschriften, und zwar möglichst aller Handschriften, stützen müsse. Floß ist von diesem Grundsatze unberührt geblieben; er hat ihn nicht gekannt oder wenigstens seine

[62] Die Quaestiones p. 1—188. Die drei ersten Kapitel stimmen auch im Satz mit der Dissertation genau überein. Die ganze Abhandlung, neu durchgesehen, wieder gedruckt in Migne, Patrol. graeca T. 34 (1860), 1—176.

[63] Namentlich durch E. Preuschen, Palladius und Rufinus (Gießen 1897) und Cuthb. Butler, The Lausiac History of Palladius (Cambridge 1898—1904).

[64] Mit Ausnahme eines bereits gedruckten unechten Briefes (p. 196—198), zu dem aber Floß weitere Hss. verglichen hatte, und einiger andern Stücke (p. 252 bis 271. 291—310), für die auf Grund neuer Hss. eine neue Textgestaltung geboten ist. Der ganze Editionsinhalt des Buches erscheint in anderer Anordnung wieder bei Migne, Patrol. gr. 34, hier jedoch mit lateinischen Übersetzungen aus Floß' Feder versehen.



grundlegende Bedeutung nicht durchschaut. Er betrieb die Editionsarbeit nach der ältern eklektischen Art, die eine mehr oder minder große Anzahl von Handschriften verglich und daraus einen lesbaren Text zurecht zu zimmern suchte, ohne sich um den Wert der einzelnen Kodizes viel zu kümmern oder deren Brauchbarkeit nur nach einigen rasch gemachten äußerlichen Beobachtungen abschätzend. Floß hatte sich zu sehr an den Herausgebern des 17. und 18. Jahrhunderts geschult, vielleicht unter dem Einflusse Binterims, und ist zeitlebens daran haften geblieben. So waren seine fleißigen und mühseligen Studien rückständig und konnten höchstens die Bedeutung von Vorarbeiten für künftige Ausgaben beanspruchen.

Da von seinem Buche nur 430 Stück abgezogen waren (l. c. p. VI), wurde er verleitet, seinen Inhalt nochmals in einem großen Sammelwerke zu veröffentlichen, der damals im Erscheinen begriffenen sog. griechischen Patrologie von Migne. Es ist nicht klarzustellen, ob dies auf eine Einladung des sehr betriebsamen Herausgebers oder aus eigener Erwägung geschah. Genug, die Beteiligung an jenem Werke ward für ihn eine Quelle des Ärgers und sogar öffentlicher Bloßstellung. Nach einer auf der Rückseite des zweiten Titelblattes im 34. Bande des genannten Sammelwerkes gedruckten Erklärung Mignes hatte sich Floß 1856 und nochmals 1857 vertraglich verpflichtet, in wenigen Monaten das Manuskript zu einer vollständigen Ausgabe aller Schriften der beiden Makarius nebst der Historia Lausiaca des Palladius zu liefern[65]. Das war ein leichtsinniges Versprechen, das nach dem Stande der Vorarbeiten unmöglich in kurzer Zeit erfüllt werden konnte. Floß unterschätzte das noch zu Leistende und überschätzte seine Arbeitskraft, so außergewöhnlich sie auch sein mochte. So ist es ihm in seinem angeborenen Optimismus später noch mehrfach ergangen. Auch ist es stets ein Zug in seinem Charakter gewesen, leicht etwas zu verheißen und dann die Ausführung seelenruhig zu vertagen und wieder zu vertagen. Einesteils entsprang dies seiner Herzensgüte, die jedem helfen wollte, andernteils seiner Zerfahrenheit in äußern Dingen, die

[65] Dies wird bestätigt durch einen Brief von Floß an das Kultusministerium vom 24. 8. 1857, worin er um Sendung Berliner Hss. nach Bonn ersucht, die er „zu einer Ausgabe der Schriften des Makarius, die er für den Druck vorbereite", brauche. „Jene Arbeit müsse er im Laufe der Herbstferien beenden." Die Zusendung ward sofort gewährt.



gern dem Morgen überließ, was heute geschehen konnte, ohne daß Unfleiß zugrunde lag.

Diese Eigentümlichkeiten bekam der Verleger Migne überreichlich zu genießen. Nur tropfenweise lief das Manuskript ein und die Lieferung hörte schließlich ganz auf, trotz der mehr als fünfzig Mahnbriefe, die der Franzose, ein bloßer Geschäftsmann ohne Verständnis für wissenschaftliche Schwierigkeiten, dem Professor auf den Hals schickte. So mußten die auf den 34. folgenden Bände des Sammelwerkes schon gedruckt und ausgegeben werden, ehe jener Band als Notgeburt endlich 1860 ans Licht kam. Kein Zweifel, daß der Verleger geschäftlich schwer geschädigt wurde, wie er in seiner Erklärung näher ausführt. An Floß ist die Anklage hängen geblieben, obschon er nicht ausdrücklich genannt war. Schlimmer ist noch, daß nun die mit seinem Namen — auf dem Titelblatt steht er zu lesen[66] — verknüpfte Ausgabe als eine sehr mangelhafte in die Welt kam, auch abgesehen von dem veralteten Editionsprinzip. Soweit der Tatbestand, der allerdings ziemlich undurchsichtig ist, erkennen läßt, hat Floß die von ihm in den Epistolae etc. veröffentlichten Stücke alle wiederholt und mit einer lateinischen Übersetzung und teilweise mit einer neuen kritischen Einleitung (c. 401 bis 406) ausgestattet. Den wichtigsten Teil der Ausgabe hätten die umfangreichen, unter dem Namen des Makarius gehenden „Homilien" (col. 449—842) bilden sollen, deren Text, wie auch Floß wohl erkannte (Epistolae etc., p. 233 s.), stark verwahrlost ist. Er hatte vor, ihn auf Grund einer Berliner Handschrift zu verbessern[67]. Hierbei scheint er eingesehen zu haben, daß hierzu dieser einzige Kodex nicht genüge, es ihm aber unmöglich sei, weitere zu vergleichen. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb er auf die Bearbeitung der Homilien verzichtete und den Verleger sitzen ließ, der nun genötigt war, die alte Ausgabe wieder abzudrucken. Jedoch sind die von Floß neu entdeckten Bruchstücke der Homil. V und I (Epistolae etc., p. 221—231) eingefügt[68]. Seine Bemühungen

[66] Hier ist mit Unrecht seine Arbeit auf die 448 ersten Spalten des Bandes eingeschränkt; auch für die spätern hat er manches beigesteuert.

[67] Er bemerkt (Migne col. 403): De hoc codice plura invenies infra nostrae editioni S. Macarii Aegyptii homiliarum praemissa.

[68] Dies läßt sich nicht als Beweis dafür ansehen, daß Floß selbst den Abdruck „besorgt" habe, wie Bardenhewer, Patrologie[3] 222 und Gesch. der altkirchl. Literatur 3 [2], 92 angibt. Migne kann die Bruchstücke selbst eingesetzt haben. Jedenfalls trägt Floß für den Migne'schen Nachdruck der Homilien keine wissenschaftliche Verantwortung.

um die Makarius-Schriften haben noch jetzt einen gewissen Wert, da nach ihm niemand mehr sich um deren Textgestaltung gekümmert hat, die Früchte sind indes nicht zur vollen Reife gediehen.

Inzwischen hatte der Unermüdliche eine Gesamtausgabe der Werke des Johannes Skottus zum Abschluß gebracht, die 1853 in einem stattlichen Quartbande der Migne'schen Sammlung (T. 122) erschien[69]. Teils ist es eine Erstausgabe, so die der Expositiones super ierarchiae caelestis des Areopagiten, teils eine auf zahlreichen Handschriften beruhende kritische Neugestaltung von bereits veröffentlichten Texten. Mit Recht konnte Floß die Arbeit, die ihn mehr als zehn Jahre beschäftigt hatte (s. oben S. 21 f.), ein opus laboris et aerumnae plenissimum (Vorrede p. XXVIII) nennen, aber allen berechtigten Anforderungen genügt sie dennoch nicht. Nicht allein die Grundsätze und Methode der Handschriftenbenutzung sind veraltet wie bei der Makariusausgabe, sondern auch die Umsicht bei der Gestaltung des Textes läßt zu wünschen übrig, und namentlich fehlt der Nachweis der zahlreichen Zitate, die bei Skottus begegnen, deren Auffindung freilich eine außerordentliche Mühe verursacht haben würde. Floß scheint später selbst ein Gefühl des Unbefriedigtseins empfunden zu haben, da er dem Erzbischof Melchers, dem er ein Exemplar des Neudruckes (1865; nur ein schlechter Nachdruck der Ausgabe von 1853) als Namenstagsgeschenk verehrte (29. 6. 1868), schrieb: „Ich habe manche Schweißtropfen der Jugend in Rom, Wien, München und Paris auf die Ausgabe verwendet; vielleicht hätte ich sie bessern Zielen widmen sollen." Ungeachtet der Mängel ist die Edition bis heute maßgebend geblieben; nur die Gedichte haben durch Traube (MG Poetae lat. 3, 527—552) eine neue und bessere Bearbeitung erfahren[70]. Der ursprüngliche Plan, eine „Monographie über Skottus

[69] Joannis Scoti opera, quae supersunt, omnia ad fidem italicorum, germanicorum, belgicorum, franco-gallicorum, britannicorum codicum partim primum edidit, partim recognovit H. J. Floss. Der Kommentar zu Marcianus Capella ist ausgelassen, weil der französische Benediktiner Pitra, der nachmalige Kardinal und Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, eine Ausgabe davon angekündigt hatte, dagegen ist der unechte Kommentar zur mystischen Theologie des Areopagiten aufgenommen. Die Ausgabe sollte ursprünglich bei Weigel in Leipzig erscheinen, der sich dazu bereit erklärt hatte.

[70] Hier auch im Prooemium genauere, über Floß hinausreichende Beschreibung einzelner Handschriften. — „Ein Festgedicht des Johannes Scotus auf Karl den Kahlen" gab Floß nachträglich o. J. aus einer Cambridger Hs. heraus. Es scheint nur ein Privatdruck (6 Seiten, bei Krüger in Bonn gedruckt) gewesen zu sein, der



zu schreiben, mit der er 1847 fertig zu werden hoffte[71], ist nicht ausgeführt worden. Statt dessen schickte er der Ausgabe die Untersuchung eines Anonymus voraus (s. oben S. 22 A. 22) und begnügte sich damit, De vita et scriptis Joannis Scoti observationes (p. XIX bis XXVIII) beizufügen. Auch die Absicht, von der er ausgegangen war, die Irrtümer des Philosophen nachzuweisen, war in den Hintergrund getreten, so daß er diese bloß in einigen Fußnoten streifte.

Eine kleinere Editionsarbeit ward 1857 unternommen und zugleich mit einer Darstellung der Einwirkungen der ottonischen Kaiser auf die Papstwahlen verbunden, in dem Buche „Die Papstwahl unter den Ottonen[72]". Die hier veröffentlichten 36 „Urkunden" aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert, von Päpsten, Kaisern und Bischöfen herrührend, bilden eine in Köln entstandene Briefsammlung, die in der Abschrift des Kodex 1081 der Trierer Stadtbibliothek aus dem 12. oder 13. Jahrhundert vorliegt. Sie ist ganz von Floß herausgegeben[73]. Das Kernstück, auf das auch der Her-

nicht in den Buchhandel gekommen ist. Ich fand ein Exemplar davon im Nachlasse. Da dieser mir nicht mehr zur Verfügung steht, vermag ich nicht zu sagen, ob, was sehr wahrscheinlich ist, dieses Gedicht das bei Traube a. a. O. S. 550—552 gedruckte ist. Die Floß'sche Ausgabe ist Traube unbekannt geblieben.

[71] Undatierter, aber aus 1846 stammender Brief an einen nicht genannten Geheimrat in Berlin.

[72] Die Papstwahl unter den Ottonen nebst ungedruckten Papst- und Kaiserurkunden des 9. und 10. Jahrhunderts, darunter das Privilegium Leos VIII. für Otto I. Aus einer Trierer Handschrift. 1858. Dasselbe Buch erschien auf Wunsch des Verlegers, der sich davon einen guten Absatz im Auslande, besonders in England versprach (Brief an Feßler 9. 6. 1858), sofort auch in lateinischer Bearbeitung: Leonis P. VIII privilegium de investituris Ottoni I imperatori concessum necnon Ludovici Germanorum regis, summorum pontificum, archiepiscoporum, aliorum saeculi IX. X. XI epistolae. Ex codice Treverensi nunc primum edidit et recensuit H. J. Floss. Praemittitur de ecclesiae periculis imperatore Ottone I disputatio. Friburgi in Brisgovia, Herder 1858. Diese Ausgabe der Urkunden stimmt genau mit der in der „Papstwahl", deren Satz benutzt worden ist, überein. Die Einleitung des deutschen Buches ist in freier und stark abgekürzter Übersetzung (de ecclesiae periculis ... disputatio p. I—LXI) wiedergegeben.

[73] Die Behauptung des Titelblattes in beiden Büchern, als handele es sich gänzlich um eine Erstausgabe, ist mißverständlich; denn die Nrn. II, III, V, VI, XV, XVI waren schon in der Konziliensammlung von Mansi gedruckt; die Nrn. XXIV, XXV, XXVII, XXVIII bei Lappenberg, Hamburgisches Urkundenbuch Bd. 1 S. 777—780 aus derselben Handschrift gedruckt, Nr. XXV allerdings unvollständig, und Nr. XXXVI in den Werken Ivos von Chartres (Paris 1647 II, 26 f.). Nur die Sammlung als Ganzes ist eine Erstausgabe. Auch sonst ist Floß nachlässig in seinen Angaben. Die Handschrift stammt nach ihm bald aus dem 11. oder 12. Jahrh. (S. 70), bald aus dem 12. (S. 70), bald aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. (S. 84).

ausgeber den größern Wert legt, ist eine angebliche Privilegienbulle des Papstes Leos VIII. für Otto den Großen, worin diesem die Ernennung der Päpste und andere weitreichende Rechte übertragen werden. Eine kürzere Fassung dieses Schriftstückes war längst bekannt (MG LL II, Append. p. 167), aber auch allgemein als Fälschung anerkannt. Floß hält (S. 75 ff.) sie für einen Auszug aus der von ihm aufgefundenen längern Fassung, und hierin mag er recht haben. Seine Bemühungen aber, die letztere als echt zu erweisen (S. 104—112), sind, wie heute von allen angenommen wird, gescheitert und sind auch methodisch durchaus verfehlt. Das Stück ist gefälscht[74], und damit ist das Buch der Hauptsache nach hinfällig geworden. Seinen Wert jedoch behält es durch die Wiedergabe der bisher ungedruckten Urkunden, die auch mit geschichtlichen Erläuterungen versehen sind (S. 112 ff.). Ein gleiches läßt sich nicht sagen von der Darstellung der Papstwahlen in der ottonischen Zeit und der historischen Vorgänge, die mit ihnen verbunden waren (S. 1—61); sie geht mehr in die Breite als in die Tiefe und läßt Durchdringung und Kritik zu sehr vermissen, indem bloß die Quellenzeugnisse aneinandergereiht sind. Diese Darstellung verrät zugleich, daß Floß für Geschichtschreibung im höhern Sinne nicht beanlagt war.

Einen rein kritischen Gang unternahm sodann der Bonner Kirchenhistoriker[75], ebenfalls auf handschriftliche Studien gestützt, durch eine Untersuchung über die Staatsschrift Karls des Großen gegen die Bilderverehrung, die sog. „karolinischen Bücher[76]“. Die Echtheit dieses karolingischen Capitulare war

[74] S. Jaffé [2] nr. 3704 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit [5] 1, 837 f. Hinschius, System des kath. Kirchenrechts 1, 240—244, wo der Nachweis der Unechtheit geführt ist.

[75] Die Abhandlung (s. folgende Anm.) diente als herkömmliche akademische Einladungsschrift für die Rede zum Antritte des Ordinariats der Moraltheologie (17. 3. 1860), mit der Floß übermäßig lange gezögert hatte, was auch Kardinal Geissel übel vermerkte (Tagebuch 1860). Für sein Verhältnis zu dem von ihm amtlich vertretenen Fache ist es bezeichnend, daß die Antrittsrede De liberi arbitrii vi ac natura handelte, ein Gegenstand, der nicht eigentlich der Moraltheologie, sondern mehr der philosophischen Ethik angehörte, und noch bezeichnender ist, daß die Antrittsschrift kirchengeschichtlichen Inhaltes war. Der im ersten Satze derselben gemachte Versuch, sie mit der Moraltheologie wenigstens in Verbindung zu bringen, ist schlecht geglückt, da die Bilderverehrung, die darin zur Sprache kommt, weit mehr in das Gebiet der Dogmatik als der Moral fällt. Man sieht, wie wissenschaftlich fremd er sich gegenüber seinem Nominalfache fühlte.

[76] Commentatio de suspecta librorum Carolinorum a Joanne Tilio editorum fide (Bonnae 1860).



wegen seiner dogmatischen Anstößigkeiten — es stand auch auf dem Index der verbotenen Bücher — von katholischen Gelehrten früher verworfen worden, hatte aber inzwischen ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden[77]. Floß unternahm es nun, mit neuen kritischen Mitteln das Aktenstück als eine Fälschung des 16. Jahrhunderts zu erweisen oder wenigstens starke Zweifel an seiner Echtheit zu begründen (p. 19 f.). Er hatte in Paris die Handschrift entdeckt, die der erste Herausgeber Jean du Tillet (Tilius), gestorben 1570 als Bischof von Meaux, benutzt hatte zu seiner Edition von 1549, auf die alle späteren Drucke zurückgehen, und glaubte gefunden zu haben, daß die auf das 10. Jahrhundert weisenden Schriftzüge nichts als eine künstliche Nachahmung der Buchstabenformen jenes Jahrhunderts seien. Da dieses sich als unrichtig herausgestellt hat, bedeuten auch die übrigen von Floß gegen die Echtheit des Werkes vorgebrachten Gründe nichts mehr. Sein Scharfsinn war wiederum in die Irre gegangen; wie er bei der Untersuchung über das Privilegium Leos VIII. überkonservativ verfahren hatte, so hier überkritisch. Die Ergebnisse sind jetzt von allen abgelehnt, woran auch die im Schlußsatze der Abhandlung in Aussicht gestellte umfassendere Untersuchung nichts geändert haben würde. Indes bleibt ihm das Verdienst, nicht nur die ganze Frage kräftig angeregt und auf die Pariser Handschrift wieder aufmerksam gemacht zu haben, sondern auch die Geschichte der Druckausgaben gefördert zu haben.

Den größern Arbeiten zur allgemeinen Kirchengeschichte gingen zahlreiche kleinere zur Seite. Für das von Aschbach herausgegebene „Allgemeine Kirchenlexikon" (4 Bde. 1846—1850) steuerte er 34 Artikel bei, für das größere „Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte (12 Bde. 1847—1856, Freiburg, Herder) 36, außerdem für die 1. Auflage des Herder'schen Konversationslexikons (5 Bde. 1853 bis 1857) eine Anzahl, die sich nicht bestimmen läßt, weil alle Beiträge dieses Sammelwerkes anonym sind[78]. Die mit größter Gelehrsam-

[77] Einen Überblick über diese Kontroverse gibt Bastgen im Neuen Archiv 37, 455 ff. Hier auch die Echtheitsfrage sowie die Handschriften (15—51) behandelt. Bastgen verdanken wir auch die neue Ausgabe des Kapitulare (MG Concil. II Suppl. [1924]), sie beruht außer auf der Pariser auf der Vatikanischen Hs., die Floß nicht kannte und nicht kennen konnte, weil sie wahrscheinlich erst später in die Vatikanische Bibliothek zurückgekehrt ist (Bastgen a. a. O.).

[78] Eine Mitteilung des Verlagshauses Herder an Geheimrat Gerhartz in Rheinbach vom 2. 8. 1910 stellte diese Mitarbeiterschaft sicher.

keit und besonders mit bibliographischer Genauigkeit geschriebenen und zum Teil umfangreichen Artikel gehören den verschiedensten Gebieten der Kirchengeschichte an. Die wertvollsten der bei Wetzer und Welte veröffentlichten betreffen die Literaturgeschichte der deutschen Reformation.

Wer bedenkt, daß der Professor mit zwei großen, Semester um Semester sich wiederholenden Vorlesungen, den moraltheologischen und kirchengeschichtlichen, beladen war, für die sonst zwei Lehrkräfte zu sorgen hatten, und daß er daneben noch zahlreiche kleinere Kollegien las, muß angesichts der großen literarischen Leistungen die geistige Spannkraft und Schaffensmacht bewundern. Und doch glaubte er sich noch viel mehr zutrauen zu können. Er dachte an eine Geschichte des Papstes Nikolaus I., die mehrere Bände erfordert haben würde, an eine Veröffentlichung von Briefen deutscher Fürsten und Theologen nebst Nuntiaturberichten und einem Tagebuche, alles aus dem 16. Jahrhundert, an eine Sammlung ungedruckter Schreiben kölnischer Erzbischöfe (an Döllinger 26. 12. 1858); ja, er kündigte das Erscheinen von zwei bis drei Bände füllenden Korrespondenzen und Urkunden, die Reformation betreffend, schon für den Herbst 1858 an, und zwar in einer deutschen und lateinischen Ausgabe bei Herder in Freiburg (an Feßler 9. 6. 1858). Freilich, alles Pläne, die nie verwirklicht worden sind.

Der am großartigsten angelegte und am ernstlichsten in Vorbereitung genommene Entwurf ging auf einen starken Folioband Ergänzungen zu der Sammlung deutscher Konzilien des Jesuiten Hartzheim und seiner Nachfolger (11 Bde. Folio. 1759—1790). Der geistige Vater des Unternehmens war Binterim, der sich schon 1833 mit diesem Plane trug[79], der ihm offenbar aus den Vorarbeiten zu seiner „Pragmatischen Geschichte der deutschen Konzilien" (7 Bde. 1835—1849) erwachsen war. Der Bilker Pfarrer hatte auch selbst den Grundstock der Ergänzungen zusammengebracht, Mühe und Kosten für die Beschaffung der Abschriften nicht scheuend (Binterim an Floß 20. 7. 1850). Die wissenschaftliche Reise, die dann Floß unternahm, gab diesem reichliche Gelegenheit, die Sammlung zu vervollständigen, so daß Binterim (an Floß 9. 7. 1846) schon 1846 mit Kirchheim in Mainz den Verlag des Werkes verabreden

[79] Prof. Lippert in Würzburg an Binterim (Sammlung des † Stiftspropstes Kaufmann in Aachen) vom 8. 12. 1833: „Ihre Sammlung zur Vervollständigung Hartzheims ist ein sehr schätzbares Unternehmen."



konnte. Floß aber suchte unermüdlich weiter nach ungedruckten Akten, besonders in Darmstadt, wo sich damals noch die alte Kölner Dombibliothek befand, und ließ sich durch Professor Kunstmann in München dortige Stücke besorgen. Im Jahre 1850 glaubten er und Binterim, die Arbeiten so weit gefördert zu haben, um mit dem Werke hervortreten zu können, dessen Verlag die Firma Heberle in Köln übernommen hatte, aber nur wenn wenigstens 200 Subskribenten sich gefunden hätten. Zwei von Floß verfaßte ausführliche Prospekte[80] sollten sie werben. Er zählt darin etwa 700 Nummern und im Nachtrage (Additam.) nochmals etwa 200 auf[81], von denen ein großer Teil entweder ungedruckt oder mit den Handschriften neu verglichen sind und die „fast alle persönlich an Ort und Stelle [von ihm] kopiert oder verglichen" wurden; außerdem seien von anderer Seite „noch manche ungedruckte Aktenstücke ... zugesagt worden". Der mangelhafte Erfolg der Einladung machte den Beginn des Druckes unmöglich; denn nur 123 Abnehmer hatten sich gemeldet. Teils war die geschäftlich ungeschickte Behandlung daran schuld, da, wie Döllinger (an Floß 21. 5. 1852) mit Recht bemerkte: eine Ankündigung zur Ergänzung der allgemeinen Konziliensammlungen, die sich durch den Inhalt vieler Stücke hätte rechtfertigen lassen, den Markt von England, Italien und Frankreich geöffnet haben würde. Zum Teil lag aber der Grund anderswo. Es fällt nämlich auf, daß der Erzbischof nur ein einziges Stück bestellte, während das preußische Ministerium des Innern deren 25 übernahm; ferner daß zwar das Domkapitel von München (Döllinger a. a. O.), nicht aber das von Köln sich regte, obgleich es eine alte Bibliothek (die Spiegel'sche) zu ergänzen gehabt hätte; ja, aus dem ganzen Klerus der Erzdiözese Köln fand sich noch kein halbes Dutzend von Subskribenten. Die Ursache deutet Binterim (an Floß 13. 7. 1850) an: „Mit unserm Supplement, befürchte ich, geht es uns wie mehreren andern

[80] Supplementum conciliorum Germaniae, quorum collectionem ... prelo dedit P. Jos. Hartzheim ..., tum ex codicibus mss. tum ex impressis exemplaribus descriptum, collectum, digestum et prelo subiectum opera et studio Antonii Josephi Binterium ... et Henrici Josephi Floss. Coloniae apud J. M. Heberle 1851. — Additamentum ad prospectum supplementi conciliorum Germaniae (1852).

[81] Leider sind die Fundorte so ungenügend bezeichnet (z. B. „codex Monacensis"), daß der Wert, den die Zusammenstellung auch heute noch haben könnte, dadurch stark geschmälert ist. Vielleicht ist es, einer damals viel geübten Unsitte entsprechend, mit Absicht geschehen, damit ein Vorwegnehmen durch andere verhütet würde.



Gelehrten mit großen Werken, woran sie Jahre lang gearbeitet haben. Ich zweifle bald, ob ich den Druck erlebe. Aus den Reden des Erzbischofs über das Supplement muß man klar schließen, daß der hohe Herr gar keinen Begriff von solchen Sammlungen hat.“ Eine Woche später (20. 7. 1850) schreibt er ärgerlich: „Es wird hart halten, daß unsere Mühe und Kosten gedeckt werden. Das tut aber nichts; wir arbeiten für die Kirche und pro communi literatorum bono. Davon haben gewisse Herren, wenn sie auch gesalbt sind, wenig Begriff.“ Das unheilbare Zerwürfnis Geissels mit dem Pfarrer (Annalen d. Hist. Ver. f. d. Niederrh. 105, 42—50, 59—65; 106, 86—90) legte sich lähmend auf das Unternehmen; gegen alles, was mit dem Namen Binterim gezeichnet war, hatte der Kirchenfürst eine stille Abneigung. Weil der Historische Verein für den Niederrhein in seinem Entstehen wenigstens äußerlich mit dem Historiker von Bilk zusammenhing, hielt er sich auch von diesem fern, obschon derselbe nach seinem Titel eigens „die alte Erzdiözese Köln“ als Arbeitsfeld pflegte. Das Domkapitel und selbst Floß taten, der Windrichtung nachgehend, ein gleiches (ebd. 97, 11—13).

Trotz des Mißerfolges verlor der Bonner Gelehrte den Mut nicht und sammelte unverdrossen weiter, indem seine Archivreisen vornehmlich diesem Zwecke dienten. Auch andere spannte er an, so Professor Schulte in Prag, der ihm (8. 5. 1864) seine tätige Beihilfe zusagte, aber auch auf baldigen Beginn der Drucklegung drängte. Allerdings trat die Konzilienausgabe in den sechziger Jahren während der Kämpfe, in die Floß verwickelt war, gänzlich in denHintergrund, wie er in einem Briefe an Ehlers 1869 gestand. Dann aber gab er sich mit neuer Energie ans Werk. „Ich wünsche“, sagt er in einer Eingabe an das Domkapitel (28. 6. 1869), „diese Arbeiten nun baldmöglichst abzuschließen.“ Bei der Lässigkeit, die seinem Charakter eignet, und bei dem Mangel an Sinn für Ordnung und Abschluß angefangener Dinge darf man zweifeln, ob die löbliche Absicht ausgeführt worden wäre, auch wenn nicht der Ausbruch der altkatholischen Wirren und des Kulturkampfes hindernd dazwischen getreten wäre. In dem Versteigerungskatalog seiner Bibliothek (Abt. III Nr. 2725) ist eine Sammlung von etwa 1000 Urkundenabschriften, die Floß „Zum codex diplomaticus“ überschrieben hatte, aufgeführt. Vielleicht ist es das Material für das „Supplement“ gewesen. Was aus ihm wie auch aus einem „Konvolut Vergerio-Abschriften“ (ebd. Nr. 2726) geworden ist, wissen die Götter.

Aus der kalten Zurückhaltung, die Geissel gegenüber der Konziliensammlung und dem Historischen Vereine übte, darf man ja nicht schließen, daß er überhaupt keinen Sinn für Geschichte und insbesondere für die Geschichte seines Sprengels gehabt habe. Im Gegenteil; er, der in jüngern Jahren selbst an historischen Arbeiten sich versucht hatte, wünschte lebhaft deren Förderung, und zwar auf Grund neuer Quellenpublikationen. Er forderte, wie es scheint 1853, Floß auf, einen Vorschlag zur Herausgabe kölnischer Geschichtsquellen zu machen. Dieser schlug vor, jährlich einen Band von 25 bis 30 Bogen erscheinen zu lassen, und bat der Kosten wegen den Erzbischof, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1855 verdichtete sich der Plan dahin, daß in Verbindung mit August Reichensperger, dem Kölner Historiker Merlo und andern unter dem Protektorate des Kardinals zur Ausführung geschritten werden sollte. Allein der Plan blieb Plan; der Verwirklichung werden in gleichem Maße die Geldfrage und die Unzuverlässigkeit des Herausgebers Floß im Wege gestanden haben. Dreizehn Jahre später wurde ein neuer, stärkerer Anlauf genommen, indem ein öffentlicher Aufruf besonders zur Subskription für die Pfarrbibliotheken des Erzbistums vorbereitet wurde, den eine stattliche Zahl von Historikern, einheimischen, darunter Hüffer und Simrock, wie auswärtigen, Ficker, Johannes Janssen, Alexander Kaufmann, unterzeichnen sollte. Obschon Erzbischof Melchers zu tatkräftiger Beihilfe bereit war und Floß den ganzen ersten Band allein beizusteuern verhieß[82], scheint es nicht einmal zu dem Aufruf gekommen zu sein. Nur Floß erließ in Verbindung mit dem Kölner Gymnasiallehrer Eckertz einen solchen zur Zeichnung von jährlichen Beiträgen auf fünf Jahre behufs Herausgabe von „Fontes rerum Coloniensium. Geschichtsquellen der Erzdiözese und des ehemaligen Kurfürstentums Köln". Welchen Erfolg er gehabt hat, ist unbekannt. Jedenfalls geriet die Sache über den altkatholischen Wirren und dem beginnenden Kulturkampf in Vergessenheit.

Der Eifer, der die beiden Kirchenfürsten für die Pflege der kölnischen Geschichte beseelte, ist bei Floß selbst nicht ohne Frucht ge-

[82] Floß an Melchers 28. 10. 1868. Melchers an Floß 30. 8. 1868. Im letztern heißt es: „Recht sehr wünsche ich auch, daß Sie die Vorlesungen [gemeint sind wohl Übungen] über kurkölnische Geschichte gleich nächsten Herbst wieder beginnen. Ich werde gerne in der gewünschten Weise es Ihnen ermöglichen, jedes Semester eine oder andere Arbeit zu honorieren"; von einer Stipendienstiftung will er einstweilen absehen.



blieben. Auf wiederholtes Ersuchen des Generalvikars Baudri ersetzte er die bisher im „Handbuche der Erzdiözese Köln" enthaltene Reihenfolge der Kölner Bischöfe, die auf Gelenius fußend wissenschaftlich große Mängel aufwies, 1854 durch eine neue „nach ungedruckten und gedruckten Quellen" und fügte eine „Reihenfolge der Kölner Weihbischöfe hinzu". Später (Handbuch 8. Aufl. 1857) findet sich auch eine „Reihenfolge der päpstlichen Nuntien in Köln", ohne Zweifel auch von dem Bonner Kirchenhistoriker herrührend. Das sind unscheinbare Arbeiten und doch steckt eine Fülle mühseliger Forschung darin, wozu nur ein Floß befähigt war. Dem Historiker tun sie mit ihren kurzen Lebensdaten willkommene Dienste.

Ein ursprünglich nur als Gelegenheitsschrift beabsichtigtes Werkchen wuchs sich zu einem umfänglichen Buche aus. Aus Anlaß der Heiligtumsfahrt von 1853 in Aachen gab der dortige Religionslehrer Schervier eine Festschrift heraus: „Die Münsterkirche zu Aachen und deren Reliquien". Floß sollte dazu eine wissenschaftlich-historische Ergänzung liefern. In der Hilfsbereitschaft, mit der er nichts abschlagen konnte, vielleicht auch um dem Kardinal Geissel, unter dessen Verantwortung die große Reliquienschau stattfand, sich gefällig zu erweisen, gab er sich Hals über Kopf ans Werk, so daß die Manuskriptblätter, kaum daß die Tinte trocken geworden war, Stück um Stück in die Druckerei wanderten (Schervier an Floß 18. 7. 1853). So erklärt es sich, daß der erste Teil (Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligtümer [1855] S. 1—191) mit gewohnter Gründlichkeit zwar, aber doch summarisch ausfiel[83]. Dann aber gab er den Charakter als Gelegenheitsschrift preis und griff mit voller Hand in seine Schatzkammer (S. 192—406). Es entstand ein Buch von erstaunlicher Gelehrsamkeit, das als Stoffsammlung immer seinen Wert behaupten wird. Mit seltener Kenntnis der Literatur und dem unermüdlichen Spürsinne, der ihn ausgezeichnet hat, ist zusammengetragen, was an historiographischen und urkundlichen Nachrichten über die Aachener Heiligtümer — und auch verwandte Reliquien — aufzufinden war. Damit verbindet sich die erstmalige Veröffentlichung zahlreicher chronikalischer Aufzeichnungen und Urkunden (S. 381—406), leider ohne Angabe der Fundorte. Nach der Seite der Quellenmäßigkeit ist

[83] Janssen an Ficker (Janssens Briefe, hg. von L. von Pastor [1920] 1, 36) 19. 7. 1853: „Die ersten 8 Bogen ... sind bereits gedruckt, 4 werden noch wenigstens folgen."



das Buch eine durchaus wissenschaftliche Leistung. Anders steht es allerdings um die methodische Behandlung der Quellen. Floß läßt hier jede Kritik vermissen, sowohl Quellenkritik als Sachkritik. Um so weniger war eine spöttische Bemerkung gegen die „Kritiker des 19. Jahrhunderts" (S. 342) und die nichtssagende, aber der Masse seiner Leser vertraut klingende Versicherung am Platze: „Daß die Schrift nicht in destruktivem Sinne gehalten ist, dürfte ihr auch bei Andersgläubigen nur zur Empfehlung gereichen, wenn man bedenkt, wie wohlfeil das Niederreißen, zumal auf dem vorliegenden Gebiete, jederzeit zu haben war" (Vorwort), gleich als ob es nicht Wesen und Pflicht jeder Kritik wäre, das Wahre vom Falschen zu scheiden und letzteres unbarmherzig zu zerstören, eben zum Besten der Wahrheit, die keine Verhüllungen kennen darf, besonders nicht im rechten Interesse der Kirche. Die Anreger des Buches hatten offenbar eine Verteidigung der Echtheit der Aachener Heiligtümer erwartet, aber der Verfasser hat sich gehütet, dieser Frage frisch ins Gesicht zu sehen, vielmehr sich begnügt, nur allerhand Gründe für ihre Bejahung, die jedoch keine wirklichen Gründe sind, durchschimmern zu lassen. Nicht umsonst war der bescheidene Titel gewählt worden: „Geschichtliche Nachrichten". Das hat freilich Floß nicht vor dem Schicksale bewahrt, von Spöttern als Kronanwalt für die Echtheit hingestellt zu werden[84].

Wer auf das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 zurückblickt, muß staunen über die Arbeitskraft, die dem Professor neben den zahlreichen und sehr verschiedenartigen Vorlesungen und eine Zeitlang auch neben dem Amte eines Konviktsrepetenten eine solche Fülle literarischer Hervorbringungen ermöglichte. Janssen berichtete über ihn (an Ficker 21. 6. 1852 a. a. O. 1, 24): „Er sitzt den ganzen Tag über seinen Akten und kann mit einer derartigen langdauernden Anstrengung arbeiten, daß ich wenigstens seine Gesundheit für eine wirklich beneidenswerte halte", und wiederum (19. 7. 1853 ebd. 36): „Floß ist seit einigen Monaten mit Arbeit so überladen, daß er

[84] J. H. Kessel (Geschichtliche Mitteilungen über die Heiligtümer der Stiftskirche zu Aachen. 1874) tritt für die Echtheit ein im wesentlichen auf Grund der von Floß beigebrachten Materialien. St. Beissel (Die Aachenfahrt. Verehrung der Aachener Heiligtümer seit den Tagen Karls d. Gr. bis in unsere Zeit. 1902. Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria Laach. Heft 82) sagt im Vorwort: „Echtheit und Herkunft der Aachener Reliquien sind durch Floß und Kessel so eingehend behandelt, daß Neues kaum beizubringen ist." Gegen ihn richtet sich mit scharfer Kritik, auf die Beissel nicht geantwortet hat, H. Disselnkötter, Aachens große Heiligtümer und ihre geschichtliche Beglaubigung (1909).



kaum aufatmet." Das nächste Jahrzehnt blieb von Bedrängnissen solcher Art frei, brachte dafür aber einen nicht minder lastenden Druck anderer Art, wie es überhaupt auf einen neuen Ton gestimmt war.

III. Öffentliches Wirken (1860—1870)

Wenn hier von Öffentlichkeit die Rede ist, so ist damit nicht die Politik gemeint, die allerdings in jener Zeit heftige Wellen schlug und sie auch in die akademischen Kreise hineintrug. Floß hat sich davon gänzlich ferngehalten in der richtigen Erkenntnis, daß er dazu nicht geeignet war. Hingegen sah er sich in die Bewegung auf dem Gebiete der kirchlichen Wissenschaft gezogen, die in den Jahren vor dem Vatikanischen Konzile tiefer und tiefer griff und in einer Katastrophe endigte, zu deren Opfern er selbst gehörte. Vorher aber schon wurde er zum Mittelpunkte konfessioneller Kämpfe an der Universität und hatte dabei Gelegenheit, allgemeine Belange des Katholizismus in kirchenpolitischer Hinsicht zu verfechten.

Mit dem Anfange der sechziger Jahre wurde es heiß an der rheinischen Hochschule. Diese war trotz ihres gesetzlich festgelegten paritätischen Charakters tatsächlich eine Vorburg des Protestantismus im katholischen Lande geworden, und die Professoren, in erdrückendem Übergewichte dem evangelischen Bekenntnisse angehörig, hatten sich auch von jeher als gebietende Burgherren im Reiche der höhern Kultur der Provinz gefühlt. Der Wahn, für immer zur Herrschaft berufen zu sein, war ein Stück aus der allgemeinen Politik, die die Regierung verpreußend und verprotestantisierend gegenüber dem rheinischen Volke übte. Ermöglicht wurde diese Tendenz durch den religiösen und kulturellen Tiefstand, in dem sich der Katholizismus zu der Zeit, wo der Bonner Musensitz gegründet wurde, befand. Es war die Folge der aus der Aufklärung in die gebildeten Stände bis hinein in das mittlere Bürgertum gedrungenen kirchlichen Gleichgültigkeit und der die äußeren Formen des Kirchenwesens zerschlagenden Säkularisation. Aber seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts begann unter der Winterdecke es sich mählich zu regen. Aufwühlende Ereignisse durchbrachen sie Schlag um Schlag: die Gefangennahme des Erzbischofs Klemens August (1837), die Trierer Rockfahrt (1844), die deutsche Revolution (1848), die Bildung der katholischen Fraktion

(1852), die sofort mit 63 Köpfen in den Landtag einzog. Der Katholizismus war zum Selbstbewußtsein aufgewacht. Mit steigender Besorgnis sahen es die Zeichendeuter zu Bonn. Ihnen wie den meisten gebildeten Protestanten hatte bisher wie ein Dogma die Meinung gegolten, daß der Katholizismus eine morsche Größe sei, reif zum langsamen Zusammensturz oder wenigstens zu einer Abflachung nach der Seite des liberalen Protestantismus hin. Ohne Verständnis für die innere Triebkraft der Kirche, glaubte man in deren Aufschwung nichts als das Spiel äußerer Zufälligkeiten, die von geheimen Mächten geschickt benutzt worden, erblicken zu dürfen, war aber erschreckt über die der bisherigen Monopolstellung drohende Gefahr. Man meinte sie durch dröhnende Weckrufe an das protestantische Empfinden bannen zu können.

Als Torwächter stieß in das Horn der Professor der Geschichte Löbell, zwar keine wissenschaftliche Größe, aber ein Mann von stärksten liberalen und antikatholischen Überzeugungen. Er ließ in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte", die damals das allgemeine Kriegslager gegen Rom darstellten, seit 1853 — also seit dem Jahr nach Entstehen der katholischen Landtagsfraktion — „Historische Briefe an einen Sorglosen" erscheinen, die sich bis in das Jahr 1860 erstrecken[85]. Dann kamen sie gesammelt und bedeutend vermehrt 1861 als besonderes Buch heraus: „Historische Briefe über die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus" (544 S.). Sie sind eine lange Klage- und Anklagerede, die weit ausholt, zurück bis zur Bartholomäusnacht, ja sogar bis zum Augsburger Religionsfrieden wegen des in ihm anerkannten Geistlichen Vorbehaltes, der doch nur ein Stück Schutzdamm der alten Kirche gegen die herandrängende Flut des Abfalles war. Zum allergrößten Teile aber be-

[85] Zwischen 1854 und 1858 klafft eine große Lücke, die damit erklärt worden ist (Jahrg. 1858 Bd. 2 S. 413 A.), daß der Empfänger der Briefe, der sie an die Monatsblätter übermittelte, die betreffenden Briefe auf einer langen Reise im Auslande verloren habe. Die Sache mutet rätselhaft an. Denn wie konnte es geschehen, daß die Briefe zurückbehalten wurden und verlorengingen, ohne daß der Verfasser sich regte und für Ersatz sorgte, wie er später in der Buchausgabe tat? In dem Vorwort zu dieser ist die Rede von der „Wiederauffindung verloren geglaubter Briefe". Die Vorgänge bleiben dunkel. Ob nicht dem freisinnigen Verfasser, der ungeachtet seiner Anonymität nach obenhin nicht ganz unbekannt bleiben konnte, in der Zeit der Herrschaft des hochkonservativen Ministeriums Manteuffel und der Orthodoxie die Luft zu ungünstig erschien, und erst der Eintritt der liberalen „Neuen Ära" (1858) den Mut stärkte?



zieht sich die Schrift auf die Gegenwart und jüngste Vergangenheit. Ihr Zweck ist, die protestantische Staatsgewalt aufzurütteln und den „evangelischen“ Geist scharf zu machen. Wogegen? Beileibe nicht gegen den Katholizismus, so geziemt es sich ja in einem paritätischen Lande zu sagen; wohl aber gegen „Anmaßungen des Papsttums“ auf staatlichem Gebiete (536), „Übergriffe des Ultramontanismus“ (540), ultramontane Geschichtsschreibung (21 ff.), die alten und neuen Jesuiten (51 ff., 396, 523 ff.), Redemptoristen (404), Wiederherstellung der Klöster (397, 399), Volksmissionen (428 f., 502), Wallfahrten (360), Haltung der katholischen Kirche gegenüber den gemischten Ehen (357, 362), Aberglauben in der katholischen Frömmigkeit und vieles andere. Und was ist diesem Glaubensrichter nicht alles Aberglaube! Dahin gehört auch die Verehrung des Heiligen Rockes zu Trier (380) und selbst das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis (495 f.). Den hellen Zorn des Verfassers hat die Emanzipation der Katholiken in England erregt, die er für ein „Unglück“ hält (413); sogar der Umstand, daß die preußischen Katholiken unter ihren kirchlichen Häuptern zwei Kardinäle zählen, verursacht ihm Beklemmung (432); Geistliche als Lehrer an Gymnasien erscheinen ihm als eine große Gefahr (522). Preußen, dieser „wesentlich protestantische Staat“, hat in seinem Entgegenkommen, um „die Katholiken zufriedenzustellen“ — preußisch sein heißt nämlich „überaus nachsichtig“ sein (371) —, eine „Reihe schwerer Mißgriffe begangen“ (339), wozu auch die Erwirkung der Organisationsbulle De salute animarum gehört (344), Preußen hat namentlich Mißgriffe in den Rheinlanden begangen, weil es die „Erstarkung eines orthodox-katholischen Klerus förderte und ihm zu großem Einflusse verhalf“ (345). Löbells Ideal ist ein Katholizismus nach der Art Wessenbergs, „freisinnig, aber immer katholisch bleibend“ und sich einer „größern Unabhängigkeit von Rom“ erfreuend (327 ff.). Und sogar von diesem Katholizismus muß in bezug auf die Bekenner der Reformation dazu noch „Anerkennung und Achtung ihrer Stellung als konsequenter Protestanten verlangt werden“ (V).

Der Bonner Professor machte im nächsten Jahre (1862) seinem gedrückten Herzen noch offener Luft durch einen anonymen Alarmartikel[86] in den „Preußischen Jahrbüchern“ unter dem Titel „Die

[86] Daß er von Löbell ist, bezeugen Th. Bernhardt und C. von Noorden, Zur Würdigung Joh. Wilh. Löbells (1864) 98.

Stimmungen und Bestrebungen der Katholiken in Rheinpreußen" (Bd. 9, 249—271). Mit einer Mahnung nicht allein an „alle Evangelischen", sondern auch an „unsere Staatsmänner" — die der „Neuen Ära" —, ja fleißig seine „Historischen Briefe" zu studieren, beginnt er (250) und mit dem Wunsche nach einem „endlich zu fassenden Entschlusse der Regierung" gegen den „alten Maulwurf" des Ultramontanismus schließt er (271). Wir bekommen die in kräftigerem Tone gesungene Endstrophe des früheren Liedes zu hören. Die neuesten Gefahren sind: das Treiben der Jesuiten (254—257), die sogar eine am Aachener Gymnasium bestehende Marianische Kongregation — Löbell sagt, um es pikanter zu machen, irrig Römische Kongregation — leiten und in den (gedruckten) Statuten „geheime Zwecke durchschimmern lassen"; die katholische Behandlung der gemischten Ehen (261); ein katholischer Gutsbesitzer, der eine ihm gehörige Kapelle nicht mehr zum protestantischen Gottesdienste hingeben will (262); das Streben der katholischen Partei des Abgeordnetenhauses, „der katholischen Kirche der Provinz immer mehr Vorteile zu verschaffen und sie der Oberaufsicht des Staates möglichst zu entziehen" (263 f.) — dies und anderes sind die schreckhaften Gestalten, die in den Rheinlanden umgehen. Hatte den Verfasser früher schon das bloße Dasein eines Kardinals in Köln geängstigt, so taten es ihm jetzt die „ausschweifenden Ehrenbezeugungen" bei dessen Rückkehr aus Rom im Jahre 1857 an (262). Aber es lebt als Trost auch noch der „liberale" Katholizismus. Allerdings „eigentlich definieren läßt sich dieser nicht, weder sein Wesen und sein System lassen sich formulieren noch seine Zwecke bestimmt bezeichnen. Seine Glieder sind zerstreut und haben kein geistliches Haupt, welches eine bestimmte Ansicht und Richtung in der Theologie verträte. ... Ein bedeutendes Zeichen von Leben und Kraft haben sie bei den letzten Wahlen gegeben, wo sie, zum Teil unter Mitwirkung der Protestanten, Abgeordnete ihrer Farbe durchgesetzt haben an Orten, wo bisher der Einfluß der Ultramontanen den Ausschlag gab" (270). Die Liebeserklärung für einen Katholizismus ohne katholische Kirche[87] ist ebenso, wie der überall durchklingende Warnruf an

[87] Als Eingeweihter gibt von Noorden (Th. Bernhardt ... 97) als Ziel Löbells an: „Verständigung sämtlicher Protestanten und Katholiken, die ... sich der Autorität fremder, überlebter, das nationale Leben erdrückender, die Freiheit der Wissenschaft verkümmernder Satzungen nicht unterwerfen wollen."



den Staat vor Rom, der Schatten, den der künftige Kulturkampf voraus warf.[88]

Die Verfasserschaft des Artikels und der Historischen Briefe wurde bis zum Tode Löbells von den Freunden ängstlich gehütet (Th. Bernhardt ... 96). Löbell selbst hatte alles getan, sie zu verheimlichen, indem er die Briefe durch eine Mittelsperson an die Monatsblätter gelangen (Vorrede III) und sie in der Zeitschrift (seit Jahrg. 1853 Bd. 2, 149) als von „H. P. R." herrührend, worunter niemand den Bonner Professor vermuten konnte, bezeichnen ließ. Floß hatte indes den Winkel in Bonn erspäht, aus dem der Aufsatz der Preuß. Jahrbücher gekommen war, scheint jedoch den Zusammenhang mit den Briefen nicht erkannt zu haben (Denkschr. über die Parität ... 142, 145). Das Versteckenspielen dürfte sich erklären einmal aus der Rücksicht auf die Staatsregierung, die ja übel wegkam, deren Gunst der Professor aber nicht verscherzen wollte, sodann aus der Befürchtung, ein Trompetenstoß von den Zinnen gerade der rheinischen Hochburg der Wissenschaft könnte vor der Zeit den katholischen und rheinländischen Leu reizen. Der Hauptgrund lag aber in den Gesetzen eben der Universität. In ihren Statuten heißt es: „Es ist Unser [des königlichen Stifters] ernster Wille, daß sämtliche Mitglieder sich immer daran erinnern mögen, daß am meisten bei einer gemischten Anstalt alles vermieden werden muß, was die Rechte der einen oder andern Konfession kränken und in dieser Beziehung Unzufriedenheit und Klagen verursachen könnte. Wir hegen daher zu sämtlichen Lehrern das Vertrauen, daß sie bei diesen Verhältnissen mit christlicher Liebe, mit Vorsicht und zarter Schonung verfahren und bei jeder Gelegenheit auf Beförderung wechselseitiger Zufriedenheit und guter Eintracht bedacht sein werden" (§ 8). Hiermit waren nicht nur der amtlichen Tätigkeit im engern Sinne Angriffe untersagt, sondern auch öffentlichen Äußerungen, die mit der Freiheit der Wissenschaft nichts zu tun haben, Schranken der Rücksicht gezogen; denn was ein Professor in konfessionellen Tagesfragen aller Welt sagt, ist von seiner akademischen Stellung und deren Pflichten nicht zu trennen. Löbell hat offenbar dies wohl bedacht, aber umso weniger durfte ein redlicher Mann bei seinen Angriffen in die Tarnkappe schlüpfen.

[88] Eine eingehende Kritik an dem Löbell'schen Aufsatze hat Floß geübt in der anonymen Schrift „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn ..." (1862) 142—150.



Hingegen setzte sich ein Heißsporn in der evangelisch-theologischen Fakultät ganz offen über das paritätische Grundgesetz hinweg. Der Professor der alttestamentlichen Wissenschaft, Schlottmann, sprach in der Schrift, mit der herkömmlicherweise zu seiner Habilitationsrede als Ordinarius eingeladen wurde, von einem „gewissen entweder frivolen und unreinen oder wenigstens kühlen Heidentum", das im italienischen Humanismus überhand genommen und „mit dem priesterlichen Kleide bedeckt, mehr als einmal kein Bedenken getragen habe, die Geschäfte der Römischen Kurie auf sich zu nehmen", während die deutschen Humanisten sich bestrebt hätten, ihre Wissenschaft mit der Pflege der christlichen Religion zu verbinden[89]. Die Bezichtigung des Papsttums, Heidnischem schlimmster Art bei sich selbst Raum gegeben zu haben, scheint von der katholisch-theologischen Fakultät schweigend hingenommen worden zu sein. Hierdurch kühner gemacht, schritt Schlottmann im folgenden Jahre (1861), wo er als Dekan zur Stiftungsfeier der Universität (3. August) das Festprogramm zu schreiben hatte, zu einem umfassenderen Angriffe auf demselben Gebiete vor. Der Leser ward belehrt, daß das Papsttum im Widerspruche mit dem „ursprünglichen Sinn der christlichen Religion" die Landessprachen im Gottesdienst zugunsten des Lateinischen verdrängt hätte, und dieser Vorgang schon verglichen worden sei mit der gewaltsamen Einführung der tibetanischen Sprache unter den Mongolen durch den „obersten Priester, den seine Anhänger als den fleischgewordenen Buddha und Oberhaupt der Religion anbeten". Allerdings sei dieser Vergleich „allzu feindselig", aber das sei richtig, daß „wie bei den Mongolen die Herrschaft des Tibetanischen, so unter den Germanen die des Lateinischen durch hierarchische Bestrebungen begründet worden sei". Zu den „Mängeln und Krankheiten" der mittelalterlichen Kirche, so vernimmt man weiter, gehörte die durch äußere Gesetzlichkeit aufrecht erhaltene Einheit, der jedoch wie „die Freiheit, so auch die unversehrte Wahrheit fehlte". Ihre Frömmigkeit war im Mönchswesen zu einer gewissen geistigen Engheit und Entstellung entartet. Ferner ist in die wirkliche Geschichte eine apokryphische Geschichte eingeschmug-

[89] De Philippo Melanchthone, rei publicae literariae reformatore commentatio (1860) 2: Simul in eo paganismus quidam vel frivolus atque immundus vel saltem frigidus inoleverat et percrebuerat, qui sacerdotali vestimento tectus plus semel Romanae curiae negotia suscipere non dubitavit.



gelt worden. So der Glaube an den „göttlichen Ursprung der dreifachen Krone“ (des Papsttums); der 25jährige Episkopat des hl. Petrus in Rom; die pseudoisidorischen Dekretalen; die falsche Schenkungsurkunde Konstantins; die päpstliche Übertragung der Kaiserwürde auf die Deutschen; die Verwandlung der Hostie, beglaubigt duch wunderbare Vorgänge; die Wirksamkeit der Sakramente auch für die Toten, bezeugt durch Gregor d. G.; die Anrufung der Heiligen und die Verehrung ihrer Bilder und Reliquien, durch Wundergeschichten bewiesen; die Echtheit der Reliquien, gewährleistet durch die Irrtumslosigkeit der Kirche und durch Urkunden; das mehrfach vorhandene Haupt Johannes des Täufers; die Kreuzpartikeln, so zahlreich, daß sich daraus ein ziemlich großes Haus bauen ließe — an einen Betrug der Kirche darf nicht gedacht werden und ein Zweifel nicht aufkommen, daß Gott zur Erbauung der Gläubigen die ursprünglichen Stücke vermehrt hat. Nein, „die Kirche kann nicht irren, da ihr auch das, was im Himmel geschieht, nicht verborgen ist“, wie die „leeren Erdichtungen“ über die Hierarchie der Engel zeigen. Papst Leo X. endlich war dem „aufrichtigen Glauben an das Evangelium nicht weniger fremd“ als sein Lehrer Poliziano und sein vertrauter Sekretär Kardinal Bembo[90]. Schlottmann gab Leben, Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche dem Spotte preis, und zwar, wie der Ton beweist, mit Absicht. Er konnte nach Herzenslust über die Anfänge der literarischen Renaissance schreiben, ohne jene Dinge herbeizuzerren; seiner Wissenschaftlichkeit hätte er damit keinen Eintrag getan.

Nun ermannte sich die Fakultät[91] und legte Beschwerde beim Kurator ein (1. 8. 1861). Schlottmann suchte sich in einem Schreiben an diesen aus der Patsche zu ziehen durch die wertlose Erklärung, er habe „nicht beleidigen wollen“, und mit dem Zugeständnisse: „Indem ich mittelalterliche Zustände behandelte, habe ich deren Zusammenhang mit der Gegenwart, wie ich jetzt gewahren muß, wohl nicht richtig abgemessen.“ Da die katholischen Theologen sich hierdurch nicht befriedigt fanden, sondern eine Zurücknahme der anstößigen Stellen forderten (11. 6. 1861), der Beschul-

[90] De rei publicae litterariae originibus commentatio (1861) 4 f. 7. 8. 9. 23.
[91] Nur die Unterschrift von Hilgers fehlt, wohl aus dem Grunde, weil er bereits zum Rektor für das nächste Jahr gewählt war und deshalb geglaubt hat, sich neutral verhalten zu müssen.

digte aber sich dazu nicht verstand, wurde auf ihr Verlangen die Sache an den Minister gebracht. Dieser ließ Schlottmann vom Kurator einen Verweis erteilen durch die Eröffnung, daß er, der Minister, „es auf das lebhafteste bedauern müsse, daß jener an mehreren Stellen ... es an der Schonung und Rücksicht habe fehlen lassen, zu der er ... verpflichtet gewesen wäre“, was der katholisch-theologischen Fakultät amtlich mitgeteilt wurde (30. 9. 1861)[92]. Polemik gegen den Katholizismus gehörte zu den Lebensbedürfnissen des Mannes; im Kulturkampfe ließ er eine neue Streitschrift gegen denselben ausgehen[93], die katholische Klagen im Abgeordnetenhause herbeiführte.

Die Fakultät hatte ein früheres Versäumnis wettgemacht. Als die Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier im Jahre 1844 das gläubige und nichtgläubige Deutschland in eine Erregung versetzte, die uns heute schwer verständlich ist, war von zwei jungen Dozenten der Bonner Universität, die eben in demselben Jahre zu außerordentlichen Professoren ernannt worden, dem protestantischen Orientalisten Gildemeister und dem protestantischen Historiker von Sybel, eine sehr gelehrte und sehr scharfsinnige, aber auch sehr boshafte Kritik gegen die Echtheit der Reliquie erschienen. Schon der höhnische Titel „Der Heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke“ (1844) und der übermütige Titel des zweiten Teiles: „Die Advokaten des Trierer Rockes zur Ruhe verwiesen“ (3 Hefte 1845) verrieten den Geist; ebenso das Titelbild, das einen alten roh-naiven und zum Spott reizenden Holzschnitt „Wie Helena das Hemde fand“ wiedergab[94]. Diese Färbung geht durch das ganze Werk und ist eine Färbung in der Wolle. So gelingt es, den überaus weitschichtigen und trockenen Erörterungen eine Würze zuzusetzen und sie dadurch für einen weiten Leserkreis genießbar zu machen. Gildemeister, dem der Hauptan-

[92] Die Schriftstücke wurden in den „Kölnischen Blättern“ (1861 Nr. 260, 2. Ausgabe, vom 10. 10.) veröffentlicht, ein Beweis, welches allgemeine Aufsehen der Fall gemacht hatte.

[93] Erasmus redivivus s. de curia Romana huiusque insanabili (1883); ein Kapitel daraus erschien auch in deutscher Übersetzung von Jacobi (Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vatikanismus [1882]).

[94] Wissenschaftlich hatte das Bild nicht den geringsten Zweck; ihre wahre Absicht des Lächerlichmachens gestanden die Verfasser mit der Bemerkung ein (S. 100): „Damit unsere geneigten und ungeneigten Leser sich eine deutliche Vorstellung machen können, wie Helena sich freute, wenn sie ein heiliges Hemd fand, so haben wir den ... Holzschnitt abbilden lassen.“



teil zufiel, war ein Meister der ironisierenden Sprache und der „pikanten Dialektik", wie er auch in andern Streitschriften, deren manche aus seiner Feder gekommen sind, gezeigt hat. In dem Buche über den Heiligen Rock schwirren die Pfeile zwar nicht gegen die katholische Kirche als solche, umso dichter aber gegen Gebräuche, die ihr als heilig gelten, und gegen ihre hierarchischen Häupter. Die Wunden wurden von den Katholiken schmerzlich empfunden[95]. Daß die beiden Verfasser, obwohl ihre gelehrten Fächer ihnen dazu keinen Anreiz boten, der Echtheit der Trierer Reliquie rein wissenschaftlich und mit unbedingter Offenheit und ohne konfessionelle Kampftendenz zu Leibe rückten, dagegen wäre selbst aus dem Gesichtspunkte der paritätischen Anstalt, deren Mitglieder sie waren, nichts einzuwenden gewesen. Da aber allenthalben die Absicht waltet, dem zeitgenössischen Katholizismus, und gerade dem an der Universität vertretenen[96], Schläge zu versetzen, so war das Buch ein grober Verstoß gegen die von den Satzungen vorgeschriebene „christliche Liebe, Vorsicht und zarte Schonung" (s. oben S. 68). Und da ferner jenem Katholizismus die Daseinsberechtigung an einer Hochschule der Wissenschaft abgesprochen ist[97], so lag die schwerste Kränkung der Rechte einer

[95] Der Hauptgegner, F. J. Clemens (Der Heilige Rock zu Trier und die protestantische Kritik 1845, Vorwort), drückt sich zu scharf und zu allgemein aus, wenn er von „boshaften und verleumderischen Angriffen auf ihre [der Kirche] Einrichtungen und Gebräuche" und von dem „bittern und hämischen Ton gegen alles Katholische" spricht. Als (objektive) Verleumdung ist mir nur die Angabe (II, 3 S. 72 f) aufgestoßen, Papst Pius IV. habe feierlich die Anbetung der Heiligenbilder und Reliquien zur Pflicht gemacht; es ist ein Mißverständnis des kirchlichen Ausdrucks adorare (= äußerlich, körperlich verehren). Daß gern eine Gelegenheit benutzt wird, um Katholisches, wenn auch nicht gerade alles Katholische, ohne Not verächtlich zu machen, zeigt z. B. die Bezeichnung katholischer Lehrbücher des Kirchenrechts als „gläubige", wobei deutlich auf das des Bonner Professors Walter durch den Hinweis auf Pseudoisidor angespielt ist (II, 3 S. 25).

[96] Der streng katholische Privatdozent Clemens und die „Seinen" sollen bekämpft werden (II, 1 S. VIII), und wer zu den „Seinen" gehört, erfährt der Leser II, 3 S. 25, wo zu den „Meistern seiner Gesinnung" jedes „gläubige Lehrbuch des Kirchenrechts" gezählt wird.

[97] Vorwort zu II, 1: „Es war nötig, Herrn Clemens und den Seinen einmal auf fühlbare Weise begreiflich zu machen, daß ihre Stätte in der deutschen Wissenschaft nicht ist ..., und daß, so wahr die Schöpfung Friedrich Wilhelms III. in die Residenz der alten Kurfürsten eingezogen ist, so wahr die Zeiten, in welchen die einstige kölnische Universität, obskuren Andenkens, dichte Finsternis über diese Lande verbreitete, vorüber sind." Zum Überfluß wird Clemens, der ausgezeichnete Philosoph und erfolgreiche Lehrer, den Lesern als „Bonner akademische Kuriosität" vorgestellt.



Konfession vor, die durch die Satzungen verboten war (s. oben S. 68).

Daher hätte die Fakultät als die geborene Hüterin der kirchlichen Belange an der Universität allen Anlaß zu einer amtlichen Verwahrung gehabt. Sie hätte diesen um so mehr gehabt, als der Angriff einen außerordentlich weiten Widerhall in der Öffentlichkeit fand, indem die erste, 3000 Stück betragende Auflage, in wenigen Tagen" vergriffen war und in den drei folgenden Monaten noch eine zweite und dritte Ausgabe nötig ward (Vorreden zu diesen), obwohl es sich um ein Buch von etwa 370 Seiten (im ganzen), angefüllt mit verwickelten kritischen Untersuchungen, handelte, und als ein Mitglied der evangelisch-theologischen Fakultät, Professor Sack, das Werk in der Monatsschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westfalens öffentlich als Erzeugnis der „echtesten protestantischen Kritik" anpries (Clemens a. a. O. 4 A.). Auch im Interesse der überwiegend katholischen Studentenschaft hätte die Fakultät nicht schweigen dürfen, da im gegnerischen Lager „eine nicht unbedeutende Anzahl der Studierenden an der Hochschule, angeblich um ihre Teilnahme für die Wissenschaft und die freie, vor keinem Resultate zurückbebende Forschung kund zu geben, dies nicht besser tun zu können glaubte, als indem sie an die Herren Gildemeister und von Sybel eine Adresse richtete, worin dem Werke derselben, als einem aus einer solchen freien Forschung hervorgegangenen, unbedingte Anerkennung und Huldigung gezollt wird" (Clemens, Vorwort). Wie die katholischen Studenten dachten und wie sehr sie die Vorgänge als eine Verletzung ihrer religiösen Gefühle empfanden, trat bei der Anwesenheit des trierischen Bischofs Arnoldi, des Urhebers der Rockfahrt, in Bonn offen hervor durch einen glanzvollen Fackelzug, den sie dem heftig Angefeindeten darbrachten[98]. Die theologische Fakultät indes rührte sich nicht. Die alte, hermesianische Fakultät war bei weit geringern Anlässen stets unverzüglich auf dem Plan erschienen[99], die jetzige blieb schweigsam. Statt ihrer trat Clemens, der katholische Privatdozent der Philosophie, in die Schranken, um die Kirche „gegen die boshaften und verleumderischen Angriffe" zu verteidigen und zu-

[98] Otto Wolf, Gesch. d. kath. deutschen Studentenverbindung Bavaria (1914) 22.

[99] Meine „Gesch. der k.-th. Fakultät zu Bonn" 346 f. und „Ein vergessener Führer ..., Braun" 457 f.

gleich den rheinischen Landsleuten eine Genugtuung zu verschaffen (a. a. O. Vorwort). Leider machte seine Schrift „Der Heilige Rock zu Trier und die protestantische Kritik“ (1845) den Versuch, die Untersuchungen der beiden Gegner auch wissenschaftlich zu widerlegen, einen Versuch, der endigte, wie er endigen mußte, mit einem Fiasko, zum Schaden der katholischen Sache selbst.

Es war klug, daß die Fakultät vermied, den historisch-kritischen Fehdehandschuh aufzuheben, trotz der wiederholten höhnischen Aufforderungen an Dieringer, der sich mit stolztuenden Äußerungen in seiner „Katholischen Zeitschrift“ viel zu weit vorgewagt hatte (Gildemeister u. von Sybel a. a. O. II, 1 S. VI f.; II, 3 S. V); denn in dieser Sache waren keine wissenschaftlichen Lorbeeren zu erringen. Allein eine würdevolle Verwahrung gegen die jenes ganze Buch durchziehenden Verunglimpfungen der katholischen Kirche unter gleichzeitiger Betonung, daß es nicht des Amtes einer Fakultät sei, über die Echtheit oder Unechtheit von Reliquien zu entscheiden, wäre wohl möglich und auch angezeigt gewesen. Zur Entschuldigung mag dienen, daß die Fakultät eben erst — mühselig genug — neu aufgebaut worden war und ihre Mitglieder noch kein Ansehen an der Universität erlangt hatten. Überhaupt eignet der akademischen Theologie jener Zeit an den sog. paritätischen Hochschulen ein gewisses Verschüchtertsein, die Folge ihrer gedrückten Stellung[100].

Daß sie jetzt, in der Schlottmann'schen Angelegenheit, ihren Mann stellte, war hauptsächlich dem energischen Drängen von Floß zu verdanken, der namentlich auch die Fakultät dahin brachte, sich nicht mit der lahmen Entschuldigung des Beleidigers zu begnügen, sondern das Ministerium anzurufen. Wenn es nicht aus seinen hinterlassenen Papieren ersichtlich wäre, könnte man es

[100] Ein krasses Beispiel bot i. J. 1817 das soeben zu einer paritätischen Universität zusammengeleimte Breslau dar. Die paritätische Hochschule nahm sich heraus, als Gesamtheit das 300jährige Jubiläum der Reformation festlich zu begehen und dazu auch die katholischen Theologen einzuladen. Diese waren zwar kühn genug, „äußerst höflich abzulehnen, scheinen übrigens aber gar keine Ahnung von einer Beeinträchtigung ihrer paritätischen Rechte durch diese akademische Feier ... gehabt zu haben“ (F. C. Movers, Denkschrift über den Zustand der k.-th. Fakultät an der Univ. zu Breslau [1845] 23). „Als die geistliche Behörde der Fakultät den Wunsch zu erkennen gab, eines ihrer gelehrten Mitglieder möge die verunglimpfte Lehre der kath. Kirche gegen eine Rede rechtfertigen, welche der Professor der Breslauer Universität und frühere katholische Priester Dr. Kayßler am Reformationsfeste gehalten ...“, wurde dem keine Folge gegeben (ebd.).

schon erschließen aus seinem Eingreifen in die bald sich entspinnenden Paritätshändel. Wie er in diesen alle Fäden in seiner Hand hielt und die Studentenschaft in Bewegung brachte, so geschah es auch hier ohne Zweifel auf sein Betreiben, daß „eine namhafte Anzahl von Studierenden eine Beschwerdeschrift an den katholisch-theologischen Dekan richtete" (Köln. Blätter 1861 Nr. 260 2. Ausgabe). Die persönliche Vergeltung für sein tatkräftiges Auftreten blieb nicht aus. Als er im Jahre 1866 als Dekan in einer Sitzung des Verwaltungsrates der akademischen Benefizien eine Darlegung über die Verteilung der Stipendien vortrug, rief Schlottmann: „Das ist einfach nicht wahr!" Obgleich der Rektor und die drei andern Dekane auf die Seite des schwer Beleidigten traten, nahm Schlottmann nichts zurück, versuchte vielmehr seine Fakultät in diesen Streit hineinzuziehen, was ihm allerdings nicht gelang (Tagebuch, Mitteilung des ev.-theol. Professors Krafft). Da indes der Kurator sich für unzuständig in dieser Sache erklärte, blieb der Angriff ungesühnt, wenn man nicht eine Sühne darin erblicken will, daß Schlottmann bald darauf nach Halle-Wittenberg versetzt wurde. An der Luther-Universität war der nach dem Zeugnisse (Tagebuch) seines Fakultätsgenossen Krafft „sehr untraktabele Mann" eher am Platze.

Die konfessionelle Spannung in Bonn, wie sie sich von dem Beginn der sechziger Jahre an ausbildete, ist nicht vollkommen verständlich, wenn man nicht die politische und kirchenpolitische Bewegung mit ihrer antikatholischen Tendenz vor Augen hat und nicht weiß, daß ihr Mittelpunkt in den Rheinlanden an der Hochschule lag. Im Jahre 1859 ward zu Frankfurt der „Nationalverein" gegründet, der die Ideen der „Gothaer" 1849er Angedenkens wieder aufgreifend sich mit mächtiger Agitation für eine „einheitliche und freiheitliche Gestaltung Deutschlands" unter einem preußischen Kaisertum und für den Ausschluss des katholischen Österreich aus dem Reiche einsetzte. Damit verband sich von selbst eine ausgeprägte katholikenfeindliche Richtung. Bischof Ketteler hatte es sofort richtig erkannt, indem er 1862 schrieb: „Der Nationalverein ist ein antikatholischer Verein, der vom Standpunkte des rationalistischen Protestantismus die rechtliche Stellung der katholischen Kirche in Deutschland anfeindet; ein Verein, der uns Katholiken in unserem Glauben und unserem Rechte beschimpft und beeinträchtigt" (Pfülf, Bischof von Ketteler [1899] 2, 1). Einer der tätigsten und

erfolgreichsten Vorkämpfer war Heinrich von Sybel, ein Mann von hoher Begabung und feurigem Kampfesmut. Als Historiker nahm er, wenn man von seiner alles geschichtliche Wissen durchsäuernden politischen und religiösen Tendenz absieht, eine der ersten Rangstufen ein. Mit glänzender Beredsamkeit und formgewandter Darstellung verband sich in ihm ein organisatorisches Talent von ungewöhnlichem Ausmaße. Dieser ausgesprochene Parteimann, der sich schon 1844 im Kampfe gegen den Katholizismus die Sporen verdient hatte, kam 1861 auf den Lehrstuhl der Geschichte nach Bonn. In München, wo er vorher fünf Jahre als Professor gewirkt hatte, war er durch seine rücksichtslose Propaganda im preußischen und antikatholischen Geiste unmöglich geworden; nicht bloß „Ultramontane“, auch Männer anderer Gesinnung hatten dort geseufzt: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Sybel“ (Bezold, Gesch. d. rhein. F. Ws.-Univers. 491). Am Rheine schuf er sich rasch eine neue Angriffsstellung mit der doppelten Front gegen das in der Mehrzahl der Bevölkerung lebendige Großdeutschtum und gegen die Kirche des Landes. Wider die letztere hatte er bereits 1847 eine schneidige Attacke geritten[101], natürlich unter der Losung, nur den Ultramontanismus treffen zu wollen. Die offene, von seiner eigenen Person getragene Befehdung vermied er hinfort[102]; dafür schuf er sich eine Leibgarde von jungen Historikern, wie Maurenbrecher, von Noorden, Bernhardt und anderen, die ganz seinen Weisungen gehorchten. Ihr wissenschaftliches Organ bildete die von Sybel begründete und geleitete „Historische Zeitschrift“, die in dem Vorworte zum ersten Bande (1859) das Stichwort trug: gegen den „Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft“. Nie hat es eine historische Schule, nie Anfänge einer gelehrten Zeitschrift gegeben, die so ausgeprägt und so unverhüllt das Malzeichen des Katholikenhasses an der Stirne trugen. Und sie blühten an einer paritätischen Universität! Gekrönt hat später Sybel sein Werk durch die Begründung und Führung des „Deutschen Vereins der Rhein-

[101] Die politischen Parteien im Rheinlande, in ihrem Verhältnisse zur preußischen Verfassung geschildert (1847). S. 1—19 und S. 29—33 sind der „ultramontanen“ Partei am Rhein gewidmet.

[102] Jedoch ließ er in den von ihm herrührenden Entwurf einer Adresse des Abgeordnetenhauses 1862 als Ausdruck seiner Ziele den Satz einfließen: „Das preußische Volk ersehnt die Entfernung hierarchischer Einflüsse aus Staat und Schule“ (Denkschrift über die Parität ... 197 A. 2).



provinz“, der durch bezahlte Agenten während des Kulturkampfes die Katholiken ausspionierte und dem Staatsanwalt auslieferte. Der Verbündete von 1844 war vor kurzem (1859) ebenfalls nach Bonn zurückgekehrt. Beide hatten ihrem Auftreten gegen die Trierer Rockfahrt ihre baldige Berufung (1845) an die kurhessische Universität Marburg zu danken gehabt (Allg. Deutsche Biogr. 49, 355), wo sie als Mauerbrecher gegen die protestantische Orthodoxie, die ihnen ebenso verhaßt wie die katholische war, dienen sollten, der eine als Professor der Theologie, der andere als Historiker. Nun wirkten sie wieder vereint an den Ufern des Rheins. Jedoch hat sich Gildemeister nicht selbständig an dem auf großer Linie entbrennenden Streite beteiligt, weil es seiner Veranlagung nicht entsprach. Er zog den Kleinkampf vor, wenn an einem einzelnen Punkte eine Blöße des Gegners sich zeigte. Floß sollte es an sich erfahren.

Sybel beherrschte geistig die Universität, wie sie nie ein anderer beherrscht hat. Alles, was liberal und protestantisch dachte, und das war die überwältigende Mehrheit, unterstand seinem Zepter. Der Gegenpol nun wurde Floß, der freilich nicht von weitem an die Größe Sybels heranreichte, weder wissenschaftlich noch was Einfluß angeht; letzteres schon aus dem Grunde nicht, weil ihm der breitere Boden fehlte, da es nur eine geringe Anzahl katholischer Dozenten gab und die eigene Fakultät vereinsamt dastand. Zu seiner Überraschung nahm Georg von Hertling[103], als er sich 1867 als Privatdozent in Bonn niederließ, die Isolierung wahr, „in der sich die katholischen Theologen und die wenigen katholischen Mitglieder der übrigen Fakultäten befanden“. Anfänglich dachte Floß daran, Sybel eine historische Zeitschrift entgegenzustellen; denn es galt nicht, nur die katholikenfeindliche Zuspitzung zu bekämpfen, sondern auch die Geschichtsbaumeisterei, die jener und seine Schüler im kleindeutschen Sinne betrieben und die selbst im Bismarckschen Kreise als die von „Tendenzlern“ verachtet wurde[104]. Gerade um diese Zeit tobte die Fehde seines Freundes Ficker mit dem Bonner Historiker über den Wert des mittelalterlichen Kaisertums (Jung a. a. O. 307—354), die ein Kernstück föderalistisch-großdeutsch-katholischer Geschichtsauffassung betraf, und an der Floß und die rheinischen Katholiken, überhaupt das gebildete Rheinland (An-

[104] J. Jung, Julius Ficker, Vorwort VI.
[103] Erinnerungen aus meinem Leben (1919) 1, 170.

nalen 109, 111), lebhaften Anteil nahmen. Über die zu gründende Zeitschrift verhandelte er mit Janssen in Frankfurt, der zustimmte (Janssen an Floß 25. 5. 1862). Gut, daß es nicht zur Ausführung gekommen ist; denn Floß war nicht der Mann zu einem solchen Unternehmen. Sodann ergriff er den bescheidenen Plan, eine theologische Zeitschrift ins Leben zu rufen (Prof. Friedlieb in Breslau an Floß 29. 7. 1862), offenbar um die Fakultät aus ihrer Untätigkeit zu reißen und ein Mittel der Abwehr gegen Angriffe auf die Kirche zu haben. Allein sie würde wohl das Los ihrer Vorgängerinnen aus den vierziger Jahren, der Gründungen Dieringers, geteilt haben.

Das Grundübel, das den Aufschwung des Katholizismus an der Hochschule hemmte, war die Imparität und ihre Folgen. Hier mußte der Hebel angesetzt werden. Floß tat es an einem Punkte, der Aussicht auf Gelingen zu gewähren schien und eine erste, wenn auch kleine Bresche in dem Unterdrückungssystem gewesen wäre. Seit dem Jahre 1846 bestand ein akademischer Leseverein, der den Zweck hatte, Dozenten und Studierenden der Universität Gelegenheit zur Benutzung eines ausgedehnten Kreises von Zeitschriften, und zwar vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes zu gewähren (Die Parität in Preußen und die ultramontane Partei [1862] 1 f.), ohne daß politische Zeitungen ausgeschlossen waren. Der Verein war an sich ein privates Unternehmen, das aber dadurch einen halbamtlichen Charakter erhielt, daß die Universitätsbibliothek die von ihr gehaltenen Zeitschriften dem Verein zum Gebrauche überließ, wogegen sie die vom Vereine bezahlten als Eigentum empfing, und daß ferner aus Universitätsmitteln eine jährliche Unterstützung von 200 Tlr. gezahlt wurde. So fiel die Einrichtung in den Bereich der akademischen Paritätsfrage. Schon lange waren Klagen über mangelhafte Berücksichtigung des katholischen Bekenntnisses laut geworden, so daß 1853 Dieringer mit zwei Kollegen aus dem Vorstande austrat (Bezold, Gesch. d. Univers. 499) — nicht allein ein erfolgloser, sondern auch ein unkluger Schritt, da nun die Protestanten leichteres Spiel hatten. Alles kam auf die Zusammensetzung des Vorstandes an, weil dieser über die Anschaffung der Zeitschriften und Zeitungen entschied. Derselbe ging aus Wahlen hervor, indem die Mitglieder, die ordentliche Professoren waren, aus ihrer Mitte drei, die außerordentlichen Professoren und Privatdozenten je einen und die studentischen Mitglieder drei Vertreter erkoren. Dazu kam noch ein stimmberechtigter Abgeordneter der

Universitätsbibliothek, der — natürlich — immer protestantisch war. Im Jahre 1861 bildeten den Vorstand drei katholische Studenten, die durch eine „heftige und ungehörige Agitation“, wie ein Bonner Artikelschreiber in der protestantischen Elberfelder Zeitung 1862 Nr. 104 sich ausdrückte, gewählt worden, weiter ein evangelischer Extraordinarius, ein Privatdozent derselben Konfession und drei Ordinarien, von denen zwei Protestanten und der dritte (Springer) zwar katholisch getauft war, aber seine Familie zum Protestantismus hatte übertreten lassen, wohin er selbst später folgte. Der außerordentliche Professor Hüffer, allezeit jedes andere denn ein katholischer Fanatiker, der bis dahin im Vorstande gesessen, war bei der Wahl durchgefallen, weil er — man staune — „die Kölnischen Blätter als ein gemäßigtes, ganz objektives Blatt bezeichnet hatte“ (Elberf. Ztg. a. a. O.). Bei einer Nachwahl gelang es allerdings, ihn wieder in den Vorstand zu bringen. Dieser bestand also aus vier Katholiken, vier Protestanten (mit Einschluß des Bibliotheksvertreters) und einem innerlich protestantisch gesinnten Scheinkatholiken. Damit hätte man unter dem Gesichtspunkte der Parität sich abfinden können, wenn von der Mehrheit die katholischen Zeitschriften billig berücksichtigt worden wären. Wie stand es damit? Neben 21 Organen der evangelischen Theologie sah man in dem gedruckten Verzeichnisse 3 der katholischen[105]. Es ist ja nun richtig, daß die einen an Zahl weit hinter den andern im damaligen Deutschland zurückstanden. Allein es ist auch richtig, daß es im Auslande (Schweiz, Frankreich, Italien) katholische gab, von denen aber keine einzige vorhanden war, während drei französische und zwei schweizerische Zeitschriften der protestantischen Theologie auflagen. Das Bild war typisch.

Floß, der sich vergebens alle Mühe gegeben hatte, ein besseres Wahlergebnis herbeizuführen (Elbf. Ztg. a.a.O.), bot jetzt die katholische Studentenschaft auf, ein Mittel, das schon gegen Schlottmann seinen Dienst getan hatte. Daß er hinter der Bewegung steckte und auch die Schriftstücke aufsetzte, darf als selbstverständlich gelten. Am 19. Februar 1862 richteten 300 Studierende aller Fakultäten eine Vorstellung an den Kurator. Sie knüpft an den Fall Schlott-

[105] Das Verzeichnis führt freilich 6 auf, aber die „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn“ (1862) 5 f. weist mit Recht darauf hin, daß 2 davon einer andern Literaturgattung angehörten und eine davon eingegangen war. Klugerweise hatte man im Verzeichnisse diese Verschiebung vorgenommen, um die Grellheit des Abstandes zu mildern — das böse Gewissen.



mann an, der „die Hochschule in die größte Aufregung versetzt" habe, und beklagt den neuen Fall der Vorstandswahl, wodurch die „größte Unzufriedenheit aller billig denkenden Studierenden ohne Unterschied der Konfession" hervorgerufen sei, um so mehr, als „die Mehrzahl der Studierenden und mindestens die Hälfte der Teilnehmer des akademischen Lesevereins der katholischen Konfession" angehöre. Hierüber hinausgreifend, drücken die Unterzeichner ihr „Befremden" aus, wie „nicht nur die katholische Konfession in dem Lehrkörper unserer Universität nur einen kleinen, sich immer vermindernden Bruchteil bildet, sondern auch infolge des großen numerischen Übergewichts der andern Konfession die katholischen Interessen nur zu häufig verletzt werden". Sie verlangen, daß „in dem Lehrkörper der hiesigen Universität die Parität zur Wahrheit werde und nicht, wie bisher, der Grundsatz, daß auf die Konfession der anzustellenden Lehrer keine Rücksicht genommen werde, in seiner Anwendung dazu diene, katholische Lehrer von unserer Hochschule fernzuhalten und ihr beinahe den Charakter einer evangelischen zu verleihen". Hiervon sei „das Vertrauen der Rheinlande in ihre Hochschule, dessen sie in hohem Grade bedarf, und vollends die Frequenz und der Flor dieser Universität wesentlich bedingt".

Der Kurator Beseler tat die Beschwerde mit der Erklärung ab, daß ihm auf die Vorstandswahl kein „amtlicher Einfluß" zustehe und der weitern Paritätsklage eine „vorgefaßte Meinung zum Grunde liege". Es bestehe „vollständige Parität", weil die Staatsregierung die Lehrer bloß nach ihrer Tüchtigkeit auszuwählen habe und eine „Berücksichtigung konfessioneller Beziehungen" ausgeschlossen werde. Die Studenten antworteten mit einer Gegenkritik, in der sie die bestehende Imparität des Lehrkörpers zahlenmäßig darlegten, erhielten aber ihre Eingabe zurück, da weder die „amtliche Stellung" des Kurators noch die „staatsbürgerliche der studierenden Jugend" derartige Verhandlungen gestatte[106], und obendrein erteilte ihnen der Rektor, der katholische Theologe Hilgers, eine allerdings sehr vorsichtig und milde gehaltene Rüge („Denkschrift" 152 f.). Wenn man geglaubt hatte, so den glimmenden Funken zertreten zu haben, so folgte bald die Enttäuschung. Nicht nur brachten die Studierenden — die Zahl der Unterzeichner war von 300 auf etwa 400 gestiegen — die Sache an das Ministerium,

[106] Die Schriftstücke in der „Denkschrift" 1—18.

sondern es wurde auch ein Sturm von Zustimmungsadressen auswärtiger Studenten an die Bonner entfesselt. Solche kamen aus Münster, Tübingen, München, Breslau, Berlin, Innsbruck, Freiburg und führten zum Teil eine kräftige Sprache, wie sie jugendlichen Zungen in ehrlicher Entrüstung eigen ist[107]. Auch diese Fäden vereinigten sich in der Hand von Floß, wie denn auch die Urschriften der Adressen in seinem Nachlasse aufbewahrt sind. Zugleich machte er einen Teilvorstoß im akademischen Senate, in dem er als Dekan zum ersten Male saß. Er setzte eine Vorstellung an das Ministerium (vom 30. 3. 1862) durch des Inhaltes, daß für Philosophie und Geschichte je ein katholisches und protestantisches Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission des höheren Lehramtes ernannt werde. Bezeichnenderweise traten dieser billigen und als natürliche Folge aus dem bestehenden Rechtszustande, wonach für jene Fächer ein katholischer Lehrstuhl vorhanden sein mußte, sich ergebenden Forderung Löbell und der evangelisch-theologische Dekan entgegen.

Die Bonner Vorgänge waren schließlich auf das Gebiet der allgemeinen Paritätsfrage und in Sonderheit der in den Rheinlanden bestehenden hinübergeraten. Sogar in den studentischen Zustimmungserklärungen war auf das „Mißverhältnis auch in andern Zweigen der höhern preußischen Beamtenwelt“ hingewiesen und die Erwartung ausgesprochen worden, daß „die Universität aus ihrem kolonieähnlichen Zustande heraustreten und sich zu einer den heimischen Verhältnissen [Professoren rheinischer Abkunft!] und den patriotischen Gefühlen der Rheinländer [Großdeutschtum!] mehr entsprechenden Anstalt umgestalten werde“ („Denkschrift“ 206. 211). Eine ältere Bewegung war aufgegriffen und neu entfacht. Während der vierziger Jahre verlauteten auf den rheinischen Provinziallandtagen ernste Beschwerden über die Benachteiligung des katholischen Volksteiles, und schon 1842 hatte die noch hermesianische Theologenfakultät in Bonn dem Senat der Universität eine Klage über die höchst geringe Anzahl katholischer Professoren in den weltlichen Fakultäten, besonders in der philosophischen, eingereicht[108]. Die katholische Fraktion des Abgeordnetenhauses legte 1852 bis 1854 „bei der Budgetberatung und in Broschüren“ (s. „Die Parität in Preußen und die ultram. Partei“ [1862] 21) die Ungerechtigkeit dar, durch die bei der

[107] Alle Stücke abgedruckt ebda. 199—212.
[108] Mein Buch „Ein vergessener Führer ...“ 457 f.



Verwendung der allgemeinen Dispositionsfonds die Katholiken zu kurz kamen (Pastor, Reichensperger 1, 353, 357). Mit der schwindenden Bedeutung der Fraktion, die 1862 von 63 auf 27 Mandate zusammengeschmolzen war, trat die Paritätssache zurück. In demselben Jahre aber wurde sie mit Bezug auf das Hochschulwesen, wo die Zustände am schreiendsten waren, plötzlich aufgerollt, und zunächst nicht einmal von Bonn aus. Friedrich Schulte, der Rechtslehrer in Prag, ließ eine „Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des hohen und mittleren Unterrichts" (Freiburg 1862) erscheinen, deren Verfasserschaft bis in die neueste Zeit ein Geheimnis blieb[109]. Sie sollte nur den Anfang einer Schriftenreihe bilden zum Nachweise „1. daß die preußischen Regierungsbehörden seit 100 Jahren mit bewundernswerter Kunst verstanden, die den Katholiken günstigen Gesetze auf diese nicht anzuwenden, wo solches möglich war; 2. daß die Katholiken stets in der grellsten Weise zurückgesetzt waren; 3. daß man der katholischen Kirche gegenüber an keinen Vertrag, an kein Recht gebunden zu sein, durch lange Zeit glaubt" (S. 6). Der von lebhafter Angriffslust zeugende Gesamtplan ist nicht zur Ausführung gekommen, vielmehr blieb es bei der einen Flugschrift[110]. Diese aber führt eine so scharfe Sprache,

---

[109] Bezold, Gesch. d. ... Universität (1920) 501. Die „Kölnischen Blätter" 1862 Nr. 132 (vom 10. 5.) bemerkten: Die Broschüre ist „offenbar vor der Bonner Adresse geschrieben und steht in keinem Zusammenhange mit derselben. Wir haben damals gleich erklärt, daß wir über den Verfasser derselben keine Vermutung hätten, und daß das Erscheinen derselben uns überrascht hätte. Soviel wir wissen, hat man auch in Bonn von der Broschüre vorher keine Ahnung gehabt." Auch die Nichterwähnung der Bonner Bewegung in ihr beweist, daß sie vor dieser entstanden ist.

[110] Was Schulte zu dieser veranlaßte, und gerade 1862 veranlaßte, ist nicht klar zu stellen. Gewiß wirkte der persönliche Ärger des Westfalen mit, dem ob seines religiösen Bekenntnisses ein Lehrstuhl im Vaterlande versagt blieb; sicher spricht aus ihm der Zorn des treuen Katholiken über die Zurücksetzung seiner Kirche. Aber warum brach der Zorn eben jetzt hervor? Eine Vermutung sei gewagt, die jedoch nicht mehr als diese ist. Seit längerer Zeit regte sich unter einem großen Teile der deutschen Katholiken die Absicht, eine freie rein katholische Universität nach dem Vorbilde der belgischen zu Löwen ins Leben zu rufen. Auf dem Katholikentage von Aachen im Herbste 1862 ward die Gründung beschlossen (Verhandlungen der 14. Generalversammlung der kath. Vereine Deutschlands [1863] 170 ff.). Schulte war dagegen (ebd. 179), nicht grundsätzlich, wie er dann, um dies zum Ausdruck zu bringen, sogleich die bedeutende Summe von 1000 Gulden für das Unternehmen zeichnete (Hist.-pol. Blätter 51 [1863] 349), sondern weil er gleich andern sachkundigen Männern — auch Bischof Martin hielt die Schwierigkeiten für „unüberwindlich" (Pfülf, Geissel 2, 508) — die Unmöglichkeit der Durchführung erkannte und weil er ferner mit Recht voraussah, daß dann noch weniger

daß man die Fülle des Unmutes ahnt, die sich im Verfasser angesammelt hatte. Wer die Imparität in Preußen zu leugnen „die Stirne hat", liest man, begeht eine „freche Lüge". Preußen wollte „alle Wissenschaft protestantisieren, den Katholiken alle Mittel entziehen, die Protestanten überall als die Leiter haben, die Katholiken etwa als Steuerzahler und folgsame Untertanen, nicht aber als berufen zur geistigen Mitherrschaft" ansehen. Friedrich Wilhelm III. hat man „später ‚den Gerechten' zu nennen beliebt" (37 f.). Die Schrift legt, mit Namen und Zahlen überreichlich ausgestattet, das ungeheure Mißverhältnis dar, das in Berlin, Breslau und Bonn — alle andern preußischen Universitäten waren protestantisch und schlossen statutarisch jeden Katholiken aus — herrschte und von jeher geherrscht hatte in bezug auf die Zahl der Dozenten beider Bekenntnisse, auf die Verteilung der für die Konfessionen aufgewandten Geldmittel, auf die katholischen Gelehrten bei Beförderungen und Berufungen im Vergleich zu den protestantischen, und fügte eine nicht ganz so grell, aber immerhin noch eindringlich genug wirkende Nebeneinanderstellung der allgemeinen Staatsausgaben für konfessionelle Zwecke hinzu. Hier und da haben sich, wie es bei einer solchen Menge von Einzelheiten unvermeidlich ist, kleine Irrtümer in die Angaben eingeschlichen, das Ganze ist indes richtig. Es ist nicht nötig, näher auf die Ergebnisse einzugehen, da einige Monate nachher ein Buch von Floß das Bild bedeutend erweiterte und vertiefte, wie wir noch sehen werden.

Schulte hatte nirgendwo so ins Schwarze getroffen wie in Bonn.

katholische Gelehrte als bisher für die Staatsuniversitäten zur Verfügung stehen würden, und die Regierungen mit Hinweis auf das Bestehen einer katholischen Hochschule erst recht die Paritätsbestrebungen bekämpfen könnten. Vielmehr schien es eine Pflicht der katholischen Ehre und der praktischen Überlegung zu sein, eine wirkliche Gleichberechtigung an den vorhandenen Hochschulen zu erringen. Vielleicht hat Schulte, um hierfür scharf zu machen und die kurzsichtigen Gründer auf jenes Feld zu lenken, seine Broschüre geschrieben. „Wir wollen", sagt er („Beleuchtung" 14), „keine katholische Universität, wenn man wirklich endlich nicht bloß anfängt, sondern auch fortfährt, die Katholiken auch verwaltungsgrundsätzlich zuzulassen." Dazu paßt nicht nur seine Rede auf der Aachener Versammlung, sondern auch sein dort gestellter Antrag (a. a. O. 163), eine Statistik der katholischen Kirche Deutschlands namentlich zwecks der Parität aufzustellen. Umgekehrt befürchteten Vorkämpfer der Gründungsidee, eine Schrift wie die Schulte'sche „dürfte wohl mitwirken", daß man hinsichtlich der staatlichen Universitäten Zugeständnisse macht, um eine katholische zu verhindern (Hist.-pol. Bl. 51, 342). Man sieht, wie die Paritätsfrage oder vielmehr ihre Aufrollung in diesem Zeitpunkte zugleich auch eine innerkatholische Frage war, eine Frage zwischen taktischer Besonnenheit und begeisterter Ideologie.



Es regte sich heftig rings um Sybel. Den Schuß hatte kein anderer als sein Antipode Floß abgefeuert, dessen Rolle in der studentischen Paritätsbewegung man ja unschwer herausgefunden hatte; so galt es in jenem Kreise als sicher[111]. Eine Lebensfrage für die liberal-protestantische Monopolstellung an der Universität und für die geistige Herrschaft im Rheinlande war es, an die eine rauhe Hand gerührt hatte. Darum gab es einen Kampf pro aris et focis. Schon fünfzehn Jahre früher hatte Sybel (Die pol. Parteien ... 25—29) sich abgemüht, den auftauchenden Paritätsklagen mit glatten Reden zu begegnen; dann war von Löbell die Beschwerde, daß an den höhern Schulen der Mehrzahl nach protestantische Lehrer angestellt wurden, mit dem Mangel an „tauglichen, tüchtigen Katholiken" erklärt worden, wobei er sich zu der Behauptung verstieg: „Die Evangelischen haben nun einmal im Verhältnis zu ihrer Zahl ein gewisses Übergewicht an guten Köpfen ..." (Histor. Briefe ... 353. 409). Jetzt aber war es nötig, die akademische Hochburg zu verteidigen. Im engsten Ringe der Sybelschüler entstand die Schrift „Die Parität in Preußen und die ultramontane Partei" (Düsseldorf 1862), und es wäre fast ein Wunder, wenn nicht der schöpferische Geist des Meisters selbst über den brütenden Wassern geschwebt hätte[112]. In gemeinsamen Bemühungen wurde der Plan entworfen und der Stoff zusammengebracht; die Hauptarbeit leistete Karl von Noorden (Maurenbrecher a. a. O.), der auch seine giftsprühende Feder für das Ganze lieh. Während der „Pamphletist" Schulte, wie Noorden ihn nennt, bloß auf den Kurator Beseler sich eine unsachliche Anspielung erlaubt hatte (Beleuchtung ... 28, 41), erging sich die Bonner Gegenschrift in hämischen Ausfällen auf die wissenschaftliche und persönliche Ehre ganz unbeteiligter Katholiken, der Bonner Professoren Walter, Bauerband, Ritter, Kaufmann, Roth, der Breslauer Vahlen und Junkmann, sogar des bereits verstorbenen Professors Clemens in Münster, des Münchener Sepp und des großdeutschen Historikers Onno Klopp (6. 8. 10. 12 f.. 14. 39. 53), besonders natürlich auf die von Floß (4. 9. 13. 38. 41), und ist ihrer ganzen Länge nach von Ironie und

[111] Maurenbrecher in den „Histor. Vorträgen von C. von Noorden" (1884) 10*.

[112] Es ist bezeichnend, daß der Verleger es für nötig hielt, in der Köln. Ztg. (1862 Nr. 123, 2. Blatt, vom 4. 5.) zu erklären, Gildemeister und von Sybel seien nicht die Verfasser.

Spott durchzogen. Allenthalben wird der Leser an das Sprichwort vom Unrechthaben und Schimpfen erinnert.

Nachdem der Versuch gemacht worden, die Beschwerden der Bonner Studenten als unbegründet leichthin beiseite zu schieben[113], beginnt ein Mäkeln — nicht Widerlegen — an vereinzelten positiven Angaben des Gegners, wobei zur Vorsicht die bequeme Beteuerung an die Spitze gestellt wird: „Es konnte durchaus nicht unsere Absicht sein, uns auf umfangreiche Nachforschungen" — Schulte hatte sie angestellt — „zur Widerlegung sämtlicher in dieser Broschüre enthaltenen Unwahrheiten und Entstellungen einzulassen" (5). Bewiesen ist nichts, am wenigsten das verblüffende Ergebnis der Untersuchung, daß, abgesehen von den theologischen Fakultäten, das Zahlenverhältnis der katholischen zu den protestantischen Professoren in Bonn (14:43) „ein sehr günstiges zu nennen ist" (14). Noch überraschender ist das Rechenkunststück, das für die allgemeine Aufwendung staatlicher Mittel ein großes Mehr auf katholischer Seite herausbringt gegenüber der protestantischen Seite, wobei allzu bescheiden erklärt wird: „Eine eingehende Berichtigung der gesamten falschen Rechnungsweise jener Partei dürfen wir füglich dem Ministerium überlassen" (18). Die Säkularisation, auch die noch während der dreißiger Jahre in den polnischen Landesteilen eigenmächtig durchgeführte, findet natürlich eine Verteidigung, indem die katholische „Ereiferung" über diesen Gewaltakt als „nichtig" abgetan wird (21). Die Klagen der Katholiken über die Verwendung ursprünglich bloß zu katholischen Zwecken bestimmter Fonds auch für die Protestanten „entbehren jeder rechtlichen Bedeutung" (27). Ein Beispiel für die Redlichkeit der Polemik ist das verschämte Eingeständnis, daß die Dotation der katholischen Bistümer „der ursprünglichen Absicht des Königs nach" auf Staatsdomänen radiziert werden sollte (24). Daß dies in der Bulle De salute animarum ausdrücklich festgesetzt war, also eine vertragliche Pflicht vorlag, davon schweigt dieses Historikers Höflichkeit.

[113] Die Verfasser wenden u. a. den Kunstgriff an, den nach seiner religiösen Stellung sehr bekannten Springer (s. oben S. 79) als wirklichen Katholiken hinzustellen (15) und so eine katholische Majorität im Vorstande des Lesevereins herauszurechnen, und versichern dabei in wenig ehrlicher Weise: „Unmöglich ist es uns, aus der Entfernung (!) zu unterscheiden, ob unter den katholischen Mitgliedern des Vorstandes vielleicht der eine oder andere nicht korrekt katholisch im Sinne des Mainzer Journals ist" (3). S. 15 aber wissen sie, daß Springer „die scharfen Waffen seines Geistes schonungslos gegen das ultramonte Treiben kehrt".



Trotz der Zuversichtlichkeit des Tones war es dem Verfasser augenscheinlich nicht recht geheuer im Reiche der Zahlen. Leichter ließ sich ein Jammerlied singen über die Versäumnisse der Regierung, der „ultramontanen Politik“ in den Rheinlanden von Anfang an entgegenzutreten statt der „ultrakatholischen (!) Politik des preußischen Hofes“ (35 f.). Löbell hatte Text und Melodie längst geschaffen; auf ihn wird denn auch mit der beweglichen Klage, seine Arbeit sei „noch nicht hinlänglich gewürdigt“, eigens verwiesen (37). Doch der Schüler ist voll Hoffnung. Er hat erkannt, daß der „Ausgangs- und Kernpunkt der heutigen Paritätsfrage“ die katholische Feindschaft gegen die politische Stellung Preußens ist (40), aber es solle und werde zu einer Einigung Kleindeutschlands unter preußischer Führung kommen (38) und zugleich zu einer „vollständigen Ablösung der Kirchen vom Staate“, zu einer Unabhängigkeit „des Staatsbürgers dem Staate gegenüber von der Form des religiösen Bekenntnisses“ (41). Eine Philippika gegen die katholischeKammerfraktion (44—47) führt wieder zur Gegenwart zurück. Diese steht unter dem Stichworte „Stellung des Ultramontanismus zur Wissenschaft“ (48). Diese zwei Dinge sind nach den Verfassern unvereinbar. Seitdem die Geistesfreiheit durch die Reformation aufging, hat es keine katholische Wissenschaft mehr gegeben. Wenn sich heutzutage Gelehrte katholischen Bekenntnisses finden, so wird dies dem Protestantismus verdankt (42—58). Das „Programm des modernen Staates“ muß deshalb lauten: „Keine Berücksichtigung irgendwelcher Art von Parität bei der Berufung und Förderung akademischer Lehrer. ... Rücksichtnahme einzig auf die gediegene Wissenschaftlichkeit des Lehrers, aber strenge Zurückweisung aller konfessionellen Wissenschaft, ausgenommen auf dem Gebiete der katholischen und protestantischen Theologie“ (59). Hiernach begreift man nicht recht, warum die Verfasser in den ersten Teilen der Schrift sich soviel Mühe gegeben, das tatsächliche Vorhandensein einer Imparität zu leugnen. Aber das Bewußtsein, daß sie wirklich vorliegt, ließ sich nicht ganz unterdrücken, auch nicht durch den mutigen Satz: „Das ultramontane Geschrei: Keine Parität in Preußen ist eine böswillige Verdächtigung und gehässige Lüge“ (66). Deshalb wird zur Rechtfertigung der Imparität schließlich noch eine Aufstellung gemacht (63—66), wie wenig die Akademien von Wien, München und Paris deutsche katholische Mitglieder haben. Das Taschenspielerstückchen besteht darin, daß bei Wien und

München die einheimischen, österreichischen und bayerischen, Katholiken verschwiegen und nur die auswärtigen gezählt werden; in den protestantischen Staaten kamen eben katholische Gelehrte nur selten empor und waren genötigt, sich nach dem katholischen Österreich oder Bayern zu flüchten. Umgekehrt werden bei den französischen Akademien alle Deutschen aufgeführt.

Nachdem Noorden vom Schreibtische aufgestanden war, meldete sich in der Elberfelder Zeitung (1862 Nr. 104 vom 14. 4.) noch eine Stimme, die, nach ihrer Klangfarbe zu urteilen, ebenfalls aus der Sybel'schen Gefolgschaft kam. Sie ist natürlich sehr mißvergnügt über die „ungehörige" Wahlagitation der Studenten in Sachen des Lesevereins, macht jedoch keinen Versuch, die Imparität im Lehrkörper wegzudisputieren, deckt vielmehr mit erfrischender Offenheit das Geheimnis ihres Entstehens auf. Das protestantische „Übergewicht", so wird man belehrt, „liegt in der Natur der Sache. Der Katholizismus mit seiner Gebundenheit des Geistes an die kirchliche Auktorität ist mit der Freiheit der Wissenschaft, deshalb auch mit der Blüte derselben unvereinbar; daher denn auch ein großer Mangel an ausgezeichneten katholischen Gelehrten in Deutschland herrscht." Die logische Folgerung daraus zu ziehen, daß also überhaupt für etwas Katholisches kein Platz an einer Hochschule sein darf, bleibt dem Leser überlassen. Die Kölnischen Blätter (1862 Nr. 132 vom 10. 5.) wiesen gebührend auf jenes Geständnis des „plumpen Artikels" hin, nachdem sie sich schon eingehend mit den Bonner Vorkommnissen kritisch auseinandergesetzt hatten (1862 Nr. 58. 59. 60. 63). Jetzt nahm dasselbe Organ in einer Artikelreihe die von Noordensche Flugschrift vor (Nr. 132—143), ihren politischen, kleindeutschen Parteihintergrund betonend.

Der von den Jungmannen Sybels vermeintlich in den Sand gestreckte Floß arbeitete unterdes emsig an einer umfassenden „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn, mit einem Hinblick auf Breslau und die übrigen preußischen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Universität im 19. Jahrhundert". Als Dekan hatte er Zugang zu den sonst verschlossenen Akten der Universität, und er nutzte sie fleißig aus. Schon aus diesem Grunde, um nämlich nicht in die Fangarme des Disziplinargesetzes für Beamte zu geraten, mußte er seine Verfasserschaft streng geheim halten, wozu auch August Reichensperger dringend riet. Das Manuskript wurde darum durch Freund Janssen in

Frankfurt an den Freiburger Verleger Herder geschickt (Janssens Briefe, hg. von Pastor 1, 23 A. 1). Außer den amtlichen ungedruckten und gedruckten Quellen, wozu auch Akten des erzbischöflichen Archivs in Köln gehörten, schaffte ein ausgedehnter Briefwechsel mit Gesinnungsgenossen reichen Stoff herbei. So mit dem Missionspfarrer Thomas in Greifswalde, dem Berliner Geistlichen Eduard Müller, dem Oberregierungsrat Osterrath in Minden, Peter Reichensperger, der es sogar verstand, hohe Beamte des Ministeriums anzuspannen; Professor Friedlieb von Breslau besorgte Nachrichten über die dortige Universität, Greith, der bald darauf Bischof von St. Gallen wurde, steuerte über katholische Zeitungen in der Schweiz bei, Döllinger stellte die Zeitschriften des katholischen Auslandes zusammen. Der Münchener Stiftspropst war Feuer und Flamme für die Sache. Er schrieb (10. 3. 1862): „Ihre Agitation bezüglich der Parität ist vortrefflich; wir wunderten uns immer, das Ihr dort so lange schwieget. Publizieren Sie doch ein Verzeichnis aller katholischen und protestantischen Professoren in Preußen (oder eine Zahlenangabe). Das wäre erst recht schlagend, damit das katholische Volk recht sehe, daß System in der Sache ist. Und dann müßte man die ins Ausland gegangenen preußischen Katholiken danebenstellen. Aber es sollte noch mehr geschehen: man sollte mit Zahlen die ungeheure Imparität in den Anstellungen überhaupt konstatieren, wie es die katholischen Holländer vor mehreren Jahren getan haben, z. B. bei den Zentralstellen in Berlin.“

Keiner ist stärker beteiligt gewesen als August Reichensperger, obgleich er anfangs dem Unternehmen zweifelnd gegenüber gestanden hatte, da es „ein Schlag ins Wasser“ sein werde. Unermüdlich flogen seine Briefe — es liegen ihrer noch zehn vor — während der Monate März, April und Mai, wo Floß an der Arbeit saß, nach Bonn, aneifernd und wertvolle Mitteilungen spendend; auch eine mündliche Besprechung fand statt. Auf seinen Wunsch ward im Anhange der Schrift (S. 213—219) die von Reichensperger eben (Köln. Blätter 1862 Nr. 76, 2. Ausg., vom 16. 3.) der Öffentlichkeit übergebene Immediateingabe der katholischen Mitglieder beider Häuser des Landtages, an der Spitze der Herzog von Ratibor und Graf Joseph Stolberg, vom 14. Dezember 1852 wieder abgedruckt. Das meisterlich redigierte Schriftstück legt vor dem Throne Verwahrung ein gegen die „seit längerer Zeit in Wort und Schrift“ aufgestellte Behauptung, „Preußen sei von Rechts wegen

ein protestantischer Staat, es sei nur durch protestantische Organe zu verwalten, und die zahlreichen katholischen Provinzen ... seien lediglich als minderberechtigte Dependenzen des gemeinsamen Vaterlandes zu betrachten und zu behandeln“, erhebt weiterhin Klage, daß „die kirchlichen Interessen von beinahe sieben Millionen Katholiken“ im maßgebenden Beamtentum und bei der Zentralverwaltung „nur eine äußerst dürftige Vertretung durch Männer katholischen Glaubens gefunden“. Die Vorstellung läuft in den Antrag auf „Einrichtung eines besonderen Ministerii für die katholisch-kirchlichen und Unterrichts-Angelegenheiten“ aus. Hierin sah Reichensperger, über die Grenzen der Hochschulbelange hinausblickend, einen „Kardinalpunkt“. Er wünscht deshalb, daß im Staatskalender das Religionsbekenntnis der Beamten angegeben werde. „Es würde sich dann alsbald zeigen, wie die Ämter, Orden, Ehren und Gehälter, insbesondere die hohen, sich unter die Konfessionen verteilen, und könnte jeder selbst urteilen, ob ein seit fünfzig Jahren so überaus konsequenter ‚Zufall‘ fortan durch dieses Wort, nach seinem herkömmlichen Begriffe, noch bezeichnet werden kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß angesichts solchen ‚Zufalls‘, nach welchem nur höchst ausnahmsweise ein Katholik es einmal zu einer hohen, einflußreichen Stellung bringt, die Kandidaten katholischer Konfession sich nur spärlich einstellen — es ist das nicht Ursache, sondern Wirkung jener Disparität. Es fehlt in den Rheinlanden niemals an katholischen Juristen, da dieselben, im allgemeinen genommen, zufolge unserer besonderen Rechtsinstitution wissen, daß sie zu den höhern Stellen allmählich avancieren, wenigstens ihr Glaubensbekenntnis durchweg ihnen nicht hinderlich ist, schon weil die vorherrschend protestantischen Provinzen nicht mitkonkurrieren. Dahingegen finden sich verhältnismäßig wenig katholische Rheinländer veranlaßt, auf dem Administrativgebiete eine amtliche Laufbahn zu versuchen, da hier erfahrungsmäßig die Konkurrenz mit den Nichtkatholiken, wenigstens in den höhern Regionen, immer oder doch fast immer zum Nachteil der ersteren ausschlägt. Es ist kurios, daß es auf dem Gebiete der Justizpflege nicht fehlt, während auf den andern Gebieten uns immer der Mangel an solchen entgegengehalten wird, wenn wir Klage darüber führen, daß die hervorragenden Stellen fast ausschließlich von Protestanten besetzt sind.“ Der erfahrene Taktiker legt Wert darauf, daß Floß ja die Angriffe von Löbell und andere

gebührend hervorhebe, „um zu zeigen, wie der Spott noch zu unserem Schaden hinzugefügt wird und wir katholischerseits unausgesetzt provoziert werden, uns unserer Haut zu wehren". Viele Stellen aus diesen Briefen sind stillschweigend in die Paritätsschrift übernommen worden, so daß Reichensperger fast als ihr Mitverfasser gelten kann.

Das Buch von Floß wurde anfangs Juli ausgegeben. Es war die Frucht mühsamster, aber sorgfältigster Nachforschungen und überwältigend durch die beigebrachte Überfülle von Tatsachen. Dabei war es mit der vollkommenen Ruhe verfaßt, wie sie das Gefühl der Sicherheit einzugeben pflegt. Reichenspergers Mahnung, „das suaviter in modo, fortiter in re sich nach Möglichkeit gegenwärtig zu halten", wäre nicht nötig gewesen; selbst über die persönlichen Nichtsnutzigkeiten der Noorden'schen Schrift, auch die auf ihn selbst gemünzten, setzte er sich großmütig hinweg. Seiner gütigen Natur ging die Leidenschaft ab, die für einen Publizisten großen Stils unerläßlich ist. Nur dem rheinischen Humor ist ab und zu ein Scherz vergönnt.

Ohne sich in lange Zahlenreihen zu verlieren, ist es unmöglich, ein genaues und erschöpfendes Bild von den dargelegten Zuständen zu geben. Hier müssen daher einige summarische Angaben genügen. In Bonn gab es unter den 57 Professoren der drei weltlichen Fakultäten 14 Katholiken. An Gehältern wurden für jene 36 475 Tlr. mehr aufgewendet als für diese; die Besoldungen der Protestanten standen nämlich meistens erheblich höher als die der Katholiken. Die höhern Beamtenstellen der Universität bis hinauf zum Kurator fast allein in den Händen derer, wie der Kurator sich einmal ausdrückte, die „Gott nach dem evangelischen Lehrbegriff verehren" (8). Die wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen durchgängig unter der Leitung derselben Art von Gottesverehrern. Besonders sticht dabei das historische Seminar grell imparitätisch hervor, indem der Inhaber des gesetzlich katholischen Lehrstuhls der Geschichte von demselben ausgeschlossen war. Dadurch wurde dessen Lehrtätigkeit lahmgelegt und ihm der Einfluß auf die vorwiegend seinem eigenen Religionsbekenntnisse angehörigen Kandidaten des höhern Lehramtes abgeschnitten, zumal da er auch von der Wissenschaftlichen Prüfungskommission ferngehalten war. Mit dem philologischen Seminar stand es nicht besser. Die Prüfungskommission war auch in andern Fächern höchst paritätswidrig zusammengesetzt. Die von der Universitätsbibliothek und dem Leseverein gehaltenen

theologischen Zeitschriften verhielten sich, was die Konfession angeht, zueinander wie 2 zu 10. Wie es im Jahre 1862 war, so war es im großen und ganzen von jeher gewesen. Floß erbringt dafür die Nachweise im einzelnen. Auch zeigt er an Tatsachen die Haltlosigkeit der gegnerischen Ausrede, Mangel an bedeutenden katholischen Gelehrten führe das Übergewicht der protestantischen herbei. Für Größen ersten Ranges, wie den römisch-rechtlichen Juristen Arndts, den Historiker Ficker, den Kanonisten Schulte, den Pandektisten Windscheid, die ihre Laufbahn als Privatdozenten in Bonn begannen, fand sich hier keine Professur, infolgedessen sie in das Ausland gehen mußten; nur Arndts brachte es nach 22 Semester Doktion zum außerordentlichen Professor, aber ohne Besoldung, und erhielt in dem Augenblicke, als er einen Ruf nach München annahm, ein Ordinariat in Breslau angeboten (19 f.). Andere verkümmerten nach einer langen Leidenszeit oder sahen sich gezwungen, einen andern Beruf zu ergreifen. So der klassische Philologe Lersch, dem zwar nicht seine anerkannt vortrefflichen Leistungen, wohl aber das den staatlichen Absolutismus erschütternde Jahr 1848 nach 12 Jahren Privatdozententums endlich ein Extraordinariat ohne Gehalt eintrug, von dem ein früher Tod ihn im nächsten Jahre schon erlöste (43—58). So Düntzer, der nicht allein die klassische Philologie, sondern auch die germanistische mit Ehren vertrat; er harrte fast neun Jahre aus, um dann, müde geworden, eine Bibliothekarstelle in Köln zu übernehmen (58 f.). Beide waren geborene Rheinländer, aber die Universität Bonn mußte ihren Charakter als „eine fremde Kolonie“ am Rhein — ein dem Kurator entschlüpftes Geständnis (142) —, gebildet aus norddeutschen Protestanten, erhalten und schützen.

An der zweiten paritätischen Hochschule Preußens, in Breslau, walteten in Gegenwart und Vergangenheit im allgemeinen die gleichen Verhältnisse wie in Bonn, was die Schrift mit statistischer Genauigkeit darlegt (161—181). Sowohl die herrschenden Mehrheiten an den Universitäten als auch das Kultusministerium sorgten eben für Einheitlichkeit der Verwaltungsprinzipien. Ganz leicht war in dem „paritätischen“ Staate Preußen das Fernhalten aller katholischen Elemente bei den Universitäten Halle, Königsberg und Greifswald, weil diese evangelische Universitäten waren und stiftungsgemäß Katholiken ausschlossen. An der Berliner, deren konfessioneller oder nichtkonfessioneller Charakter vom Minister

gebührend hervorhebe, „um zu zeigen, wie der Spott noch zu unserem Schaden hinzugefügt wird und wir katholischerseits unausgesetzt provoziert werden, uns unserer Haut zu wehren". Viele Stellen aus diesen Briefen sind stillschweigend in die Paritätsschrift übernommen worden, so daß Reichensperger fast als ihr Mitverfasser gelten kann.

Das Buch von Floß wurde anfangs Juli ausgegeben. Es war die Frucht mühsamster, aber sorgfältigster Nachforschungen und überwältigend durch die beigebrachte Überfülle von Tatsachen. Dabei war es mit der vollkommenen Ruhe verfaßt, wie sie das Gefühl der Sicherheit einzugeben pflegt. Reichenspergers Mahnung, „das suaviter in modo, fortiter in re sich nach Möglichkeit gegenwärtig zu halten", wäre nicht nötig gewesen; selbst über die persönlichen Nichtsnutzigkeiten der Noorden'schen Schrift, auch die auf ihn selbst gemünzten, setzte er sich großmütig hinweg. Seiner gütigen Natur ging die Leidenschaft ab, die für einen Publizisten großen Stils unerläßlich ist. Nur dem rheinischen Humor ist ab und zu ein Scherz vergönnt.

Ohne sich in lange Zahlenreihen zu verlieren, ist es unmöglich, ein genaues und erschöpfendes Bild von den dargelegten Zuständen zv geben. Hier müssen daher einige summarische Angaben genügen In Bonn gab es unter den 57 Professoren der drei weltlichen Fakultäter 14 Katholiken. An Gehältern wurden für jene 36 475 Tlr. mehr auf gewendet als für diese; die Besoldungen der Protestanten stander nämlich meistens erheblich höher als die der Katholiken. Di höhern Beamtenstellen der Universität bis hinauf zum Kurator fas allein in den Händen derer, wie der Kurator sich einmal ausdrückte die „Gott nach dem evangelischen Lehrbegriff verehren" (8). Di wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen durchgängig unt der Leitung derselben Art von Gottesverehrern. Besonders stic dabei das historische Seminar grell imparitätisch hervor, indem d Inhaber des gesetzlich katholischen Lehrstuhls der Geschichte v demselben ausgeschlossen war. Dadurch wurde dessen Lehrtäti keit lahmgelegt und ihm der Einfluß auf die vorwiegend seine eigenen Religionsbekenntnisse angehörigen Kandidaten des höhe Lehramtes abgeschnitten, zumal da er auch von der Wissenscha lichen Prüfungskommission ferngehalten war. Mit dem philol gischen Seminar stand es nicht besser. Die Prüfungskommission w auch in andern Fächern höchst paritätswidrig zusammengeset Die von der Universitätsbibliothek und dem Leseverein gehalten

theologischen Zeitschriften verhielten sich, was die Konfession angeht, zueinander wie 2 zu 10. Wie es im Jahre 1862 war, so war es im großen und ganzen von jeher gewesen. Floß erbringt dafür die Nachweise im einzelnen. Auch zeigt er an Tatsachen die Haltlosigkeit der gegnerischen Ausrede, Mangel an bedeutenden katholischen Gelehrten führe das Übergewicht der protestantischen herbei. Für Größen ersten Ranges, wie den römisch-rechtlichen Juristen Arndts, den Historiker Ficker, den Kanonisten Schulte, den Pandektisten Windscheid, die ihre Laufbahn als Privatdozenten in Bonn begonnen, fand sich hier keine Professur, infolgedessen sie in das Ausland gehen mußten; nur Arndts brachte es nach 22 Semester Dozentur zum außerordentlichen Professor, aber ohne Besoldung, und erhielt in diesem Augenblicke, als er einen Ruf nach München annahm, ein Ordinariat in Breslau angeboten (19 f.). Andere verkümmerten nach einer langen Leidenszeit oder sahen sich gezwungen, einen andern Beruf zu ergreifen. So der klassische Philologe Lersch, dem zwar nicht seine anerkannt vortrefflichen Leistungen, wohl aber das den staatlichen Absolutismus erschütternde Jahr 1848 nach 12 Jahren Privatdozententums endlich ein Extraordinariat ohne Gehalt eintrug, von dem ein früher Tod ihn im nächsten Jahre schon erlöste (43—58). So Düntzer, der nicht allein die klassische Philologie, sondern auch die germanistische mit Ehren vertrat; er wartete fast zehn Jahre [illegible], um dann, müde geworden, eine Bibliothekarstelle in Köln zu übernehmen (58 f.). Beide waren geborene Rheinländer, aber die Universität Bonn mußte ihren Charakter als eine [illegible] „[illegible]führende Kolonie" am Rhein — ein dem Kurator entschlüpftes Geständnis (142) —, gebildet aus norddeutschen Protestanten, [illegible] erhalten und schützen.

An der zweiten paritätischen Hochschule Preußens, in Breslau, [illegible] verwalteten in Gegenwart und Vergangenheit im allgemeinen [illegible] Verhältnisse wie in Bonn, was die Schrift [illegible] darlegt (161—181). [illegible] die Universitäten als auch die Kultusministerium [illegible] für Einheitlichkeit der Verwaltungsgrundsätze [illegible] dem „paritätischen" Staate Preußen [illegible] lische Elemente bei den Universitäten [illegible] Greifswald, weil diese evangelische [illegible] tungsgemäß Katholiken ausschließen [illegible] fessionell oder nichtkonfessionell [illegible]

[illegible] einzugehen, [illegible] Feststellung von [illegible] 124) hin- [illegible] Preuß. Ab- [illegible] Durchführung des [illegible] von Sybel und Peter [illegible] im Rheinland an manchem [illegible], das eine tiefere [illegible] „einseitige Bürgerblatt für die [illegible] protestantische Studentenverbindung Bavaria

Raumer für „zweifelhaft“ erklärt war, zählte man unter den 45 Ordinarien einen, unter den 40 Extraordinarien zwei und unter den 56 Privatdozenten zwei Katholiken (181). Wenn aber einmal ein katholischer Gelehrter an diese Hochschule, die doch für das ganze „paritätische“ Preußen gestiftet war, wegen seiner außerordentlichen Bedeutung geriet, so waren kränkende Zurücksetzungen auf Zurücksetzungen sein Los, wie bei dem berühmtesten Philologen und Anatomen Deutschlands, Johannes Müller, was Floß auf Grund der ihm von den Gebrüdern Reichensperger, Landsleuten Müllers, gewordenen Mitteilungen[114] eingehend nachweist (30, 182—184).

Einmal in das reiche, aus amtlichen Quellen geflossene Material eingetaucht, konnte sich der Verfasser nicht enthalten, ein gutes Stück aus der äußern Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät (61—75) und des Konvikts (106—137)[115] einzuflechten, wofür der Briefwechsel Binterims, die Fakultätsakten und das erzbischöfliche Archiv den Stoff darboten. Der Zweck war, die schier

[114] Nachträglich erhielt Floß noch einen Bericht von Jörg, dem Herausgeber der Hist.-polit. Blätter (6. 10. 1863), der ein so bezeichnendes Licht auf den Einfluß der preußisch-protestantischen Gelehrtenkolonie am bayrischen Hofe wirft, daß er einen Abdruck verdient. Jörg schreibt: Eingedenk meines Versprechens notiere ich im Folgenden, was ich aus dem Munde des seligen Herrn von Lassaulx [Professor in München, Neffe von Görres, mit Müller bekannt] über die Berufung Johannes Müllers nach München erfahren habe. Die Verwicklung begann damit, daß der König den Kultusminister von Zwehl beauftragte, einen ausgezeichneten Physiologen zu beschaffen, da die Berufung eines solchen das dringendste Bedürfnis der medizinischen Fakultät in München sei. Da Zwehl erklärte, er wisse keinen berühmtern Physiologen als Müller in Berlin, so beauftragte der König ihn mit Müller zu unterhandeln. Der Minister setzte sich im Namen des Königs in Korrespondenz mit Müller, dieser nahm den Ruf sofort an, und bald war man über die Bedingungen einig. Nun ging der Minister zum König, um über die glückliche Lösung der ihm gewordenen Aufgabe zu berichten, wurde aber sofort hart angelassen: „Ich will Müller nicht, er gehört zur Partei; warum haben Sie mir das nicht gesagt, ich will ihn nicht; ich darf die Partei dahier nicht verstärken!“ Nach L.'s Ausdruck soll der König geradezu gesagt haben: „Müller ist ja Katholik, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“ Vergebens erwiderte Zwehl, daß er von einer Parteiqualität Müllers, der einfach nur Katholik sei, nichts wisse. Vergebens stellte er vor, daß er aufs ärgste kompromittiert wäre, wenn die im königlichen Auftrag aufgenommenen Verhandlungen nun über einmal abgebrochen würden. Nach einigem Besinnen sagte der König: „Nun, überlassen Sie die Sache mir, ich gedenke demnächst nach Berlin zu reisen und will dann selbst mit Müller reden.“ Er reiste wirklich nach Berlin, verkehrte mit allen berühmten Gelehrten daselbst, zog Humboldt, Grimm, Ranke etc. zur Tafel, nur — Müller sah er nicht.

[115] Im Nachlasse befindet sich von Floß' Hand geschrieben eine „Chronik des Konviktes“ von der Gründung bis zur Aufhebung (1875). Bis auf die Zeit, wo er als Repetent die Anstalt verließ (1853), ist sie sehr ausführlich, später besteht sie nur aus aneinander gereihten Aktenexzerpten.



endlosen Schwierigkeiten aufzudecken, die beide Anstalten von seiten der Regierung, besonders was die geldliche Ausstattung angeht, zu erdulden hatten, und zwar wider Recht und Billigkeit. Es sind wertvolle Aufschlüsse, die bis jetzt nicht überholt sind. Mit der Paritätsfrage nicht eng zusammenhängend, unterbrechen sie allerdings die geschlossene Einheit des Buches und beeinträchtigen dadurch die Schlagkraft der allgemeinen statistischen Nachweisungen.

Die Schrift hat keine Erwiderung gefunden, wie August Reichensperger richtig vorausgesehen hatte, da er schrieb: „Unsere Ultramontanenfresser lassen sich fast nie auf Zahlen oder Spezialitäten ein.“ An dem Granitblock der ziffernmäßigen Tatsachen wären alle Auslegungs- und Vertuschungskünste zerschellt. Anderseits hat aber auch das umfangreich ausgefallene Buch keine zweite Auflage erlebt, auf die Reichensperger gehofft hatte. Deshalb fuhr dieser fort, Beiträge zu liefern für „Ihr Archiv“, wie er bemerkt, „welches Sie von Tag zu Tag bereichern müssen und können. Die Materie ist von nun an Ihr Departement.“ Floß hat auch in der Tat weiter gesammelt[116].

Eine unmittelbare Wirkung zur Besserung der Paritätsverhältnisse war der Natur der Sache gemäß nicht zu erwarten. Wohl erwuchsen am Ausgangspunkte des Kampfes, aus der studentischen Bewegung, unverhoffte und reiche Früchte. Das katholische Selbstbewußtsein war in den Studierenden erwacht und trieb zur Organisation, ebenso wie 18 Jahre vorher durch den Sturm aus Anlaß der Trierer Rockfahrt. Damals (1844) entstand die Katholische Studentenverbindung Bavaria, um „durch Belebung der katholischen Interessen sowohl bei sich als bei andern dem fortschreitenden Indifferentismus Einhalt zu tun[117]“. In der kirchlich stillen Zeit

[116] Auf die parlamentarischen und publizistischen Nachwirkungen einzugehen, würde hier zu weit abführen. Es sei nur auf die summarische Feststellung von Uelsmann („Beiträge zur niederrh. Parteigeschichte ...“; Annalen 109, 124) hingewiesen: „In der Sommer- und Januarsession 1862 und 1863 [des preuß. Abgeordnetenhauses] entbrannte eine Art Kulturkampf um die Durchführung des paritätischen Unterrichts in den höheren Schulen, in dem H. von Sybel und Peter Reichensperger als Wortführer in die Schranken traten. ... Wie noch an manchem Beispiel bewiesen werden kann, besaß die Paritätsfrage im Rheinland eine tiefere Bedeutung. Das Mainzer Journal, die Kölnischen Blätter, das Bürgerblatt für die Kreise Rees, Borken und Kleve protestierten gegen die ‚einseitige protestantische Parität‘.“

[117] Otto Wolf, Gesch. d. kath. deutschen Studentenverbindung Bavaria (1914) 19 f.

7



der fünfziger Jahre war sie auf Abwege geraten, wurde jedoch im Wintersemester 1861/62, als soeben Schlottmanns Angriffe auch die Studentenschaft in Erregung versetzt hatten (s. oben S. 73), durch Kölner Studenten neu gegründet (Wolf a. a. O. 72). Jetzt (1863), im Jahre nach der Paritätserhebung, traten die farbentragenden Verbindungen Novesia und Ripuaria hinzu und bildete sich der katholische Studentenverein Arminia (ebd. 3), Korporationen, die noch blühen. Der von hier weiter getragene starke Hauch der Begeisterung ergriff auch rasch die andern Universitäten mit katholischer Studentenschaft, an denen bisher nur unscheinbar und vereinzelt Studierende katholischen Bekenntnisses sich zusammengefunden hatten, und rief ähnliche Gründungen hervor. Und was noch folgenreicher war, diese schlossen sich bald zu großen, ganz Deutschland und zum Teil Österreich umspannenden Verbänden zusammen. Floß durfte als Urheber und Führer der Bonner Paritätsbewegung, die ja von Anfang an eine Reihe anderer Universitäten in ihren Bereich gezogen hatte, sich das vielleicht ungewollte Verdienst an diesen Folgen zuschreiben.

Der stille Gelehrte hatte Sinn für kirchenpolitische Kämpfe bekommen, er fühlte sich als Verteidiger seiner Glaubensgemeinschaft. Dies trieb ihn im Jahre 1864, eine neue Frage aufzugreifen[118] durch die Flugschrift „Die geistlichen Genossenschaften in den westlichen Provinzen des Preußischen Staats und ihre Gegner. Zum Verständnis der Bestimmungen der Verfassungsurkunde über Gewissensfreiheit und Vereinsrecht" (Paderborn 1864). War er früher rückwärts schauend als Anwalt verletzter Rechte aufgetreten, so wehrte er nunmehr vorwärtsblickend kommende Gefahren ab, die der in den Vorzeichen angekündigte Kulturkampf nur zu sehr als wirkliche erweisen sollte. Wie damals, so war er auch jetzt pünktlich zur Stelle. Wenige Wochen vorher war eine Broschüre ausgegeben worden mit dem Titel „Die geistlichen Orden und Klöster und die Berechtigung ihrer Existenz in den westlichen Provinzen des Preußischen Staates" (Berlin 1864), die allerdings, kleine Erweiterungen und Änderungen abgerechnet, schon um Weihnachten 1863 als Aufsatz in der Elberfelder Zeitung gestanden hatte. Sie wollte mit seltsamer Jurisprudenz auf Grund der napoleonischen Gesetz-

[118] Seine sonst gänzlich unbekannt gebliebene Verfasserschaft wird durch einen Brief Geissels an ihn (vom 15. 7. 1864) bewiesen, der für die Schrift dankt und den bischöflichen Segen spendet.



gebung und der tatsächlichen Aufhebung der Klöster durch die bergische Regierung in der vorpreußischen Zeit beweisen, daß geistliche Genossenschaften, die angefangen hatten, einige meist sehr bescheidene Niederlassungen in den Rheinlanden zu gründen (Floß 4), trotz der Preußischen Verfassung gesetzlich noch immer unzulässig seien. Die abgestandenen Rechtserörterungen sollten etwas genießbarer gemacht werden durch unwahre und boshafte Ausfälle gegen die kirchlichen Orden wie gegen Kapuziner, die „Cyniker des Christentums“ genannt wurden, besonders gegen die Jesuiten. Floß glaubte zu erkennen, daß dieses Zeug aus derselben Bonner Universitätsschmiede stamme, wo auch die „Historischen Briefe“ Löbells im Feuer gelegen hatten. Dies gab ihm Anlaß, die „Briefe“ nochmals zu kennzeichnen als solche, „die alles überboten, was Gehässiges seit fünfzig Jahren in Preußen, insbesondere den preußischen Westprovinzen, gegen die katholische Konfession zutage gefördert war“ (vgl. seine Denkschr. über die Parität 195 f.), und festzustellen, daß „die Überraschung in den Rheinlanden nicht gering war“ (4), als herauskam, daß ein Professor der paritätischen Universität ihr Urheber war, nachdem die alten Gegner das Geheimnis bis zum Tode des Verfassers sorgfältig gehütet hatten[119]. Zu der in Rede stehenden Rechtsfrage konnte es nicht schwer fallen, aus Artikel 15 und 30 der Verfassungsurkunde, die der katholischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten einräumt und jedem Preußen das Recht verleiht, „sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen“, die unantastbare Daseinsberechtigung der geistlichen Genossenschaften zu erweisen.

Und dennoch staunt man über die juristische Schärfe und Gelehrsamkeit, mit denen er es tat, und die auch von Geissel rühmend anerkannt wurden. Floß hatte sich offenbar einer sehr sachverständigen Hilfe zu erfreuen[120], die er natürlich nicht nennen durfte. Dagegen ist wohl ganz auf seinem eigenen Boden die sorgfältige Aufhebungsgeschichte der rheinischen Klöster und Stifte in der Zeit vor der preußischen Besitzergreifung nach ihrer rechtlichen Seite (15—22) gewachsen. In bezug auf die Gegenwart nimmt er sich

[119] Löbell war erst zwei Wochen tot, und schon beeilte sich der Verleger in der Augsb. Allg. Ztg. (1863 Nr. 213 Beil. vom 1. 8.) die pikante Neuigkeit zu verbreiten.

[120] Im Nachlasse liegt ein größeres Ms. von fremder, nicht genannter Hand, das sich mit dieser Sache befaßt.



mit besonderer Wärme der Jesuiten an (9—15), als deren Freund er sich von jeher bewährt hatte[121].

Inzwischen war er auch in eine innerkirchliche Frage von sehr weittragender Bedeutung verwickelt worden. Die Theologie und die mit ihr so eng verbundene katholische Philosophie befanden sich in einer schweren Krisis, die erst infolge des Vatikanischen Konzils ihre Lösung erhielt. Die neue Blüte, die um die Mitte des Jahrhunderts, und was besonders die historische Theologie angeht, schon vorher begonnen hatte, war nicht einer einheitlichen Wurzel entsprungen. Auf der einen Seite rangen sich, durch die protestantischen Leistungen zum Wettbewerb angeregt und zum Teil auch methodologisch durch sie beeinflußt, bedeutende Gelehrte und eine wahrhaft wissenschaftliche Literatur empor. Auf neuer Grundlage wollte man einen neuen Bau errichten. Obschon die Bewegung von Geistern verschiedener Art und von verschiedenem Bildungsgange getragen wurde, waren diese doch einig in der ehrlichen Absicht, im Geiste der Kirche zu arbeiten, aber es fehlte in dieser Hinsicht eine feste prinzipielle Richtschnur. Auf der andern Seite standen die Männer, die das Heil in einer Rückkehr zu der Theologie der Vorzeit, namentlich des hl. Thomas von Aquin, aber auch der großen Denker der tridentinischen und unmittelbar nachtridentinischen Zeit, sowohl rücksichtlich der Lehre als auch der Methode sahen und nicht bloß das Heil hierin erblickten, sondern auch die Umkehr für durchaus notwendig und, kirchlich genommen, für allein möglich erklärten. Von den Gegnern wurden sie spöttisch „Romaner" oder „Romanisten" genannt, was später der objektivern und auch richtigern Bezeichnung „Neuscholastiker" oder kurzweg „Scholastiker" Platz machte. Die Gegner nannten sich selbst mit Stolz die Vertreter der „deutschen Wissenschaft". Mit dem allgemeinen Gegensatze hingen besondere zusammen. Die einen legten den Hauptwert auf die historische und exegetische Seite der Theologie, wo wirklich von der protestantischen Wissenschaft zu lernen war, und ließen die Dogmatik vielfach ungebührlich zurücktreten, ja einzelne machten Miene, diese in Geschichte aufzulösen und die Unwandelbarkeit der Lehre relativistisch zu verflachen. Den andern galten Glaubens- und Sittenlehre (nebst Philosophie) für die eigent-

[121] In einem anonymen Artikel „Noch einmal die obligatio ad peccatum" (Deutsche Volkshalle 1853 Nr. 195 vom 28. 4.) führte er die Sache des Ordens gegen verleumderische Angriffe auf seine Moral.



liche Theologie, zu der sich alles andere als Hilfswissenschaft verhalte. Die letztern, die Scholastiker, betonten, getreu den Überlieferungen ihrer Schule, genauesten Anschluß an das kirchliche Lehramt, während die Deutschwissenschaftlichen, obgleich sie die Notwendigkeit dieses Anschlusses keineswegs grundsätzlich leugneten, doch eine größere Selbständigkeit der Theologie gewahrt wissen wollten, indem sie der Überzeugung waren, die Wissenschaft trage in sich selbst die Kraft, Irrtümer allmählich zu berichtigen. So spitzte sich der Widerstreit auf die tiefgreifende Frage zu: Freiheit und Autorität, Wissen und Glauben. Als Auswirkung ergab sich sofort das Bestreben dort, das Normgebende möglichst auf die ausdrücklich verkündeten Dogmen zu beschränken, hier im Gegenteil die Forderung, unzweifelhafte Lehren der Kirche auch außerhalb des formellen Dogmas als bindend anzuerkennen, worin die „Deutschen“ nur mehr oder minder fragwürdige Schulmeinungen erblicken wollten.

Die Kräfte der Parteien waren ungleich verteilt. In der Würzburger Fakultät saßen die „Scholastiker“ Denzinger, Hergenröther und Hettinger, in der Freiburger vereinzelt der Konvertit Konstantin von Schäzler als Privatdozent. In demselben Sinne lehrten zu Wien die Mitglieder der theologischen Fakultät Guidi aus dem Dominikanerorden und der Jesuit Schrader. Die Theologen der Gesellschaft Jesu waren samt und sonders der scholastischen Richtung ergeben und darum auch die von ihr besetzte Fakultät von Innsbruck; sie stellten in Kleutgen den rührigsten Vorkämpfer. Den Mittelpunkt in gewissem Sinne bildete das Mainzer Seminar unter Moufang und Heinrich. Diese waren schon deshalb zu einer Führerrolle berufen, weil unter ihrer Leitung die Zeitschrift „Der Katholik“ stand, der das literarische Organ der Partei wurde. In den übrigen bischöflichen Seminaren und den bayerischen Lyzeen mag noch die eine oder andere Rose derselben Farbe geblüht haben, aber im Strauße der deutschen Scholastiker erscheinen sie damals noch nicht. Alle nicht genannten Fakultäten huldigten der „deutschen Wissenschaft“, die auch durchgängig die übrigen Lehranstalten beherrschte. Doch ist dieser Kreis weit entfernt, so einheitlich und geschlossen zu sein wie die scholastische Gruppe, vielmehr bestanden die verschiedensten Abstufungen und Abtönungen. Gemeinsam war ihnen nur die Abneigung gegenüber der Neuscholastik. Diese Abneigung waltete auch in der Bonner Fakultät, deren gei-

gebührend hervorhebe, „um zu zeigen, wie der Spott noch zu unserem Schaden hinzugefügt wird und wir katholischerseits unausgesetzt provoziert werden, uns unserer Haut zu wehren". Viele Stellen aus diesen Briefen sind stillschweigend in die Paritätsschrift übernommen worden, so daß Reichensperger fast als ihr Mitverfasser gelten kann.

Das Buch von Floß wurde anfangs Juli ausgegeben. Es war die Frucht mühsamster, aber sorgfältigster Nachforschungen und überwältigend durch die beigebrachte Überfülle von Tatsachen. Dabei war es mit der vollkommenen Ruhe verfaßt, wie sie das Gefühl der Sicherheit einzugeben pflegt. Reichenspergers Mahnung, „das suaviter in modo, fortiter in re sich nach Möglichkeit gegenwärtig zu halten", wäre nicht nötig gewesen; selbst über die persönlichen Nichtsnutzigkeiten der Noorden'schen Schrift, auch die auf ihn selbst gemünzten, setzte er sich großmütig hinweg. Seiner gütigen Natur ging die Leidenschaft ab, die für einen Publizisten großen Stils unerläßlich ist. Nur dem rheinischen Humor ist ab und zu ein Scherz vergönnt.

Ohne sich in lange Zahlenreihen zu verlieren, ist es unmöglich, ein genaues und erschöpfendes Bild von den dargelegten Zuständen zu geben. Hier müssen daher einige summarische Angaben genügen. In Bonn gab es unter den 57 Professoren der drei weltlichen Fakultäten 14 Katholiken. An Gehältern wurden für jene 36 475 Tlr. mehr aufgewendet als für diese; die Besoldungen der Protestanten standen nämlich meistens erheblich höher als die der Katholiken. Die höhern Beamtenstellen der Universität bis hinauf zum Kurator fast allein in den Händen derer, wie der Kurator sich einmal ausdrückte, die „Gott nach dem evangelischen Lehrbegriff verehren" (8). Die wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen durchgängig unter der Leitung derselben Art von Gottesverehrern. Besonders sticht dabei das historische Seminar grell imparitätisch hervor, indem der Inhaber des gesetzlich katholischen Lehrstuhls der Geschichte von demselben ausgeschlossen war. Dadurch wurde dessen Lehrtätigkeit lahmgelegt und ihm der Einfluß auf die vorwiegend seinem eigenen Religionsbekenntnisse angehörigen Kandidaten des höhern Lehramtes abgeschnitten, zumal da er auch von der Wissenschaftlichen Prüfungskommission ferngehalten war. Mit dem philologischen Seminar stand es nicht besser. Die Prüfungskommission war auch in andern Fächern höchst paritätswidrig zusammengesetzt. Die von der Universitätsbibliothek und dem Leseverein gehaltenen

theologischen Zeitschriften verhielten sich, was die Konfession angeht, zueinander wie 2 zu 10. Wie es im Jahre 1862 war, so war es im großen und ganzen von jeher gewesen. Floß erbringt dafür die Nachweise im einzelnen. Auch zeigt er an Tatsachen die Haltlosigkeit der gegnerischen Ausrede, Mangel an bedeutenden katholischen Gelehrten führe das Übergewicht der protestantischen herbei. Für Größen ersten Ranges, wie den römisch-rechtlichen Juristen Arndts, den Historiker Ficker, den Kanonisten Schulte, den Pandektisten Windscheid, die ihre Laufbahn als Privatdozenten in Bonn begannen, fand sich hier keine Professur, infolgedessen sie in das Ausland gehen mußten; nur Arndts brachte es nach 22 Semester Doktion zum außerordentlichen Professor, aber ohne Besoldung, und erhielt in dem Augenblicke, als er einen Ruf nach München annahm, ein Ordinariat in Breslau angeboten (19 f.). Andere verkümmerten nach einer langen Leidenszeit oder sahen sich gezwungen, einen andern Beruf zu ergreifen. So der klassische Philologe Lersch, dem zwar nicht seine anerkannt vortrefflichen Leistungen, wohl aber das den staatlichen Absolutismus erschütternde Jahr 1848 nach 12 Jahren Privatdozententums endlich ein Extraordinariat ohne Gehalt eintrug, von dem ein früher Tod ihn im nächsten Jahre schon erlöste (43—58). So Düntzer, der nicht allein die klassische Philologie, sondern auch die germanistische mit Ehren vertrat; er harrte fast neun Jahre aus, um dann, müde geworden, eine Bibliothekarstelle in Köln zu übernehmen (58 f.). Beide waren geborene Rheinländer, aber die Universität Bonn mußte ihren Charakter als „eine fremde Kolonie“ am Rhein — ein dem Kurator entschlüpftes Geständnis (142) —, gebildet aus norddeutschen Protestanten, erhalten und schützen.

An der zweiten paritätischen Hochschule Preußens, in Breslau, walteten in Gegenwart und Vergangenheit im allgemeinen die gleichen Verhältnisse wie in Bonn, was die Schrift mit statistischer Genauigkeit darlegt (161—181). Sowohl die herrschenden Mehrheiten an den Universitäten als auch das Kultusministerium sorgten eben für Einheitlichkeit der Verwaltungsprinzipien. Ganz leicht war in dem „paritätischen“ Staate Preußen das Fernhalten aller katholischen Elemente bei den Universitäten Halle, Königsberg und Greifswald, weil diese evangelische Universitäten waren und stiftungsgemäß Katholiken ausschlossen. An der Berliner, deren konfessioneller oder nichtkonfessioneller Charakter vom Minister

Raumer für „zweifelhaft“ erklärt war, zählte man unter den 45 Ordinarien einen, unter den 40 Extraordinarien zwei und unter den 56 Privatdozenten zwei Katholiken (181). Wenn aber einmal ein katholischer Gelehrter an diese Hochschule, die doch für das ganze „paritätische“ Preußen gestiftet war, wegen seiner außerordentlichen Bedeutung geriet, so waren kränkende Zurücksetzungen auf Zurücksetzungen sein Los, wie bei dem berühmtesten Philologen und Anatomen Deutschlands, Johannes Müller, was Floß auf Grund der ihm von den Gebrüdern Reichensperger, Landsleuten Müllers, gewordenen Mitteilungen[114] eingehend nachweist (30, 182—184).

Einmal in das reiche, aus amtlichen Quellen geflossene Material eingetaucht, konnte sich der Verfasser nicht enthalten, ein gutes Stück aus der äußern Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät (61—75) und des Konvikts (106—137)[115] einzuflechten, wofür der Briefwechsel Binterims, die Fakultätsakten und das erzbischöfliche Archiv den Stoff darboten. Der Zweck war, die schier

[114] Nachträglich erhielt Floß noch einen Bericht von Jörg, dem Herausgeber der Hist.-polit. Blätter (6. 10. 1863), der ein so bezeichnendes Licht auf den Einfluß der preußisch-protestantischen Gelehrtenkolonie am bayrischen Hofe wirft, daß er einen Abdruck verdient. Jörg schreibt: Eingedenk meines Versprechens notiere ich im Folgenden, was ich aus dem Munde des seligen Herrn von Lassaulx [Professor in München, Neffe von Görres, mit Müller bekannt] über die Berufung Johannes Müllers nach München erfahren habe. Die Verwicklung begann damit, daß der König den Kultusminister von Zwehl beauftragte, einen ausgezeichneten Physiologen zu beschaffen, da die Berufung eines solchen das dringendste Bedürfnis der medizinischen Fakultät in München sei. Da Zwehl erklärte, er wisse keinen berühmtern Physiologen als Müller in Berlin, so beauftragte der König ihn mit Müller zu unterhandeln. Der Minister setzte sich im Namen des Königs in Korrespondenz mit Müller, dieser nahm den Ruf sofort an, und bald war man über die Bedingungen einig. Nun ging der Minister zum König, um über die glückliche Lösung der ihm gewordenen Aufgabe zu berichten, wurde aber sofort hart angelassen: „Ich will Müller nicht, er gehört zur Partei; warum haben Sie mir das nicht gesagt, ich will ihn nicht; ich darf die Partei dahier nicht verstärken!“ Nach L.'s Ausdruck soll der König geradezu gesagt haben: „Müller ist ja Katholik, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“ Vergebens erwiderte Zwehl, daß er von einer Parteiqualität Müllers, der einfach nur Katholik sei, nichts wisse. Vergebens stellte er vor, daß er aufs ärgste kompromittiert wäre, wenn die im königlichen Auftrag aufgenommenen Verhandlungen nun über einmal abgebrochen würden. Nach einigem Besinnen sagte der König: „Nun, überlassen Sie die Sache mir, ich gedenke demnächst nach Berlin zu reisen und will dann selbst mit Müller reden.“ Er reiste wirklich nach Berlin, verkehrte mit allen berühmten Gelehrten daselbst, zog Humboldt, Grimm, Ranke etc. zur Tafel, nur — Müller sah er nicht.

[115] Im Nachlasse befindet sich von Floß' Hand geschrieben eine „Chronik des Konviktes“ von der Gründung bis zur Aufhebung (1875). Bis auf die Zeit, wo er als Repetent die Anstalt verließ (1853), ist sie sehr ausführlich, später besteht sie nur aus aneinander gereihten Aktenexzerpten.



endlosen Schwierigkeiten aufzudecken, die beide Anstalten von seiten der Regierung, besonders was die geldliche Ausstattung angeht, zu erdulden hatten, und zwar wider Recht und Billigkeit. Es sind wertvolle Aufschlüsse, die bis jetzt nicht überholt sind. Mit der Paritätsfrage nicht eng zusammenhängend, unterbrechen sie allerdings die geschlossene Einheit des Buches und beeinträchtigen dadurch die Schlagkraft der allgemeinen statistischen Nachweisungen.

Die Schrift hat keine Erwiderung gefunden, wie August Reichensperger richtig vorausgesehen hatte, da er schrieb: „Unsere Ultramontanenfresser lassen sich fast nie auf Zahlen oder Spezialitäten ein.“ An dem Granitblock der ziffernmäßigen Tatsachen wären alle Auslegungs- und Vertuschungskünste zerschellt. Anderseits hat aber auch das umfangreich ausgefallene Buch keine zweite Auflage erlebt, auf die Reichensperger gehofft hatte. Deshalb fuhr dieser fort, Beiträge zu liefern für „Ihr Archiv“, wie er bemerkt, „welches Sie von Tag zu Tag bereichern müssen und können. Die Materie ist von nun an Ihr Departement.“ Floß hat auch in der Tat weiter gesammelt[116].

Eine unmittelbare Wirkung zur Besserung der Paritätsverhältnisse war der Natur der Sache gemäß nicht zu erwarten. Wohl erwuchsen am Ausgangspunkte des Kampfes, aus der studentischen Bewegung, unverhoffte und reiche Früchte. Das katholische Selbstbewußtsein war in den Studierenden erwacht und trieb zur Organisation, ebenso wie 18 Jahre vorher durch den Sturm aus Anlaß der Trierer Rockfahrt. Damals (1844) entstand die Katholische Studentenverbindung Bavaria, um „durch Belebung der katholischen Interessen sowohl bei sich als bei andern dem fortschreitenden Indifferentismus Einhalt zu tun[117]“. In der kirchlich stillen Zeit

[116] Auf die parlamentarischen und publizistischen Nachwirkungen einzugehen, würde hier zu weit abführen. Es sei nur auf die summarische Feststellung von Uelsmann („Beiträge zur niederrh. Parteigeschichte ...“; Annalen 109, 124) hingewiesen: „In der Sommer- und Januarsession 1862 und 1863 [des preuß. Abgeordnetenhauses] entbrannte eine Art Kulturkampf um die Durchführung des paritätischen Unterrichts in den höheren Schulen, in dem H. von Sybel und Peter Reichensperger als Wortführer in die Schranken traten. ... Wie noch an manchem Beispiel bewiesen werden kann, besaß die Paritätsfrage im Rheinland eine tiefere Bedeutung. Das Mainzer Journal, die Kölnischen Blätter, das Bürgerblatt für die Kreise Rees, Borken und Kleve protestierten gegen die ‚einseitige protestantische Parität‘.“

[117] Otto Wolf, Gesch. d. kath. deutschen Studentenverbindung Bavaria (1914) 19 f.

der fünfziger Jahre war sie auf Abwege geraten, wurde jedoch im Wintersemester 1861/62, als soeben Schlottmanns Angriffe auch die Studentenschaft in Erregung versetzt hatten (s. oben S. 73), durch Kölner Studenten neu gegründet (Wolf a. a. O. 72). Jetzt (1863), im Jahre nach der Paritätserhebung, traten die farbentragenden Verbindungen Novesia und Ripuaria hinzu und bildete sich der katholische Studentenverein Arminia (ebd. 3), Korporationen, die noch blühen. Der von hier weiter getragene starke Hauch der Begeisterung ergriff auch rasch die andern Universitäten mit katholischer Studentenschaft, an denen bisher nur unscheinbar und vereinzelt Studierende katholischen Bekenntnisses sich zusammengefunden hatten, und rief ähnliche Gründungen hervor. Und was noch folgenreicher war, diese schlossen sich bald zu großen, ganz Deutschland und zum Teil Österreich umspannenden Verbänden zusammen. Floß durfte als Urheber und Führer der Bonner Paritätsbewegung, die ja von Anfang an eine Reihe anderer Universitäten in ihren Bereich gezogen hatte, sich das vielleicht ungewollte Verdienst an diesen Folgen zuschreiben.

Der stille Gelehrte hatte Sinn für kirchenpolitische Kämpfe bekommen, er fühlte sich als Verteidiger seiner Glaubensgemeinschaft. Dies trieb ihn im Jahre 1864, eine neue Frage aufzugreifen[118] durch die Flugschrift „Die geistlichen Genossenschaften in den westlichen Provinzen des Preußischen Staats und ihre Gegner. Zum Verständnis der Bestimmungen der Verfassungsurkunde über Gewissensfreiheit und Vereinsrecht" (Paderborn 1864). War er früher rückwärts schauend als Anwalt verletzter Rechte aufgetreten, so wehrte er nunmehr vorwärtsblickend kommende Gefahren ab, die der in den Vorzeichen angekündigte Kulturkampf nur zu sehr als wirkliche erweisen sollte. Wie damals, so war er auch jetzt pünktlich zur Stelle. Wenige Wochen vorher war eine Broschüre ausgegeben worden mit dem Titel „Die geistlichen Orden und Klöster und die Berechtigung ihrer Existenz in den westlichen Provinzen des Preußischen Staates" (Berlin 1864), die allerdings, kleine Erweiterungen und Änderungen abgerechnet, schon um Weihnachten 1863 als Aufsatz in der Elberfelder Zeitung gestanden hatte. Sie wollte mit seltsamer Jurisprudenz auf Grund der napoleonischen Gesetz-

[118] Seine sonst gänzlich unbekannt gebliebene Verfasserschaft wird durch einen Brief Geissels an ihn (vom 15. 7. 1864) bewiesen, der für die Schrift dankt und den bischöflichen Segen spendet.



gebung und der tatsächlichen Aufhebung der Klöster durch die bergische Regierung in der vorpreußischen Zeit beweisen, daß geistliche Genossenschaften, die angefangen hatten, einige meist sehr bescheidene Niederlassungen in den Rheinlanden zu gründen (Floß 4), trotz der Preußischen Verfassung gesetzlich noch immer unzulässig seien. Die abgestandenen Rechtserörterungen sollten etwas genießbarer gemacht werden durch unwahre und boshafte Ausfälle gegen die kirchlichen Orden wie gegen Kapuziner, die „Cyniker des Christentums" genannt wurden, besonders gegen die Jesuiten. Floß glaubte zu erkennen, daß dieses Zeug aus derselben Bonner Universitätsschmiede stamme, wo auch die „Historischen Briefe" Löbells im Feuer gelegen hatten. Dies gab ihm Anlaß, die „Briefe" nochmals zu kennzeichnen als solche, „die alles überboten, was Gehässiges seit fünfzig Jahren in Preußen, insbesondere den preußischen Westprovinzen, gegen die katholische Konfession zutage gefördert war" (vgl. seine Denkschr. über die Parität 195 f.), und festzustellen, daß „die Überraschung in den Rheinlanden nicht gering war" (4), als herauskam, daß ein Professor der paritätischen Universität ihr Urheber war, nachdem die alten Gegner das Geheimnis bis zum Tode des Verfassers sorgfältig gehütet hatten[119]. Zu der in Rede stehenden Rechtsfrage konnte es nicht schwer fallen, aus Artikel 15 und 30 der Verfassungsurkunde, die der katholischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten einräumt und jedem Preußen das Recht verleiht, „sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen", die unantastbare Daseinsberechtigung der geistlichen Genossenschaften zu erweisen.

Und dennoch staunt man über die juristische Schärfe und Gelehrsamkeit, mit denen er es tat, und die auch von Geissel rühmend anerkannt wurden. Floß hatte sich offenbar einer sehr sachverständigen Hilfe zu erfreuen[120], die er natürlich nicht nennen durfte. Dagegen ist wohl ganz auf seinem eigenen Boden die sorgfältige Aufhebungsgeschichte der rheinischen Klöster und Stifte in der Zeit vor der preußischen Besitzergreifung nach ihrer rechtlichen Seite (15—22) gewachsen. In bezug auf die Gegenwart nimmt er sich

[119] Löbell war erst zwei Wochen tot, und schon beeilte sich der Verleger in der Augsb. Allg. Ztg. (1863 Nr. 213 Beil. vom 1. 8.) die pikante Neuigkeit zu verbreiten.

[120] Im Nachlasse liegt ein größeres Ms. von fremder, nicht genannter Hand, das sich mit dieser Sache befaßt.



mit besonderer Wärme der Jesuiten an (9—15), als deren Freund er sich von jeher bewährt hatte[121].

Inzwischen war er auch in eine innerkirchliche Frage von sehr weittragender Bedeutung verwickelt worden. Die Theologie und die mit ihr so eng verbundene katholische Philosophie befanden sich in einer schweren Krisis, die erst infolge des Vatikanischen Konzils ihre Lösung erhielt. Die neue Blüte, die um die Mitte des Jahrhunderts, und was besonders die historische Theologie angeht, schon vorher begonnen hatte, war nicht einer einheitlichen Wurzel entsprungen. Auf der einen Seite rangen sich, durch die protestantischen Leistungen zum Wettbewerb angeregt und zum Teil auch methodologisch durch sie beeinflußt, bedeutende Gelehrte und eine wahrhaft wissenschaftliche Literatur empor. Auf neuer Grundlage wollte man einen neuen Bau errichten. Obschon die Bewegung von Geistern verschiedener Art und von verschiedenem Bildungsgange getragen wurde, waren diese doch einig in der ehrlichen Absicht, im Geiste der Kirche zu arbeiten, aber es fehlte in dieser Hinsicht eine feste prinzipielle Richtschnur. Auf der andern Seite standen die Männer, die das Heil in einer Rückkehr zu der Theologie der Vorzeit, namentlich des hl. Thomas von Aquin, aber auch der großen Denker der tridentinischen und unmittelbar nachtridentinischen Zeit, sowohl rücksichtlich der Lehre als auch der Methode sahen und nicht bloß das Heil hierin erblickten, sondern auch die Umkehr für durchaus notwendig und, kirchlich genommen, für allein möglich erklärten. Von den Gegnern wurden sie spöttisch „Romaner“ oder „Romanisten“ genannt, was später der objektivern und auch richtigern Bezeichnung „Neuscholastiker“ oder kurzweg „Scholastiker“ Platz machte. Die Gegner nannten sich selbst mit Stolz die Vertreter der „deutschen Wissenschaft“. Mit dem allgemeinen Gegensatze hingen besondere zusammen. Die einen legten den Hauptwert auf die historische und exegetische Seite der Theologie, wo wirklich von der protestantischen Wissenschaft zu lernen war, und ließen die Dogmatik vielfach ungebührlich zurücktreten, ja einzelne machten Miene, diese in Geschichte aufzulösen und die Unwandelbarkeit der Lehre relativistisch zu verflachen. Den andern galten Glaubens- und Sittenlehre (nebst Philosophie) für die eigent-

121 In einem anonymen Artikel „Noch einmal die obligatio ad peccatum“ (Deutsche Volkshalle 1853 Nr. 195 vom 28. 4.) führte er die Sache des Ordens gegen verleumderische Angriffe auf seine Moral.



liche Theologie, zu der sich alles andere als Hilfswissenschaft verhalte. Die letztern, die Scholastiker, betonten, getreu den Überlieferungen ihrer Schule, genauesten Anschluß an das kirchliche Lehramt, während die Deutschwissenschaftlichen, obgleich sie die Notwendigkeit dieses Anschlusses keineswegs grundsätzlich leugneten, doch eine größere Selbständigkeit der Theologie gewahrt wissen wollten, indem sie der Überzeugung waren, die Wissenschaft trage in sich selbst die Kraft, Irrtümer allmählich zu berichtigen. So spitzte sich der Widerstreit auf die tiefgreifende Frage zu: Freiheit und Autorität, Wissen und Glauben. Als Auswirkung ergab sich sofort das Bestreben dort, das Normgebende möglichst auf die ausdrücklich verkündeten Dogmen zu beschränken, hier im Gegenteil die Forderung, unzweifelhafte Lehren der Kirche auch außerhalb des formellen Dogmas als bindend anzuerkennen, worin die „Deutschen" nur mehr oder minder fragwürdige Schulmeinungen erblicken wollten.

Die Kräfte der Parteien waren ungleich verteilt. In der Würzburger Fakultät saßen die „Scholastiker" Denzinger, Hergenröther und Hettinger, in der Freiburger vereinzelt der Konvertit Konstantin von Schäzler als Privatdozent. In demselben Sinne lehrten zu Wien die Mitglieder der theologischen Fakultät Guidi aus dem Dominikanerorden und der Jesuit Schrader. Die Theologen der Gesellschaft Jesu waren samt und sonders der scholastischen Richtung ergeben und darum auch die von ihr besetzte Fakultät von Innsbruck; sie stellten in Kleutgen den rührigsten Vorkämpfer. Den Mittelpunkt in gewissem Sinne bildete das Mainzer Seminar unter Moufang und Heinrich. Diese waren schon deshalb zu einer Führerrolle berufen, weil unter ihrer Leitung die Zeitschrift „Der Katholik" stand, der das literarische Organ der Partei wurde. In den übrigen bischöflichen Seminaren und den bayerischen Lyzeen mag noch die eine oder andere Rose derselben Farbe geblüht haben, aber im Strauße der deutschen Scholastiker erscheinen sie damals noch nicht. Alle nicht genannten Fakultäten huldigten der „deutschen Wissenschaft", die auch durchgängig die übrigen Lehranstalten beherrschte. Doch ist dieser Kreis weit entfernt, so einheitlich und geschlossen zu sein wie die scholastische Gruppe, vielmehr bestanden die verschiedensten Abstufungen und Abtönungen. Gemeinsam war ihnen nur die Abneigung gegenüber der Neuscholastik. Diese Abneigung waltete auch in der Bonner Fakultät, deren gei-

stiges Haupt Dieringer vermöge seiner positivistischen Theologie für die konstruktive und spekulative Kraft der Scholastik kein Verständnis hatte und später sogar zu einem, freilich sehr unglücklichen Angriffe auf Kleutgen vorging (s. oben S. 37 A. 39). Die Zitadelle der antischolastischen Feste war München unter dem beherrschenden Einflusse Döllingers als des Vorstreiters der ganzen Partei.

Der Kampf ward hüben und drüben mit steigender Lebhaftigkeit und leider auch oft genug mit bitterer Polemik und Verdächtigung der kirchlichen Gesinnung oder des wissenschaftlichen Ernstes der jeweiligen Gegner geführt. Der innere Krieg, das sahen Verständige auf beiden Seiten ein, mußte den Fortschritt der Theologie in Deutschland stark hemmen und die gemeinsame Verteidigungsfront gegen den Protestantismus und alle widerchristliche Wissenschaft je länger desto mehr lähmen. Daher entstand bei Döllinger, durch fremde Anregungen genährt (J. Friedrich, J. von Döllinger [1901] 3, 273 ff.), der Gedanke, durch eine Versammlung katholischer Gelehrten klärend und schlichtend auf die Gegensätze einzuwirken. Doch zögerte und zögerte der große Kirchenhistoriker, die Schwierigkeit des Werkes wohl erkennend und in seiner Person auch wenig geeignet zu der Umsicht, die ein solches Unternehmen erheischte. Endlich erschien im August 1863 eine von ihm, dem Abte Haneberg in München und dem Freiburger Professor Alzog unterzeichnete Einladung zu einer Versammlung am 28. September in München. Der Name Dieringers, der früher nach einigem Zögern seine Unterschrift für einen ähnlichen Aufruf gegeben hatte (Friedrich 3, 288), fehlte[122] und fehlte auch sehr zum Mißvergnügen des Kardinals Geissel (Floß, Tagebücher) auf der Präsenzliste der Tagung. Ob er verschnupft war oder der Grund darin lag, daß er fühlte, mit seiner Wissenschaft keine große Figur machen zu können? Um so mehr war Floß, dem Döllinger zugerufen hatte: „Kommen Sie ja“ (Friedrich 3,308), mit Feuereifer bei der Sache und nahm auch in der Zusammenkunft eine hervorstechende Stellung ein. Außer ihm erschienen dort von der Fakultät Reusch und Langen und von den andern katholischen Gelehrten Bonns der Philosoph Knoodt, der einige Jahre vorher (1859) auf den römischen

[122] Man hatte Döllinger abgeraten, ihn zur Unterschrift einzuladen, „wegen der mißliebigen Stellung, die er als caudatarius des Kardinals in der Kölner Diözese einnehme“ (Friedrich 3, 302). Dies war unrichtig oder mindestens sehr stark übertrieben, und wie hätte die Stimmung des kölnischen Klerus der Gelehrtenversammlung nützen oder schaden können?



Index geraten war, und der Jurist Hüffer, der jedoch, mit seinem Glauben bereits zerfallen, die Flucht ergriff, als die Versammlung mit der Ablegung des kirchlichen Glaubensbekenntnisses eröffnet wurde (Hüffer, Lebenserinnerungen [1912] 129).

Floß würde wahrscheinlich der Münchener Aktion kühler gegenübergestanden haben, wenn bloß die Sache ihn getrieben hätte. Denn bei seiner wissenschaftlichen Einstellung ausschließlich auf das geschichtliche Gebiet, und zwar auf die Einzelforschung, nicht auf das Amt eines rückwärts schauenden Propheten, wie Döllinger es zu üben suchte, konnte die Frage, ob Scholastik oder nicht, ihn wenig quälen. Vielmehr sind es die nahen Beziehungen zu Döllinger gewesen, die ihn in die vorderste Reihe führten. Schon als junger Mann kam er auf seiner Studienfahrt 1844 mit dem damals bereits gefeierten Kirchenhistoriker in Berührung und zollte ihm aufrichtige Bewunderung (s. oben S. 27). Gegenseitiger Austausch über gelehrte Pläne, zu denen der eine wie der andere beisteuern sollte, wechselweise Unterstützung durch Beschaffen seltener Bücher, Besuche in München, wo Floß mehrmals Gast im Hause des Freundes war, und umgekehrt Döllinger unter dem Dache des Bonner Theologen (1858, 1861 und 1865), und ein zwar nicht sehr enger — Floß liebte das genus epistolare nicht —, aber doch stetiger Briefwechsel[123] knüpften und erhielten das Band eng und fest. Döllinger redete ihn mit „Lieber Floß“ und „Verehrtester Freund“ an; Floß schrieb in ähnlichem, nur etwas gedämpftem Tone, wie es dem Jüngern geziemte, dem „lieben Herrn Professor“ und mit „herzlichem Gruße“ schließend. Der preußische Ministerialrat Aulike, ein Vertrauter Döllingers, konnte in einem Briefe an Floß (Berlin 20. 6. 1858) diesem versichern: „Sie besitzen an ihm einen sehr ergebenen Freund.“ Ein besonders lebhafter Briefverkehr mit Döllinger entspann sich im April 1861, als jener durch seine Vorträge über die damals brennend gewordene Frage des Kirchenstaates großes und schmerzliches Aufsehen in der katholischen Welt erregt hatte und nun gegen ihn durch öffentliche Erklärungen eine heftige Agitation ins Werk gesetzt werden sollte, die von dem Professor

[123] Es liegen mir 17 Briefe von Floß an Döllinger aus den Jahren 1857—1867 in Abschriften vor, die Joh. Friedrich, der Biograph Döllingers, einem Neffen von Floß zur Verfügung stellte, und die jetzt, zu einem Hefte vereinigt, sich im Floß'schen Nachlasse befinden. In demselben liegen noch 7 Briefe Döllingers an Floß, von 1848 bis 1868 reichend. Es sind nicht alle erhalten, wie aus Friedrich 3, 307 ersichtlich ist; der hier angeführte Brief Döllingers fehlt.



Walter in Bonn ausging (Friedrich, Döllinger 3, 237—251). Floß berichtete ihm getreu über alles[124]. Er teilte die Ansicht des Freundes über die vielen und großen Mißstände in den päpstlichen Staaten (s. oben S. 24), hielt jedoch deren Aufdeckung in diesem Augenblicke nicht für zweckmäßig. Wie er in dieser Frage grundsätzlich mit dem Münchener Theologen übereinstimmte, so auch in der bald darauf sich entwickelnden Sache der Gelehrtenversammlung, die auch er für durchaus angezeigt erachtete.

Er kündigte Döllinger seine Teilnahme an der Zusammenkunft an und sprach die Absicht aus, dann noch eine Woche oder mehr bei ihm zu bleiben (10. 9. 1863). Die Tagung fand (28. Sept. bis 1. Okt.) unter dem Vorsitze des Stiftspropstes statt[125], der Floß in den leitenden Ausschuß berief zugleich mit Abt Haneberg, den Professoren Alzog von Freiburg, Reinkens von Breslau, Schulte von Prag und dem Domkapitular und Seminarregens Moufang aus Mainz. Floß hat wiederholt in die wegen der tiefen Gegensätze, die sich offenbarten, manchmal hochgehenden Verhandlungen eingegriffen, mit Erfolg zur praktischen Vorsicht mahnend (Verhandlungen 61. 73. 86) oder die Wogen glättend. In der letztern Hinsicht gelang es Floß durch einen Antrag die überaus heikle Frage über den Anschluß an die scholastische Philosophie, worüber die Geister sich so erhitzt hatten, daß eine Frieden stiftete Entscheidung nicht möglich schien, bis auf die nächste Versammlung zu verschieben (ebd. 119 vgl. 98). Dagegen beteiligte er sich namentlich nicht an den Erörterungen über die Freiheit der Wissenschaft, besonders der Philosophie, und die kirchliche Auktorität; seinem Studiengebiete lagen diese Dinge fern, und die kluge Zurückhaltung, die ihn immer auszeichnete, verbot es ihm.

Die Bearbeitung der Verhandlungen, um sie durch den Druck zu veröffentlichen, sollte in die Hände eines besondern Ausschusses gelegt werden. Aber dieser trat nicht in Tätigkeit (Verhandlungen, Vorwort) und Floß unterzog sich allein der Mühe. Sein Bericht ist

[124] Einiges aus diesen Briefen bei Friedrich, Döllinger 3, 240 f. 243 f. Floß suchte Walter zu entschuldigen: „Auch dürfte den alten W. schließlich nur reiner Eifer für die Sache des Apostolischen Stuhles treiben, wenn auch unerleuchteter, obwohl viele stets sehr geneigt sind, bei ihm an eine kleine Eitelkeit zu glauben, der es liebe eine Rolle zu spielen und seinen Namen glänzen zu lassen."

[125] Verhandlungen der Versammlung kath. Gelehrten in München (Regensburg 1863). Ergänzungen dazu von Friedrich, Döllinger 3, 311—334.



sicher unvollkommen[126]; die mangelhaften Aufzeichnungen, die ihm zu Gebote standen, dann aber auch seine ausgleichende und die Schärfe der Gegensätze zurückdrängende Tendenz sind der Grund[127]. Auch sonst ließ er sich die Schlichtung von Schwierigkeiten angelegen sein, die sofort nach Schluß der Versammlung sich gegenüber dem Römischen Stuhl erhoben, dessen Nuntius in München eine ungemein schroffe Haltung angenommen hatte. Floß vermittelte eine Besprechung Döllingers mit ihm, die befriedigend verlief (Friedrich 3, 36), schrieb dann einen vom Stiftspropst ihm in die Feder diktierten Beschwichtigungsartikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung (ebd. 340). Aber die schweren Schläge, die von seiten Roms die Sache der deutschen Gelehrten trafen, konnte er nicht hintanhalten. Am 21. Dezember 1863 erging ein päpstliches Schreiben an den Erzbischof von München, das sich in einer nichts weniger als Vertrauen atmenden Weise mit der verflossenen Zusammenkunft beschäftigte und die katholischen Grundsätze einschärfte über Freiheit der Wissenschaft und kirchliches Lehramt, über die Bedeutung der Scholastik, über wissenschaftlichen Fortschritt und Offenbarung, über den das formulierte Dogma ergänzenden Bereich der verbindlichen Kirchenlehren. Der Zweck war offenbar, von der beschlossenen Fortsetzung der Versammlungen abzuschrecken, zumal da in dem Breve mißliebig bemerkt war, die Professoren hätten mit ihren Privatnamen und ohne kirchliche Mission die Münchener Versammlung berufen. Noch deutlicher trat die Absicht hervor, als der Nuntius in einem Rundschreiben an die Bischöfe (5. 7. 1864, gedruckt im Katholik 1864 II, 220 f.) die Bedingungen bekannt machte, unter denen allein eine Wiederholung stattfinden dürfe, nämlich vorherige Erlaubnis des Ortsbischofs, dessen Genehmigung der einzuladenden Gelehrten, das Recht des Bischofs, Verhandlungsgegenstände aus dem Programme zu streichen und endlich die Verpflichtung, die Verhandlungen erst nach bischöflicher Gutheißung zu veröffentlichen.

[126] Eine scharfe Kritik übt an ihm Friedrich (Gesch. des Vatikan. Konzils [1877] 1, 284 A. 2 vgl. 285 A. 2), einer der Teilnehmer an der Versammlung: in den Verhandlungen „fehlt namentlich der Angriff auf Döllinger und der mehrstündige Sturm der Germaniker und ihrer wenigen Anhänger auf ihn [wegen seiner Eröffnungsrede]. Auch außerdem, es soll dieses hier konstatiert sein, sind sie öfters ungenau, sogar falsch."

[127] Der Münchener Nuntius an Floß 5. 12. 1863: „Man hat ohne Zweifel gut getan, indem man manche unangenehme Dinge weggelassen oder gemildert hat. Und viel besser wäre auch gewesen, etwas anderes wegzulassen."

An diesen Bedingungen mußte, wie die Stimmung unter der weit überwiegenden Mehrzahl der deutschen Gelehrten war, die Fortsetzung der Versammlungen scheitern, obgleich einige Bischöfe für die Fortsetzung eintraten. Selbst Dieringer, der doch unbeteiligt geblieben war, erklärte Floß (Tagebücher) gegenüber, „er werde nie auf eine Gelehrtenversammlung gehen, zu der man durch die Bischöfe deputiert werde. Er habe von vornherein die Meinung vertreten, daß auf derselben nur Geistliche, Theologen vom Fach zugelassen werden sollten. Kirchenrechtslehrer will er nur zulassen, sofern sie zugleich Geistliche seien. In diesem Falle bedürfe es einer Mission durch die Bischöfe nicht, da alle geistlichen Lehrer die Mission durch die Bischöfe hätten.“ Und Döllinger schrieb an Floß (10. 8. 1864): „Schade, jammerschade, daß man uns unsere Versammlungen verpfuscht und verleidet hat. Ich hatte mir ein recht gemütliches, gedeihliches Zusammensein für diesen Herbst [in Würzburg] versprochen, und nun ist für dieses Jahr alles zu Wasser geworden. Wer möchte unter diesem von der Nuntiatur aufgerichteten kaudinischen Joche durchkriechen! ... Ich habe an Reusch geschrieben, daß ich (und andere mit mir) meine, wir sollten doch für das Jahr 1865 eine stillere und in engern Kreisen sich bewegende Versammlung in Aussicht nehmen und derselben dann die ganz unverfängliche Form einer Besprechung und eines harmlosen Gedankenaustausches geben. Das kann man uns ja doch nicht verweigern. Was sagen Sie dazu?“ Indes ist auch aus diesem Plane nichts geworden; die Gelehrtenversammlungen waren für immer begraben.

Da Floß in München eine nicht geringe Rolle gespielt und den Bericht über die Tagung verfaßt hatte, fühlte er sich durch das römische Nachspiel bedrückt und war auch durch die Stellungnahme des Erzbischofs von Köln betroffen. Sein Kollege Dieringer berichtete diesem, Floß „sei sehr empfindlich gewesen über die Publikation des päpstlichen Breve in dem Kirchlichen Anzeiger [von Köln], da dieses Breve doch an den Bischof von München gerichtet, von diesem publiziert sei, er [Floß] aber mit seinen Gefährten auf der Gelehrtenversammlung mit seiner (des Kardinals) Einwilligung erschienen sei. Der Kardinal erwiderte, wer sich durch das Breve getroffen fühle, dem gelte es“ (Tagebücher). In der Tat wäre die kölnische Veröffentlichung an sich nicht nötig gewesen, weil nur wenige im Klerus der Erzdiözese sich um die Münchener Vorgänge

bekümmert haben dürften. So kam das Vorgehen Geissels in der Wirkung einer Bloßstellung der Bonner Lehrer gleich. In Köln hatten die „Scholastiker" offenbar Oberwasser: der Präses des Priesterseminars, Westhoff, und der Seminarprofessor Scheeben, der auf der Münchener Versammlung zur Opposition gegen Döllinger gezählt hatte, beide Germaniker, gehörten zur Partei; unwahre Behauptungen über jene Versammlung wurden herumgetragen[128]; Geissel war über den Stiftspropst aus einem besondern Grunde persönlich aufgebracht[129]. Über die Versammlung selbst scheint der Erzbischof ruhiger geurteilt zu haben. Denn Floß berichtet in seinem Tagebuche (14. 5. 1864): „Gegen Mittag kommt Dieringer, der Tags vorher in Köln war. Er meldet, der Kardinal von Köln habe in Sachen der Gelehrtenversammlung nach Rom [— die deutschen Bischöfe waren zum Bericht aufgefordert —] geantwortet: Wenn man die Wanderzüge gekannt hätte, wie sie in Deutschland in letztern Zeiten alltäglich geworden wären, so würde man an einer solchen Gelehrtenversammlung, wie die Münchener ist, nicht Anstoß genommen haben. Übrigens stehe er für seine Theologen ein."

Floß ließ sich indes in seiner Anhänglichkeit an Döllinger und dessen Richtung, der er jedoch immer nur in sehr gemäßigter Form gehuldigt hat, nicht irre machen, trotzdem es an Winken von Köln aus, die nach der entgegengesetzten Seite wiesen, nicht fehlte. Dumont, der Sekretär des Kardinals, bemerkte ihm, „die Richtung des Mainzer Katholik dünke ihn die rechte". Er schien, fügt Floß in seinem Tagebuch (30. 4. 1864), wo er dies verzeichnet, hinzu, „offiziös anzudeuten, daß wir [die Bonner] uns derselben anschließen möchten, wozu ich wenig Hoffnung geben kann". Das andere Sprachrohr Geissels, Dieringer, wie jener so stark gegen Döllinger

128 Westhoff zu Floß (Tagebuch 30. 4. 1864): „Daß auf der Gelehrtenversammlung in München die [anonyme, eben erschienene] Schrift gegen den Index verteilt worden sei, habe ihm der Auditor des Nuntius, Aloisi, gesagt, der zum Dombaufeste 18. Okt. in Köln war. Ich [Floß] konnte ihm aufs bündigste versichern, daß ich jeder Versammlung und Sitzung von Anfang bis zu Ende beiwohnte, und nur einzelne wenige die Broschüre in einer Sitzung in der Hand hatten, sie durchblätterten, vielleicht auch geschenkt erhalten, wahrscheinlicher aber gekauft hatten, die Versammlung aber nichts damit gemein hatte."

129 Geissels Sekretär Dumont zu Floß (ebd.): „Mit Döllinger sei es bei ihm (dem Kardinal) aus, seit er seine Rede über König Max [gest. 10. 3. 1864] in der Kajetanskirche gelesen. Jedermann wisse, wie Max die protestantischen Preußen ins Land gebracht, nun sollte das ein Muster von Parität sein."



eingenommen, daß er ihn den „deutschen Tertullian“ nannte, obschon er selbst sich keineswegs zur „Scholastik“ bekehrt hatte, sagte zu Floß (Tagebuch 1. 5. 1864), „es sei nur zu beklagen, daß Döllinger durch seine prägnante [Rede-] Form und Gelehrtenversammlung jüngere hoffnungsvolle Leute in seine Bahn hineingerissen; er meine mich und Reusch“. Zwei Wochen darauf legte Floß in seinem Tagebuche (15. 5. 1864) das Bekenntnis nieder: „In der Frage über die wissenschaftliche Theologie werden wir Bonner, Reusch und ich, nie mit den Mainzern gehen, doch können wir ebenso wenig mit Reinkens [in München hatte dieser auf der äußersten Linken gestanden] und Genossen gehen. Reusch wird Schulte darüber schreiben, so zwar, daß dieser Döllinger den Brief übersenden kann.“ Auch der unklare Brausekopf Michelis war, wenngleich damals noch nicht so extrem wie Reinkens, nicht sein Mann. Über ihn bemerkte er (Tagebuch 18. 5. 1864): „Seltsamer, aber doch rühriger Mensch. Hätte er nur mehr Ruhe!“ Infolge seiner Haltung auf einer mittleren Linie geriet Floß in den Verdacht, „halbliberal und in Orthodoxie den andern nicht ebenbürtig zu sein[130]“ — ein bitteres Unrecht gegen den stets glaubens- und kirchentreuen Mann. Aber er bewahrte seine Unabhängigkeit und Gelassenheit nach rechts wie nach links. An dem scharfen Broschürenkampfe[131], der den friedlosen Nachklang der so gut gemeinten Einigungsversuche bildete, hat er sich nicht nur nicht beteiligt, sondern ihm auch, wenn man nach seinen Tagebüchern urteilen darf, nicht viel Beachtung geschenkt. Das einzige, was er darin mit sichtlicher Genugtuung verzeichnet, ist eine Äußerung Scheebens, daß auch ihm der Artikel nicht gefalle, den die römische Civiltà cattolica in maßloser und bissiger Weise gegen Döllinger und die Münchener Tagung gerichtet hatte, und den die Partei sich beeilte, durch eine Übersetzung in die deutsche Öffentlichkeit zu schleudern[132].

[130] So erzählte ihm später sein Schüler, Domkapitular Molitor in Speier (Tagebuch, Okt. 1877).

[131] F. Michelis, Kirche oder Partei? Ein offenes und freies Wort an den deutschen Episkopat (1865). — Gegen ihn Hergenröther, Kirche und nicht Partei (1865, Sonderdruck aus der Zeitschrift Chilianeum) und [Moufang,] Die Kirche und die Versammlung kath. Gelehrten (1864!).

[132] Die Vergangenheit und Gegenwart der kath. Theologie. Ein Urteil der Civ. catt. über die Rede des Stiftspropstes von Döllinger auf der Gelehrtenversammlung zu München (Mainz 1864). Verfasser war der Jesuit Curci, der nicht



Inter arma silent Musae. Dies gilt auch für geistige Kämpfe, unter deren Lärm die reine, beschauliche Wissenschaft nicht aufkommen kann. Floß hat es an sich erfahren. Während die Zeit von 1850 bis 1860 ihn bei emsiger Forschertätigkeit sah, ist das folgende Jahrzehnt arm an gelehrten Arbeiten. Indes zwang ihn im Jahre 1866 ein äußerer Anlaß, mit einer neuen Frucht aus alten Studien hervorzutreten, aber eben dieser Anlaß sollte ihm zum Verhängnis werden. Als Dekan hatte er das akademische Festprogramm für den Stiftungstag der Universität (3. August) zu verfassen und wählte dazu, da er eine neue Ausgabe der Werke des Ägypters Makarius vorbereitete (Programm VII), die Edition und Übersetzung zweier Bruchstücke[133], die er für das geistige Eigentum des Mönches und für unveröffentlicht hielt. In Wirklichkeit waren die Stücke schon zweimal unter dem Namen des Syrers Ephräm gedruckt und konnten aus stilistischen und sachlichen Gründen dem Makarius nicht gehören. Floß hatte der Angabe des Berliner Handschriftenverzeichnisses, das Makarius als Verfasser bezeichnete, und einer mißverstandenen Bemerkung des berühmten Philologen Buttmann, der dasselbe zu tun schien, leichtherzig getraut. Er hätte die Frage genau untersuchen müssen; statt dessen begnügte er sich mit einigen oberflächlichen und zudem nicht richtigen Erörterungen. Daß er die alten Drucke nicht kannte, ist eher verzeihlich; denn manchem großen Gelehrten ist dergleichen zugestoßen. Außerdem war auch die kritische Behandlung des Textes, wiewohl er ihn an vielen Stellen verbessert hatte, mangelhaft. Allzu eilfertig hatte er, als die Aufgabe plötzlich an ihn herantrat, in den Schatz seiner alten Handschriftenstudien gegriffen. Die Nichtbeachtung exakter philologischer Methode, die auch seinen frühern Arbeiten abging (s. oben S. 51), rächte sich hier und bereitete ihm eine empfindliche Bloßstellung. Diese wäre noch zu verwinden gewesen, wenn nicht ein Feind aus der Sybel'schen Partei darauf gelauert hätte, die Niederlage so aufsehenerregend als möglich zu machen.

lange nachher selbst mit seinem Orden und dem Heiligen Stuhle gänzlich zerfiel. Sogar der „Katholik" (1864 II, 197 f.) urteilte: „Wir beklagen aufrichtig die Bitterkeiten, welche sich dieser Arbeit beigemischt haben, und so sehr wir es begreiflich finden, daß die notwendig verletzende Behandlung, welche die italienische Nation von den deutschen Gelehrten erfuhr, nicht ohne Echo blieb, so sehr bedauern wir, daß sie nicht vermieden wurden."

[133] S. Macarii fragmenta duo e codice ms. Berolinensi nunc primum edita et latine reddita (1866).

Am Tage nach der Feier, zu der das Festprogramm geschrieben war, las man im Anzeigenteil der Bonner Zeitung (1866 Nr. 182, vom 4. 8.) mitten unter geschäftlichen Ankündigungen: „Nachträgliche Bemerkung. Die neu entdeckten Stücke des Makarius sind leider eine Schrift des heil. Ephräm und längst gedruckt in dessen Werken Bd. 1 S. 41—46." Das war geschmacklos und unkollegial zugleich. Dann erschien fünf Tage später an derselben Stelle folgende Erwiderung (ebd. Nr. 187, vom 9. 8.): „Zu der ‚Nachträglichen Bemerkung' in Nr. 182. Was bei Ephräm Bd. 1 S. 41—61 steht, ist ein schlechter, beinahe unbrauchbarer und vielfach abweichender Text. Das Nähere an einem geeigneten Orte[134]." Für den letztern die Erwiderung aufzusparen, obwohl sie zur Abwehr eines vom Zaun gebrochenen Angriffes geschah, wäre würdiger und auch klüger gewesen; denn die versuchte Rechtfertigung traf ja die Sache nicht. Bald darauf brachte das „Literarische Zentralblatt" (1866 Nr. 3, vom 1. 9.) in Leipzig eine Kritik der Floß'schen Arbeit mit dem gleichen Ergebnisse wie die Zeitungsbemerkung. Sie ist zwar namenlos, aber es kann kein Zweifel sein, daß sie von Gildemeister herrührte. Damit hatte dieser seinem wissenschaftlichen Gewissen vollständig Genüge getan, und die Sache hätte als erledigt angesehen werden müssen, zumal da der Angegriffene schwieg. Alle, die nicht mit den gespannten Verhältnissen in Bonn bekannt waren, und auch viele unter denen, die mitten in ihnen standen, werden überrascht gewesen sein, als sie eine von Gildemeister unterzeichnete Broschüre erhielten mit dem Titel „Über die an der königl. preußischen Universität Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius" (Leipzig, in Kommission bei F. A. Brockhaus, 1866). Der boshafte Ton des Titels klingt mehrfach auch in dem Schriftchen wieder[135]. Sachlich ist das

[134] Daß Gildemeister, der sich bald als der Kritiker zu erkennen gab, und Floß die Verfasser oder Einsender waren, läßt sich zwar nicht beweisen, liegt aber auf der Hand, zumal da sie sich in den spätern Streitschriften gegenseitig die Verantwortung für die Zeitungsnotizen vorrückten, und keiner dagegen sich verwahrte.

[135] Männer im akademischen Lehramt, die „imstande seien, ein Programm abzufassen, ohne sich zu starke Blößen zu geben" (3) — „Schriften des gelehrten und scharfsichtigen Herrn Professors Floß" (10) — „Wird schließlich gefragt, ob die Fabel auch eine Moral hat, so dient zur Antwort, daß es lediglich Absicht war, Tatsachen hinzustellen, ohne Folgerungen daraus zu ziehen. Es läßt sich ja, falls von irgendeiner Seite solche gewünscht oder provoziert werden sollten, darauf zurückkommen" (15). Im Zusammenhalt mit den Andeutungen S. 3 ist es klar, daß Floß als unfähig zum akademischen Lehramte hingestellt werden sollte.



Schriftchen durchaus im Recht; mit überlegener Gelehrsamkeit und nach exakter philologischer Methode ist der von Floß begangene Irrtum in der Zuteilung der Bruchstücke und sind andere Schwächen seiner Arbeit aufgedeckt. Wenngleich dies nach der Darlegung im „Zentralblatt" nicht mehr nötig gewesen wäre, mag man es der Lust des Verfassers, sein wissenschaftliches Licht über einen katholischen Theologen leuchten zu lassen, zugute halten. Aber der Parteimann Gildemeister verfolgte auch den Zweck, dem verhaßten Führer im Paritätsstreite einen Schlag zu versetzen. In deutlicher Weise spielt darauf die einleitende Bemerkung (S. 3) an, es sei ein „nirgends übler, als bei der Anstellung von Professoren, angewendeter Grundsatz: es komme mehr auf ihren Glauben als auf ihre Werke an". Auch sonst war im Sybelkreise versucht worden, durch hochfahrendes Aburteilen über wissenschaftliche Leistungen des Gegners sich zu rächen[136]. Gildemeisters Kritik hielt sich auch nicht frei von aufbauschenden Übertreibungen, die nur auf oberflächliche Leser Eindruck machen konnten, aber geeignet waren, Floß lächerlich zu machen[137].

---

[136] In K. von Noordens „Hinkmar, Erzb. von Reims" (1863, S. 2 A. 4) findet sich, an den Haaren herbeigezogen, folgender Ausfall gegen den allerdings mißlungenen Versuch von Floß, die Echtheit der sog. Karolinischen Bücher zweifelhaft zu machen (s. oben S. 57): Wir halten „solange an ihrer Echtheit fest, bis Herr Floß anstatt bloßer Versicherungen Beweise d. h. zunächst das Facsimile des Pariser Codex und triftigere Gründe gegen die Existenz des vatikanischen Kodex, als die Mangelhaftigkeit der eigenen Notizen beigebracht haben wird". Es war ungerecht zu verschweigen, daß Floß selbst ausdrücklich das Fehlen von Schriftproben mit dem Umstande entschuldigt hatte, daß schon am nächsten Tage, nachdem er die Handschrift eingesehen, die dortige Bibliothek der Ferien halber geschlossen wurde. Geradezu falsch ist der andere Vorwurf, die Existenz des vatikanischen Kodex geleugnet zu haben; er hatte nur festgestellt, daß derselbe sich nicht in der Bibliothek des Vatikans befand zu der Zeit, wo er auf dieser gearbeitet, und zwar mit dem guten Grunde, daß die Hs. ihm sonst nicht entgangen sein würde. Seine Angabe hat sich als richtig erwiesen, wie Bastgen, der Herausgeber der Libri Carolini zeigte (Neues Archiv 37, 41 f.). Von Noordens Weisheit war übrigens nicht originell; ein Jahr vorher hatte man sie, jedoch in höflicher Form, in der Histor. Zeitschr. 7 (1862) 219 gelesen. Wenn man nun bedenkt, daß dieser schon in der Form naseweise Angriff von einem jungen Historiker, der auf jenem Gebiete gar nicht heimisch war, ausging, daß er ferner in einem Buche steht, das als Bonner Habilitationsschrift diente, und daß dieses Buch den Parteihäuptern Löbell und Sybel gewidmet war, so fällt das rechte Licht auf ihn.

[137] So S. 9 die Angabe, die Fragmente seien schon siebzehnmal gedruckt. In Wahrheit war der griechische Text, den Floß herausgegeben hatte, nur zweimal gedruckt und die 15 andern Drucke waren von verschiedenen Autoren herrührende

Der Angegriffene trat nun, von dem begreiflichen Streben geleitet, seine wissenschaftliche Ehre zu retten, mit einer Gegenschrift in die Schranken: J. Gildemeister und das Bonner Universitätsprogramm zum 3. August 1866. Eine kritische Würdigung der aus der Berliner Handschrift Nro. 18 veröffentlichten griechischen Fragmente (Freiburg 1867). Trotz des viermal größern Umfanges und der Ausstattung mit reichlicher Gelehrsamkeit war sie unglücklich. Der Rechtfertigungsversuch lief darauf hinaus, daß sein entdeckter Text und der früher gedruckte Text verschiedene alte Übersetzungen aus dem syrischen Original darstellten, mithin sein Text „neu" sei (14. 22). Der Beweis dafür ist indes keineswegs gelungen. Sehr zu bedauern ist, daß Floß, wenn er auch aufs höchste gereizt worden war, sich zu persönlichen Ausfällen auf den Gegner hinreißen ließ. Er spricht von einem „kindischen Witz" (22), von dem „Denunzianten und seinem Machwerke" (23), nennt den Kollegen unter häßlicher Anspielung auf seinen Namen einen „Meister dei Pamphletistengilde" (53) und verdächtigt in einem längern Erguß (41) dessen wissenschaftliche Redlichkeit. Das an sich berechtigte Schlußwort[138] der Streitschrift hätte ebenfalls besser eine andere Form erhalten. Gildemeister, der dazu selbstverständlich nicht schweigen durfte, gab die Antwort durch die Schrift: Über die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius. Zweites Wort (Elberfeld 1867). Natürlich wurde es dem ausgezeichneten Philologen nicht schwer, der künstlichen Ausflucht die Grundlagen zu zerstören. Das war sein gutes Recht, und dem Sieger hätte es schöner angestanden, persönliche Großmut zu üben, statt Bissigkeiten einzustreuen (10 A. 1. 32), die um so spitzer trafen, je ungesuchter sie sich einzustellen schienen. Allerdings wurde der von Floß angeschlagene grobe Ton vermieden. Der Verfasser scheint für die Art seines Vorgehens sogar unter den nächsten Gesinnungs-

lateinische Übersetzungen aus dem Griechischen. Nach Floß' Angabe (J. Gildemeister ... 22) bemächtigte sich sogar der „Kladderadatsch" des pikanten Bissens von den 17 Drucken.

[138] S. 60 f.: „Auf einen fortgesetzten Angriff habe ich mit einer Reihe von Nachweisen geantwortet, welche geeignet sein dürften, die Sachlage in ein klareres Licht zu stellen. Mit diesen Nachweisen glaube ich, sei es mein ursprüngliches Versehen, sei es meine Schuld, gesühnt zu haben. Ob es auch für das Benehmen des Denunzianten, für seine rast- und maßlose Verfolgung eines Kollegen, für die weniger witzige als boshafte, in dem ganzen Bereich der Humanitätsstudien bis dahin unerhörte Art seines persönlichen Angriffs, und für den hochfahrenden, geringschätzigen Ton bei so geringer Einsicht in die Sache, eine Sühne gibt, wolle nun der Leser entscheiden."

genossen nicht überall Zustimmung gefunden zu haben[139]. Es klingt wie eine Entschuldigung aus seinem Munde, wenn er ausführt (31 f.), ein akademisches Programm solle „als Zeugnis über die gelehrten Zustände an der Universität" gelten, weshalb „unmittelbar auf die Ausgabe der Protest folgen mußte, um die Möglichkeit, daß hieraus ein Schluß auf das Niveau der Universität gezogen werde, sofort abzuschneiden". Hierin liegt nur ein Teil von Wahrheit; denn der Verfasser ist es, der für sein mit Namen gezeichnetes Programm in erster Linie die Verantwortung trägt. Und wer an der ganzen Universität Bonn außer Gildemeister und wer anderswo konnte sogleich den begangenen Irrtum entdecken? Mußte deshalb Zuflucht in dem Anzeigenteil eines Tageblattes gesucht werden? Die Programmschrift kam nicht in den Buchhandel und wurde nur in je einem Abdruck an fremde Universitäten versandt. Wann wurde sie dort bekannt, und wieviele, die sie sahen, auch wieviele, die sie in Bonn sahen, hatten Interesse an Bruchstücken eines aus seinen sonstigen Werken allbekannten christlichen Mystikers? Der Fehlgriff konnte mit dem Aufwande größter Gelehrsamkeit und selbst mit Schärfe richtig gestellt werden, ohne daß die Notglocke gezogen wurde. Was Gildemeister angeblich verhindern wollte, daß nämlich „die Universität Bonn durch die an ihr gemachten Entdeckungen nicht gar zu berühmt gemacht" würde, führte er gerade durch sein viermaliges Läuten herbei. Noch schwächer ist die weitere Ausrede: „Unleugbar ist der Zweck der Programme, der studierenden Jugend ein Muster zu bieten, wie gelehrte Untersuchungen zu führen sind, und wie die, welche ihnen zu Lehrern und Meistern gesetzt sind, solche führen." Programme, wie das in Frage stehende, kommen gar nicht in die Hand von Studierenden, es sei denn durch einen Zufall, und ihnen fließen wahrhaftig die Quellen zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung anderswo, als in dem verborgenen Winkel einer akademischen Festschrift. Und zu alledem ist nicht zu vergessen, wie es schon berühmten Gelehrten zugestoßen ist, daß sie irrtümlich die Verfasserschaft einer Schrift, geschweige denn von Fragmenten, bestimmten und längst Gedrucktes als vermeintliches Ineditum herausgaben, ohne daß dadurch ihr wissenschaftliches Ansehen

[139] Der Philologe Heimsoeth, ein persönlicher Freund Sybels, versicherte Floß, daß auch jener von der „Unangemessenheit" überzeugt sei. Heimsoeth selbst urteilte wegwerfend über Gildemeisters Broschüre (Floß, Tagebuch zu 2. 1. 1867).

vernichtet worden wäre. Nein, Gildemeisters Motive für die Weise seines Eingreifens waren die auch sonst von ihm betätigte Vorliebe für gelehrten Streit, mehr noch die Abneigung gegen Katholisches, am meisten die Absicht, dem Führer im Paritätskampfe nachträglich einen Stoß zu versetzen[140]. Floß hat später in edelmütiger Art Rache genommen: als der grimmige Widersacher von einem schweren Familienunglücke betroffen wurde, drückte er ihm seine persönliche Teilnahme aus.

Der Zusammenprall zwischen den beiden Gelehrten war eine Teilerscheinung aus dem offen oder latent durch die sechziger Jahre sich hinziehenden Widerstreit der protestantisch-kleindeutschen Partei gegen das katholische Element an der Universität. Kaum war er verhallt, als an einem andern Punkte der Gegensatz von neuem hervorbrach. Hermann Hüffer, der alte Freund und Gesinnungsgenosse von Floß, trat mit dem einschneidenden Werke „Österreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschlusse des Friedens von Campo Formio" (Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution. Bd. 1, 1868) gegen die Sybel'sche Schule und ihren Meister auf. Mit reichen archivalischen Forschungen ausgerüstet, erwies er die große Einseitigkeit Sybels auf jenem Gebiete und dessen Ungerechtigkeit gegen Österreich im Interesse der kleindeutschen Bestrebungen, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen. Der Gegner ant-

[140] Zur Beleuchtung sei ein ganz ähnlicher Vorgang aus späterer Zeit angezogen. Zum 3. August 1899 schrieb der Historiker und Nationalökonom Eberhard Gothein als Dekan der philosophischen Fakultät das Programm: Jura curiae in Munchwilare, das älteste alemannische Weistum. Das von ihm aufgefundene und erstmalig herausgegebene Stück wäre eine Entdeckung von weittragender Bedeutung gewesen, einer Bedeutung, die denn auch durch das Programm in das gebührende Licht gestellt wurde. Allein Gothein hatte sich bei der Bestimmung der Entstehungszeit auf eine gefälschte Urkunde und auf unhaltbare sprachliche Erörterungen gestützt. Statt in das Jahr 926, wie er glaubte bewiesen zu haben, gehört das Weistum in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, wodurch es an Quellenwert sehr stark einbüßt, und die aus dem vermeintlich ältesten alemannischen Weistum hergeleiteten historischen Folgerungen hinfällig werden. Durch Bloch und Wittig (Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. 15 [1900] 391—422) sowie durch Zeumer (Neues Archiv 25 [1900] 807—819) wurde nicht nur in sachlichster und höflichster Form dieser Irrtum nachgewiesen, sondern auch der von Gothein mangelhaft edierte Text verbessert. Also beinahe genau derselbe Fall wie bei Floß. Aber niemand tauchte diesmal seine Feder in hämische Tinte, erst recht nicht ein Kollege, und keiner dachte daran, über eine große Bloßstellung der Universität zu jammern. In Bonn tuschelte man eine kurze Zeit von dem Unfall, und die Sache war erledigt, und Gothein blieb der geschätzte Kollege, der er gewesen war, wie auch seine Stellung in der Wissenschaft nicht erschüttert ward.



wortete darauf mit der ungemein heftigen, auch persönlich sehr verletzenden Schrift „Österreich und Preußen im Revolutionskriege“ (1868), und Hüffer schrieb dagegen zu seiner Verteidigung „Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege ...“ (1869). Der Riß zwischen den zwei Historikern klaffte sehr tief auch an der Universität[141]. Auf welcher Seite die Sympathien von Floß standen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Gerne hätte er auch dem Freunde wenigstens heimlich einen kleinen literarischen Beistand geleistet[142], allein auf dem Felde, wo dieser Kampf sich abspielte, war er nicht daheim.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten gehören während jener Zeit, abgesehen von dem verunglückten akademischen Programm, ausschließlich der kölnischen Kirchengeschichte an. Aber auch hier hat er nicht viel hervorgebracht. Sein Stoßseufzer (an Döllinger 19. 7. 63): „Wir Jüngeren müssen uns nur recht schämen, daß wir literarisch so wenig schaffen“ war nicht unberechtigt. In den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein (15 [1864] 178 bis 187. 188—205) gab er aus einer trierischen und einer Luxemburger Handschrift heraus eine „Kölnische Chronik (1087—1378)“ und eine „Münstereifeler Chronik (1270—1450)“; die letztere enthält Ergänzungen zu der ersteren. Die kölnische war in lateinischer Fassung bereits von Pertz (MG. SS. XVI, 736) veröffentlicht; in der deutschen Form hat sie später Cardauns (Chroniken der deutschen Städte XIII, 18) besser ediert. Die Einleitungen, die Floß zu seinen Ausgaben schrieb, waren sehr ungenügend und unterließen namentlich, das Verhältnis zu andern Quellen genauer festzustellen. Sehr umfangreich ist eine Arbeit über „Das Kloster Rolandswerth“ (Annalen 19 [1868] 76—219), geschöpft aus Handschriften des Klosters in der Universitätsbibliothek in Bonn, die in den Beilagen abgedruckt sind. Die geschichtliche Darstellung (81—142) selbst besteht in einer Auseinanderreihung chronikalischer Nachrichten über jenes 1122 gegründete Frauenkloster, das nie

[141] H. Hüffer, Lebenserinnerungen. Hg. von E. Sieper (1912) 133. 190. 193—195. 204 f., besonders 206 f. 229 f.

[142] Joh. Janssen (Briefe hg. von Pastor [1920] 1, 385) schrieb 14. 1. 1870 an Binder, er wolle mit zwei Artikeln in den Hist.-pol. Bl. für Hüffer gegen „Sybel und Genossen“ eintreten, und bemerkte dazu: „Der gute Floß in Bonn steht dabei zu Hilfe.“ Indes ist in dem Aufsatze Janssens „Die deutschen Mächte im Revolutionskrieg“ (Hist.-pol. Bl. 65 [1870] 321 ff. 405 ff. 508 ff.) von einer Mitarbeiterschaft des Bonner Freundes nichts zu spüren.



eine große Bedeutung gehabt hatte. Ebenso stattlich ist, was die Ausdehnung angeht, der Aufsatz „Romreise des Abtes Markward von Prüm und Übertragung der hh. Chrysanthus und Daria nach Münstereifel im Jahre 844" (Annalen 20 [1869] 96—217). Die Lebensgeschichte der beiden Heiligen, der Bericht des Abtes über seine Reise und die Erzählung der bei der Übertragung geschehenen Wunder waren schon von Mabillon und den Bollandisten herausgegeben worden; Floß ließ sie von neuem nach einer Luxemburger Handschrift des 15. Jahrhunderts drucken und fügte aus andern Handschriften allerhand geschichtlich nicht wichtige Stücke hinzu. Vorausgeschickt sind Untersuchungen über das Kloster Münstereifel, den Papst Sergius II., die Ruhestätte der beiden Heiligen in Rom, die Martyriumsgeschichte derselben und römische Vorkommnisse zur Zeit der Reise des Abtes. Dem auch sonst bei ihm bemerkbaren Hange, alles, was sich mit einem geschichtlichen Gegenstande verknüpfen ließ, herbeizubringen, hat der Verfasser in weitem Maße auch hier nachgegeben. Die Arbeit ist nicht ohne Kritik und anerkannt werden muß die ausgedehnte Belesenheit, die sich darin zeigt. Im ganzen aber kann man nicht sagen, daß dieser und die vorgenannten Beiträge auf der vollen Höhe einer wissenschaftlichen Zeitschrift stehen.

Als selbständige Schrift erschien 1864 das „Dreikönigenbuch. Die Übertragung der hh. Dreikönige von Mailand nach Köln" (137 S.). Sie ist offenbar veranlaßt durch die am 20. Juli 1864 erfolgte Öffnung des Dreikönigenschreines, wenn auch in dem Buche selbst, das einer Vorrede entbehrt, von diesem Anlasse nichts gesagt ist. Die eingehende Darstellung der Übertragung im Jahre 1164 durch den Erzbischof Reinald von Dassel und der zeitgeschichtlichen Umstände ist quellenmäßig und von Wert. Auch das Beiwerk, geschichtliche Nachrichten über die Reliquien vor ihrer Wegführung aus Mailand, die späteren Sagen und die Pilgerfahrten nach Köln verdienen wegen ihrer Reichhaltigkeit und der darin niedergelegten umfassenden Kenntnis der historischen Literatur alle Anerkennung. Die Frage der Echtheit der Leiber ist nur schüchtern und ganz nebenher berührt. Was zu ihrer Bejahung angedeutet wird, ist so leichte Ware, daß sie keiner Kritik bedarf. Ein Anhang (S. 113—137) bringt 8 Urkunden und Berichte, die mit den Kölner Reliquien in einiger Beziehung stehen und von denen nur der erste bis dahin gedruckt war.

Die geringe literarische Fruchtbarkeit der sechziger Jahre hing außer den oben geschilderten Kämpfen an der Universität auch zusammen mit der stärker und stärker werdenden Spannung, die sich zwischen Floß und der eigenen Fakultät herausbildete. Unaufhörliche Reibungen drängten ihn in eine dauernde Sonderstellung, die das Gemütsleben des von Natur aus weichen Mannes nicht unberührt ließ. Wie er selbst nur Wohlwollen und Hilfsbereitschaft ausstrahlte, so erwartete er auch dasselbe für sich (vgl. oben S. 4) und trug schwer an dem Mangel oder dem, was er als solchen ansah. Stimmungen aber dieser Art, wenn sie dauernd sind, hemmen bei einem tief empfindenden Mann die stille wissenschaftliche Arbeit nicht weniger als äußere Fehden. Dazu kommt, daß der innere Zwist doch auch Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Georg von Hertling bemerkt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1919. 1, 170 f.) zum Jahre 1867, dem Jahre, in dem er sich zu Bonn als Privatdozent niederließ: „Ich wußte ... nichts von dem Zwiespalt, der die katholisch-theologische Fakultät in verschiedene Gruppen trennte, und nichts von dem gespannten Verhältnis, das zwischen einem Teile derselben und der erzbischöflichen Kurie in Köln bestand." Die Gruppen bildeten auf der einen Seite Dieringer, Hilgers, Reusch, Simar und Langen, auf der andern Seite Floß und Roth. Der letztere kam als außerordentlicher Professor für die eigentlichen Fakultätsgeschäfte wenig in Betracht, konnte aber als Inspektor des Konvikts einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausüben, zunächst auf die Studierenden und durch diese in gewisser Hinsicht wiederum auf die Fakultät, war außerdem der Vertrauensmann des Erzbischofs und stand mit diesem in mannigfachen amtlichen Beziehungen. Die Führer der Mehrheit waren Dieringer und, wenn auch offiziell weniger hervortretend, Reusch. In bezug auf diesen bemerkt Hertling (a. a. O. 181 f.): „Noch gespannter als zu dem Prof. Roth war das Verhältnis, in dem Reusch zu einem Mitgliede der Fakultät, Prof. Floß, stand. Ein seltsamer Mann, von dessen Charakter ich mir heute sowenig wie damals ein Bild machen kann. Ein Polyhistor, nach Veranlagung und Neigung insbesondere zur Historie hingezogen, hatte er das Fach der Moraltheologie übernehmen müssen, das ihm recht wenig lag. Neben dem Konviktsinspektor hatte wohl Floß die engsten Beziehungen zur bischöflichen Kurie; man sagte ihm mit Recht oder Unrecht einen Hang zur Intrige nach. Jedenfalls hatte

man immer das Gefühl, wenn man mit ihm redete, daß ihn Hintergedanken beschäftigten. Im Grunde war er gutmütig.“ Um diese Zeichnung richtig zu werten, darf man nicht außer acht lassen, daß Hertling bis zum Konzilsjahre 1870 in vertrauten Beziehungen zu Reusch stand und nach jenem Jahre in ebenso vertrauten Beziehungen zu Simar, der gleichfalls ein entschiedener Gegner von Floß war. Auf Hertlings Urteil ist auch der Umstand nicht ohne Einfluß gewesen, daß er als Privatdozent der Philosophie sich der Begünstigung durch Reusch erfreute, während der ältere Privatdozent desselben Faches, Neuhäuser, ein Günstling von Floß war[143]. Der Vorwurf des Intrigierens dürfte nicht ganz unbegründet sein[144]. Ein ständig zur Minderheit Verurteilter kommt, wofern er nicht ein eherner Charakter ist — und das war Floß, der Gemütsmensch, nicht —, leicht zu heimlichen Wegen, namentlich wenn diese Wege zu einem Mächtigen, hier dem Erzbischof, hinführen.

Aus alledem ist ersichtlich, daß die Mißhelligkeiten zu einem guten Teile in der Stellung wurzelten, die die Fakultät und einzelne ihrer Mitglieder zu der kirchlichen Oberbehörde in Köln einnahmen. Auf diese Stellung ist daher zunächst ein Blick zu werfen. Solange Kardinal Geissel lebte, war Dieringer in allen akademischen Dingen sein maßgebender Berater, sozusagen der Bevollmächtigte zwischen ihm und der Fakultät und ebenso umgekehrt. Floß hatte nie Einfluß auf den Erzbischof, genoß aber lange Zeit dessen Wohlwollen, das jedoch getrübt wurde, als er wider das berechtigte Erwarten des Oberhirten keine Miene machte, dem ihm anvertrauten Lehramte der Moraltheologie nun auch ernste wissenschaftliche Arbeit zu widmen, vielmehr seine alten Lieblingsstudien weiter trieb. Dieringer wird darüber dem Kardinal berichtet haben, was Floß wenigstens vermutungsweise nicht unbekannt geblieben sein dürfte. Auf dieselbe Quelle mag es auch zurückzuführen sein, daß Geissel sein Mißfallen zu erkennen ergab, weil Floß seine Habilitationsleistungen für das Ordinariat ungebührlich verzögerte. Beim Herannahen des Kölner Provinzialkonzils von 1860 hatte der erzbischöfliche Sekretär Dumont ihm Hoffnung gemacht, daß er als Theologe zu der Synode hinzugezogen würde, der Metropolit verhielt sich

[143] Hertling a. a. O. 183. Derselbe schreibt (S. 185): „Reusch und Kampschulte [der kath. Professor der Geschichte] waren Gegner Neuhäusers. ... Jedenfalls aber sah Floß in mir einen unliebsamen Konkurrenten Neuhäusers.“

[144] Auch Simar hat später mir gegenüber Floß so charakterisiert.



indes, als Floß die Sprache darauf brachte, ablehnend, was der Professor nicht ohne einige Empfindlichkeit in seinem Tagebuch vermerkt[145]. Der Lage Rechnung tragend, hielt sich Floß bei Lebzeiten Geissels in gutem äußern Einvernehmen mit dem bevorzugten Kollegen und ebenso mit dessen Gefolgsmann Reusch. Zu letzterem scheinen zur Zeit der Münchener Gelehrtenversammlung (1863) sogar engere Beziehungen bestanden zu haben (s. oben S. 104), und mit dem erstern sehen wir ihn während des langen Wahlkampfes um Geissels Nachfolgerschaft sogar in vertrautem Verkehr (Annalen 108, 117 ff.). Die Freundschaft erhielt jedoch zu derselben Zeit einen starken Stoß, der sich auch in dem Verhältnisse zur Fakultät auswirkte. Auf Betreiben der Fakultätsmehrheit und ohne Zweifel unter der Führung Dieringers wurde der Privatdozent Simar zum außerordentlichen Professor der systematischen Theologie befördert (Dez. 1864) und trug nun die Moraltheologie, das Nominalfach von Floß vor. Dieser hatte natürlich widerstrebt und sah darin eine Beeinträchtigung seiner Stellung, mit Recht, aber nicht unverdientermaßen, weil er sein Fach wissenschaftlich vernachlässigte.

Das Verhältnis der Fakultät zum erzbischöflichen Stuhle änderte sich, als Paulus Melchers diesen bestieg. Geissel war zwar kein gelehrter Theologe gewesen, hatte jedoch immer Verständnis für wissenschaftliche Bestrebungen und für die wichtige Aufgabe einer theologischen Fakultät an der paritätischen Hochschule gezeigt. Es scheint, daß er alte Tendenzen, wie sie früher mehrfach in Köln hervorgetreten waren[146] und wie sie sein Freund Bischof Ketteler von Mainz durch Vernichtung der theologischen Fakultät in Gießen verwirklicht hatte, aufgreifend, am liebsten die gesamten theologischen Studien in sein Priesterseminar verlegt hätte, was den Untergang der Fakultät herbeigeführt haben würde. Er betrieb im Verein mit Ketteler eifrig die Gründung einer freien katholischen Universität[147], wodurch ebenfalls die Stellung der theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten zum mindesten stark beeinträchtigt worden wäre. Deshalb erregte auch dieses Mißstimmung in Bonn.

[145] Dieringer nahm als Domkapitular und Prof. Vogelsang als Abgeordneter der Fakultät teil.

[146] S. meine „Geschichte der k.-th. Fakultät zu Bonn" (1922) 120 f. und mein Buch „Die Kölner Wirren" (1927) 342 ff.

[147] O. Pfülf, Bischof von Ketteler (1899) 2, 384—392.



Dieringer gab ihr später offenen Ausdruck, indem er schrieb (1868): Es ist ein „zur Zeit unrealisierbares Projekt. Die unsern Gegnern willkommene Wirkung hat aber dasselbe allbereits erzielt, daß man nämlich die stiftungsmäßig katholischen und paritätischen Universitäten ihrem Schicksale überläßt, die an denselben wirkenden und für die Rechte ihrer Kirche einstehenden Männer nicht unterstützt, wohl gar als Feinde der guten Sache mit Mißtrauen behandelt, sich also durch das, was man tun will,von demjenigen loskauft, was man tun sollte und mußte."[148] Zugleich bekämpfte er auch die Ersetzung der Fakultäten durch bischöfliche Seminare und hielt deren Verfechtern entgegen (a. a. O. IX f.): „Habt ihr auch eine Ahnung von der Größe des Opfers, welches zu bringen ihr der Kirche zumutet? Euere Maßregel wird die bestehenden Hochschulen weder aufheben noch verbessern; wohl aber wird sie den heilsamen Einfluß beseitigen, welchen die theologischen Fakultäten durch ihre Mitglieder — Lehrende und Lernende — auf den gesamten Universitätskörper — Lehrende und Lernende — zu Gunsten der Religion und Sittlichkeit ausüben. Der Bischof wird auf den katholischen Universitätsstudenten etwa noch durch einen katholischen Pfarrer oder Vikar der Stadt einwirken, wenn besagter Student den Gottesdienst besuchen und die heiligen Sakramente empfangen will. Der künftige Priester und der künftige Beamte, Arzt, Gutsbesitzer usw. werden sich vielleicht noch von einem Gymnasium her kennen, vielleicht auch nicht, ganz sicher nicht, wenn die Gemeinschaft des Gymnasiums durch die kleinen Seminarien verdrängt sein wird. Die reichen anderweitigen Bildungsmittel existieren für den Theologen nicht mehr. Jünglinge wohlhabender Familien und aus den höhern Ständen werden unter den Kandidaten des Weltpriesterstandes je länger desto seltener werden. Alle Ehrfurcht vor den Bestimmungen allgemeiner Konzilien [Trient!]; aber in dreihundert Jahren kann gar vieles anders werden und an sich ganz vortreffliche Gesetze können für Ausnahmsverhältnisse sogar von überwiegenden Nachteilen sein."

Diese Kritik, die auch den Überzeugungen von Floß durchaus entsprach[149], richtete sich gegen die Ansichten und Bestrebungen

[148] Dieringer, Die Theologie der Vor- und Jetztzeit. Ein Beitrag zur Verständigung [2] (1869) IX.

[149] Floß an Erzbischof Melchers 25. 10. 1879: „Beim Ausbruch der Wirren [von 1870] habe ich geglaubt, es als die von Gott mir zugewiesene Aufgabe betrachten zu sollen, meine Fakultät als integrierenden Bestandteil der Universität zu retten und

des Erzbischofs, war aber in eine Polemik gegen die neuscholastische Partei gekleidet. Diese war in der Tat das treibende Element, das auf den Prälaten einwirkte. Ihr Sitz in Köln war das Priesterseminar, wo die beiden Germaniker, der Präses Westhoff und der junge Professor Scheeben, im stillen gegen die Bonner Fakultät arbeiteten. Ihre Wirksamkeit als Professoren war zwar so gut wie nichts, und auch die persönliche Achtung, in der sie bei den Alumnen standen, war nicht groß, aber sie verstanden es, bei diesen den Samen der Geringschätzung und des Mißtrauens gegen ihre früheren Lehrer auszustreuen, was sich naturgemäß auch in der Bonner Studentenschaft allmählich verbreitete. Floß schreibt in seinen Tagebüchern, Westhoff „vertölpele das Seminar in Köln, sei für die Scythen und Barbaren gut, nicht für unsere Seminaristen, und halte es für seine Hauptaufgabe, das den jungen Leuten wieder auszutreiben, was sie in Bonn gelernt hätten“ Ferner verzeichnet er dort die Mitteilung eines Vetters, der Zögling des Seminars war. Dieser sagte ihm über Westhoffs Vorlesungen, sie seien „nichts als Schnaken, man müsse perpetuierlich lachen; der neue Professor Scheeben tradiere lateinisch, wovon aber niemand auch nur das geringste verstehe“. Diese Zustände waren übrigens allbekannt[150]. Indes der Erzbischof duldete sie und versteifte sich, von der Partei eingenommen, in der Abneigung gegen die Fakultät und deren Richtung. Auch sonst scheint er versucht zu haben, allgemeine kirchliche Maßregeln gegenüber der Wissen-

zu erhalten, erforderlichen Falls mit dem Opfer meiner Gesundheit und meines Lebens, weil ihr Untergang die paritätische Universität zur protestantischen machen würde, wovon die unausbleibliche Folge wäre, daß der wissenschaftliche Mittelpunkt der Provinz ohne jedes Gegengewicht die auflösenden Ideen mit vollen Händen unter unsere katholischen Juristen, Mediziner, Philologen, Ökonomen werfen, diese später als Universitätsleute auf die Geistlichen der Seminarbildung mit Geringschätzung herabblicken, eine Scheidewand sich zwischen beiden Teilen bilde, und dem Klerus schließlich außer dem größern Teile der Landbevölkerung nur ein kleiner Bruchteil der Städte bleiben würde. Von dieser vielleicht irrigen Überzeugung durchdrungen, habe ich den Zusammensturz der Fakultät als den Anfang des Todes der Kirche in der Rheinprovinz betrachten zu sollen geglaubt, den zu verhüten Gesundheit und Leben eines Menschen als kein zu hoher Preis erscheint.“

[150] Von Geistlichen, die in jener Zeit Zöglinge des Seminars gewesen, hörte man immer wieder die sonderbarsten Dinge erzählen von dem unwürdigen Treiben in den „Vorlesungen“ Westhoffs und Scheebens und von dem Schabernack, der ihnen angetan wurde, aber auch von dem Widerwillen, mit dem die Alumnen die ewigen theologischen Nörgeleien gegen Bonn über sich ergehen lassen mußten.



schaft, die nicht zur neuscholastischen Schule hielt, ins Werk zu setzen[151].

Angesichts solcher Verhältnisse versteht man die Klage, die Dieringer sich nicht scheute, der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Ausgehend von dem Buche des Jesuiten Kleutgen „Die Theologie der Vorzeit“, machte er im Bonner „Theologischen Literaturblatt“ (1868) und dem Sonderdruck aus demselben (Die Theologie der Vor- und Jetztzeit ... 59 f.) seinem Herzen in folgender Weise Luft: „Die auf dieses Werk fast regelmäßig Bezug nehmenden Angriffe auf einzelne Theologen und theologische Richtungen, welche mittlerweile erfolgt sind, haben das Ihrige redlichst dazu beigetragen, in den weitesten und maßgebendsten Kreisen ein sehr fühlbares Mißtrauen gegen bis daher geachtete Männer und theologische Lehrkörper zu erwecken und zu nähren. Kleutgen selbst findet darin ‚Übertreibungen, welche mit Reaktionen immer verbunden sind‘. Wie weit aber das durch diese ‚Übertreibungen‘ hervorgerufene Mißtrauen schon Wurzel gefaßt habe, wird jeder von uns am besten wissen. Es wurde vielfach noch gesteigert, als wir auf gewisse unausführbare Projekte und etliche theologische Lieblingsthemata nicht eintraten. Zu den ‚Übertreibungen‘ gesellten sich dann noch etliche unwahre Beschuldigungen gravierender Art, welche, nachdem sie ihre Wirkung getan, zurückgenommen wurden[152]. Wie männiglich weiß, hat bei uns die Stellung eines öffentlichen Lehrers der Theologie auch ihre Unannehmlichkeiten: man braucht nur noch seine Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit anzutasten oder gar ihm nachzusagen, daß er bloß den Schein des Korrekten vorkehre, während er im Herzen ganz andere Gesinnungen hege, und man hat genug getan, seine Ehrenhaftigkeit in Frage zu stellen, ihm die Freudigkeit in der Wahrnehmung seines Berufes zu rauben, das große Publikum aber zu überreden, daß ihm nur das gebührende Recht widerfahre, wenn er unter das gestellt werde, was man im Weltlichen Polizeiaufsicht nennt, und wenn er möglichst bald durch zuverlässige Kräfte ersetzt werde.“

Mit den „unausführbaren Projekten“, von denen vorhin die Rede

[151] Döllinger an Floß 25. 2. 1868: „Mit Erstaunen hab' ich gehört, welchen Antrag der Erzbischof von Köln bezüglich einer Präventivzensur auf der letzten Bischofsversammlung gestellt hat.“

[152] Hierüber, wie auch über die „Lieblingsthemate“, ist nichts bekannt. Vermutlich handelte es sich um Angriffe, die im Kölner Seminar gegen die Bonner Theologen gemacht waren.



ist, trat Erzbischof Melchers bald nach seinem Amtsantritte hervor, und dies führte zu Zusammenstößen mit der Fakultät, in die besonders Floß verwickelt ward. Der Oberhirt eröffnete im August 1866 dem damaligen Dekan Floß mündlich seine Absicht, für alle Theologiestudierenden des 1. und 2. Jahres, auch für die auswärtige Lehranstalten besuchenden, Semester- oder Jahresprüfungen in Bonn einzuführen, und beauftragte ihn, die Fakultät zu einem Gutachten hierüber zu veranlassen[153]. Der Plan war nicht neu, spielte vielmehr schon unter Geissel. Dieser hatte am 27. Dez. 1851 in einer Konferenz der Fakultät den Auftrag erteilt, sich über die zweckmäßigste Art von Semesterprüfungen — von etwaigen Jahresprüfungen war nicht die Rede —, und zwar nur für die Bonner Studenten, zu äußern. Die Fakultät erstattete unter dem 7. Januar 1852 einen ausführlichen Bericht. Es wurde anerkannt, daß eine solche Einrichtung geeignet sei, den Fleiß der Studierenden zu befördern, diese in engere Berührung mit ihren Lehrern zu bringen und dem Erzbischofe eine bessere Beurteilung und Überwachung der Kandidaten zu ermöglichen. Auf der andern Seite ständen jedoch schwere Bedenken entgegen. 1. Wenn der Zweck erreicht werden sollte, müßte sich die Prüfung auf sämtliche während des Semesters in der Fakultät gehaltenen Vorlesungen erstrecken, d. h. auf 20 bis 25, von denen jede durchschnittlich von mindestens 50 Zuhörern besucht werde. Dies würde 7 bis 8 Tage erfordern und den Dozenten eine Last auflegen, die um so drückender sei, als die Prüfungen erst nach dem gesetzlichen Schlusse des Semesters vorgenommen werden könnten. Etwa eine Auswahl unter den zu prüfenden Fächern zu treffen, ginge nicht an, weil dann eine Anzahl von Studierenden nicht geprüft werden könnte, da sie die betreffende Vorlesung in jenem Halbjahr gerade nicht gehört hätten. 2. Der Umstand, daß an den andern theologischen Fakultäten solche Prüfungen nicht beständen, würde eine Abwanderung vieler und besonders der bemittelten Studenten nach jenen zur Folge haben. Vorzuschreiben, daß die auswärts befindlichen dort eine private Prüfung abzulegen hätten, wäre deshalb bedenklich, weil solche Prüfungen aus naheliegenden Gründen sehr leicht gemacht werden würden. Ferner müßte ein „Mißverhältnis" zwischen der theologischen Fakultät und den übrigen Bonner Fakultäten entstehen,

[153] Die Aktenstücke über die ganze Angelegenheit im Erzbischöfl. Archiv zu Köln, Kabinettsregistratur Tit. XIII vol. Ia und Tit. XI vol. I.

„so daß die mehrgedachte Einrichtung um so mehr als eine Zwangsanstalt erscheinen würde und mißwollenden Gymnasiallehrern, die ohnehin schon gegenwärtig ihre Schüler bei ihrem Abgange von den Gymnasien nicht selten dem theologischen Studium abwendig zu machen suchen, einen willkommenen Anlaß geben, besonders talentvolle Jünglinge von dem theologischen Studium abzuschrecken." 3. Bei der durch die Verfassung der Universität gewährleisteten freien Konkurrenz unter den Lehrern, einschließlich der Privatdozenten, würde unter diesen ein „Wetteifer" entstehen, die Prüfungen leicht zu machen und einen möglichst günstigen äußern Erfolg zu erzielen. Der „gewissenhafte Lehrer würde für seine Gewissenhaftigkeit durch eine geringere Zuhörerzahl bestraft werden". 4. Es bestehe Grund zu der Befürchtung, daß „die Regierung schwerlich zugeben würde, daß „bloß ein bischöflicher Kommissarius diesen Prüfungen beiwohne".

Geissel, dem die Fakultät die Entscheidung anheim stellte, verschloß sich den Gegengründen nicht und ließ den Gedanken fallen. Als nun Erzbischof Melchers ihn wieder aufnahm mit der nicht wesentlichen Änderung, daß statt der Semesterprüfungen auch Jahresprüfungen in Betracht gezogen werden könnten, griff die Fakultät auf ihr früheres Gutachten zurück, fügte aber neue aus den „tatsächlichen Verhältnissen" geschöpfte Bedenken hinzu (30. 11. 1866). Zum Erweise der Unausführbarkeit ist beispielsweise erwähnt, daß Prof. Dieringer im laufenden Semester 71 Studierende in der Dogmatik, 70 in der Homiletik, 205 in der Lehre von der Kirche (einem integrierenden Teile der Dogmatik) zu prüfen haben würde. Ferner stehe bei der durch die erzbischöfliche Studienordnung (vom 1. 8. 1866) eingeführten Unterscheidung von vorgeschriebenen und nur empfohlenen Vorlesungen mit Sicherheit zu erwarten, daß die letztern nur mehr sehr wenige Zuhörer finden würden, wenn sie unter den Prüfungszwang fielen. Wenn sie aber von diesem ausgenommen wären, müßte sich die Meinung bei den Studierenden festsetzen, daß auf sie kein Wert gelegt werde. Namentlich sei großer Schaden für das Studium der Exegese zu befürchten, indem die Studenten Vorlesungen über wichtigere und schwierigere biblische Bücher wegen der dadurch auch gesteigerten Schwierigkeit der Prüfung meiden würden, um statt ihrer kleinere exegetische Kollegien zu hören. Da weiterhin die Vorlesungen über Philosophie und Kirchenrecht in den Bereich anderer Fakultäten

gehörten, sei nicht zu erwarten, daß deren Mitglieder die große Last des Prüfens auf sich nähmen; wollte man aber diese Prüfungen durch andere abhalten lassen, so wäre die unausbleibliche Folge geringer Fleiß im Besuche jener Vorlesungen und im Studium jener Fächer. Scharf wird der Mißstand hervorgehoben, daß den zahlreich an auswärtigen Hochschulen studierenden Kölner Theologen dort die Prüfungen sehr leicht gemacht werden würden und somit ein neuer Anreiz gegeben sei, Bonn zu meiden. Insbesondere erfahren die an der Akademie in Münster, die von sehr vielen kölnischen Diözesanen besucht werde, herrschenden Zustände eine herbe Kritik. Weil dort alle Vorlesungen gratis seien, werde dort auf alle möglichen Vorlesungen von den Kölnern inscribiert, die dann mit einem „Testat" darüber ausgestattet, später in Bonn sich mit einer einzigen kleinen Vorlesung über ein Nebenfach begnügten. Durch das ganze Gutachten klingt eine starke Mißstimmung über die bestehenden Studien- und Prüfungsverhältnisse. Namentlich ist darauf hingewiesen, wie das Schlußexamen für den Eintritt in das Priesterseminar von Nichtmitgliedern der Fakultät und ohne Anlehnung an den akademischen Unterricht abgehalten werde, infolgedessen die Kandidaten sich ausschließlich auf die dort vorkommenden Fächer und Fragen einstellten und das Vorhandensein einer gründlichen theologischen Bildung sich gar nicht feststellen lasse.

Floß verweigerte die Unterzeichnung des Gutachtens und schickte ein eigenes (vom 27. 11. 1866) nach Köln. Er tadelte jenes schon im allgemeinen, weil es sich über die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Prüfungen verbreite, während doch nur eine Meinungsäußerung über die Art der Einrichtung derselben gefordert worden sei. Zur Sache wird die Einführung von Jahresprüfungen vorgeschlagen, mit der Maßgabe, daß alle Studierenden, an welcher Hochschule sie auch ihren Studien obliegen mögen, sich denselben Prüfungen vor der nämlichen Kommission zu unterziehen haben. Da mündliche Prüfungen wegen der dazu erforderlichen Zeit unausführbar sind, können sie nur schriftlich sein. Sie müssen von den Dozenten der Fakultät abgehalten werden; wenn mehrere Dozenten für dasselbe Fach vorhanden sind, möge jeder seine Zuhörer prüfen. Allenfalls könnte die Prüfung auf die Studierenden des ersten Jahres beschränkt werden, weil diese erfahrungsgemäß weniger ernst den Studien obliegen.

Wenn auch dieses Gutachten der aufrichtigen Überzeugung des Verfassers entsprochen haben mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich darin die Absicht verrät, den Wünschen des Erzbischofs möglichst entgegenzukommen, ungeachtet der dagegen von der Fakultät erhobenen Bedenken und Schwierigkeiten. Ja, diese werden nicht nur nicht widerlegt, sondern nicht einmal berührt. Das Floß'sche Sondervorgehen, dessen Notwendigkeit schwer einzusehen ist, zumal in einer Frage, wo nur ein geschlossenes Auftreten der Fakultät Eindruck machen konnte, mußte die Kollegen stark verschnupfen. Es erhielt noch dadurch einen unangenehmen Beigeschmack, daß Floß in der Sitzung, in der die Stellungnahme beraten und beschlossen wurde, keine Einwendungen machte, sondern erst nachdem das Fakultätsgutachten vorlag, ferner dadurch, daß er dieses Gutachten im Umlauf ungebührlich lange zurückbehielt, obschon er auf dessen Kritik sich gar nicht einließ, und obschon sein eigenes Gutachten schon vom 27. November datiert ist, während das Mehrheitsgutachten infolge der von ihm herbeigeführten Verzögerung erst am 7. Dezember abgehen konnte. Der Dekan Reusch unterließ denn auch nicht, diese Umstände dem Erzbischof zu melden. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß Floß hinter dem Rücken der Fakultät eigene Wege nach Köln einschlug. Um der unter den Studierenden eingerissenen Verwilderung im Belegen und Nichtbelegen der theologischen Vorlesungen zu steuern, entwarf er 1863 gemeinsam mit dem Konviktsinspektor Roth eine feste Studienordnung bezüglich der Anzahl und der Reihenfolge der zu hörenden Kollegien, die zunächst für das Konvikt verbindlich sein, aber auch für die übrigen Studenten maßgebend sein sollte. Trotzdem es sich um eine Sache handelte, die doch auch die Fakultät anging, legten beide den Plan der kirchlichen Behörde vor. Diese unterbreitete zwar denselben den übrigen Mitgliedern der Fakultät zur privaten Äußerung, die auch mit einigen Abänderungen zustimmend ausfiel, aber Floß war es wiederum, der auf schleunigen Erlaß einer entsprechenden oberhirtlichen Verfügung drängte und sie auch erreichte (Verordnung vom 27. Okt. 1863). Das wohlgemeinte, jedoch allzu dienstwillige Hervortreten gleichsam als Vertreter der Fakultät — er war nicht deren Dekan — konnte diese nicht angenehm berühren. Man versteht, wie Dieringer ihm 1866 vor den Kopf sagen konnte, „seien zwei wie Floß in der Fakultät, so möge er nicht Dekan sein“ (Tagebuch). Mit derselben Viel-

geschäftigkeit drängte er sich auch an die langdauernde und verwickelte Wahl nach Geissels Tode heran (Annalen 108, 117 ff.).

Die vom Erzbischofe unternommene Aktion zur Einrichtung von Zwischenprüfungen nahm keinen glücklichen Ausgang. Während des Jahres 1867 geschah nichts. Dann kündigte er (9. 1. 1868) dem Konviktsinspektor an, daß „im Laufe des Semesters“ eine Prüfung sämtlicher Studierenden stattfinden solle, wozu jener den Plan vorlegen möge. Der Plan wurde eingereicht und sah eine schriftliche und mündliche Prüfung vor, letztere unter dem Vorsitze des Erzbischofs selbst. Aber die Sache ruhte abermals, bis man sich Ende 1868 für Jahresprüfungen entschied, die jedoch erst für August des nächsten Jahres zur Ausführung kamen. Sie wurden bloß schriftlich vorgenommen über je zwei Fragen aus den einzelnen Fächern, von denen eine Frage lateinisch zu bearbeiten war. Da für jede Frage nur eine halbe Stunde Zeit gegeben wurde, konnte natürlich nichts Weiteres zum Vorschein kommen als einige aus dem Gedächtnisse niedergeschriebene Sätze, was ja dem Sinn eines schriftlichen Examens nicht entspricht. Als Examinatoren wurden nicht die Mitglieder der Fakultät herangezogen, wie es bei deren Stellungnahme nicht anders möglich war, sondern der Präses des Priesterseminars Kleinheidt für die biblischen Fächer und die Seminarprofessoren Scheeben und Heuser, jener für Philosophie und Dogmatik, dieser für Kirchengeschichte und Moraltheologie. Weil die erzbischöfliche Verfügung erst am 5. Juni 1869 erging, die Prüfungen aber schon in den Tagen vom 9. bis 11. August stattfanden, konnten die Studenten sich auf das gänzlich unerwartete Examen nicht vorbereiten und fiel das Ergebnis dementsprechend kläglich aus. Zudem regnete es von den außerhalb Bonns Studierenden Dispensgesuche, die meistens als Gründe geltend machten Kürze der Frist, die Unmöglichkeit, vor dem offiziellen Schluß des Semesters schon in Bonn sein zu können, und die Kosten des dortigen Aufenthaltes. Das Gesuch von 21 kölnischen Theologen aus Münster führt noch einen weitern Entschuldigungsgrund an, der auf den damaligen Zustand der Studien ein bemerkenswertes Schlaglicht wirft. Die jungen Herren schreiben: „Ein Hochwürdigstes Erzbischöfliches Generalvikariat wird mit uns zu unterscheiden wissen zwischen einem Studium fürs Examen und einem theologischen Studium im allgemeinen. Wir hielten es nämlich für unsere Pflicht, uns in den vier Semestern eine allgemeine theologisch-

wissenschaftliche Bildung — welchen Wunsch Seine Erzbischöflichen Gnaden in dem früheren Erlasse aussprechen — anzueignen, um den allseitigen Forderungen, welche die Jetztzeit an einen jungen Geistlichen stellt, genügen zu können, wogegen uns die beiden letzten Semester für ein eigentliches Fachstudium, wie es das Examen erfordert, reserviert zu sein scheinen." Wirksamer konnte die Notwendigkeit von Zwischenprüfungen nicht dargetan werden. Die Art jedoch, wie sie angeordnet wurden, war wenig zweckentsprechend, besonders mußte die Ausschaltung der Fakultät stark ihren Wert beeinträchtigen. Der Versuch ist darum auch von Erzbischof Melchers nicht wiederholt worden.

Die Folge der ganzen Aktion war für Floß ein dauerndes Abseitsstehen und eine nie ausgeglichene Mißhelligkeit mit den Kollegen. Sie fand auch darin ihren Ausdruck, daß er sich von dem „Theologischen Literaturblatt", das Reusch „in Verbindung mit der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn", wie es auf dem Titelblatte heißt, seit 1866 herausgab, als der einzige fernhielt. Nie hat er eine Zeile dafür geschrieben, obschon es an äußerer Anregung dazu nicht fehlte[154]. Die Lage verschärfte sich, als 1868 die Fakultät beim Ministerium den Antrag stellte, den außerordentlichen Pro-

[154] Döllinger (an Floß 25. 2. 1868) sprach ihm sein Befremden darüber aus durch die Frage: „Geschieht es aus Grundsatz, daß Sie zu dem Theologischen Literaturblatt nichts beitragen?" Vorher hatte ihm Bischof Weis von Speier geschrieben (6. 2. 1866): „Nun aber komme ich mit einer Bitte, welche, wie Ihr Schüler, Herr Molitor [Domkapitular in Speier], mich versichert, Sie erfüllen können, daß in Gründlichkeit und Gewandtheit kaum mehr zu wünschen sein dürfte. Ich wünsche nämlich, daß in dem neuen Theologischen Literaturblatt das vortrefflich begonnen hat, eine umfassende Rezension der Kaisergeschichte von Professor Giesebrecht, namentlich über den letzten Band, bald erscheinen möchte. Alle treuen Kinder unserer heiligen katholischen Kirche können nur mit tiefster Wehmut wahrnehmen, wie die Geschichte neuerdings wieder, und zwar unter dem trügerischen Schilde der freien Wissenschaft und pragmatischen Behandlung, gegen die Kirche ausgebeutet wird. Was aber durch Generationen verderblich wirken muß, ist die Stellung und der Einfluß, welcher dem Professor Giesebrecht an der Universität in München eingeräumt ist. Vergebliche Gelehrsamkeit muß durch wahre Gelehrsamkeit widerlegt und eine platte Darstellung durch gediegene Behandlung verdrängt werden. Das sind wir gewiß, daß die Wahrheit stets über die Lüge siegen wird. Wir müssen aber diesen Sieg beschleunigen, damit nicht fortwährend die Geister jetzt getäuscht [werden] und später sich kaum wieder zurechtfinden. Wenn Sie bald zu einem Besuche zu mir kommen könnten, wie Sie mir Hoffnung gemacht haben, dann könnten wir über fragliche Angelegenheit umständlich uns besprechen. Herr Molitor versichert, Sie würden, wenn Sie recht darangehen, die fragliche Arbeit in acht Tagen vollenden. Nun, Gott wird Ihnen seinen Segen dazu geben."



fessor Simar, der neben Floß Moraltheologie vortrug, zum Ordinarius zu ernennen. Es würde unrecht sein, darin lediglich einen Vorstoß gegen Floß zu erblicken. Simar hatte sich durch wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht, namentlich im Jahre vorher ein gutes Lehrbuch der Moraltheologie veröffentlicht und auch sonst durch seine lange Lehrtätigkeit sich einen Anspruch auf Beförderung erworben. Die Fakultät besaß ein wohlberechtigtes Interesse daran, das Fach, für das der Inhaber des Lehrstuhles nichts tat (s. oben S. 47), endlich würdig vertreten zu sehen. Für Floß allerdings hätte die Ernennung des Nebenbuhlers zum ordentlichen Professor eine schwere Benachteiligung bedeutet. Er wandte sich an den ihm gewogenen Erzbischof, dessen Zustimmung zu der beabsichtigten Ernennung notwendig war, ließ schleunigst den ersten Teil eines kleinen Grundrisses für seine moraltheologischen Vorlesungen als Manuskript drucken und übersandte ihn als Beweis seiner Befähigung für das Amt dem Oberhirten (28. 10. 1868). Zugleich stellte er demselben die Ausarbeitung eines größern Handbuches in Aussicht, an das er indes niemals die Hand angelegt hat und dessen Ausführung auch wohl nicht ernstlich sein Entschluß war. Eine arge Übertreibung war es, daß er dem Erzbischofe vorstellte, wie die Ernennung Simars nach akademischer Auffassung für ihn eine „Ehrenkränkung" enthalte, die ihn nötigen würde, seinen Abschied zu nehmen. Aus der Beförderung Simars wurde nichts, trotzdem der beim Jubiläum der Universität (1868) anwesende Kultusminister sie Dieringer „in die Hand" versprochen hatte[155]. Ob dies einem Einspruche von Köln zuzuschreiben war oder einen andern Grund hatte, muß dahingestellt bleiben. Nicht bloß bedeutete es für Simar persönlich einen schweren Nachteil, da er nun infolge des bald ausbrechenden Kulturkampfes volle zwölf weitere Jahre auf das Ordinariat warten mußte, sondern gereichte auch der Fakultät zu einem gefährlichen Schaden. Denn Simar, der in der Katastrophe des Jahres 1870 der Kirche treu blieb, hätte als ordentlicher Professor zur äußern Aufrechterhaltung der Fakultät, die in Floß einen einzigen katholischen Ordinarius übrig behielt, wesentlich beitragen können. Dem seiner amtlichen Stellung drohenden Schlage war Floß glücklich entgangen, aber die Fakultät kühlte dafür an ihm ihren Mut, indem sie ihn bei der

[155] So hat mir Simar später gelegentlich erzählt.

Dekanswahl 1869, wo er an der Reihe gewesen wäre, überging zu Gunsten des jüngern Professors Reusch, der noch 1866/67 das Amt bekleidet hatte. Im ganzen ist es an den Universitäten selten, daß Fakultätsmehrheiten so an einem Kollegen, der — wie in diesem Falle — nichts anderes getan hat, als von seinen legitimen Rechten gegen den Wunsch der übrigen Gebrauch zu machen, kleinliche Rache üben und ihn in den Augen des gesamten Lehrkörpers und gar der Studenten brandmarken. Floß ist aber bis zu seinem Tode zwölf Jahre lang das Dekanat vorenthalten worden wegen seines Verhaltens in der Frage der Semesterprüfungen[156]. Da das Amt auch erhebliche Gebühren einträgt, lag darin für Floß, der auf diesen Punkt seiner Familienlage halber (s. oben S. 9) sehen mußte, auch eine geldliche Benachteiligung.

Das Zerwürfnis und seine Ursache wirkten auch auf das persönliche Verhältnis zu Dieringer ein. Dieser war in der Zeit Geissels wegen seiner Vertrauensstellung zu ihm gewohnt, ein wenig den Diktator in der Fakultät zu spielen und allein den maßgebenden Einfluß in Köln auszuüben. In dieser Hinsicht sah er sich seit dem Amtsantritte des Erzbischofs Melchers durch Floß verdrängt. Er beschwerte sich, daß er vergebens „alles getan habe, sich dem Erzbischofe zur Verfügung zu stellen", ihn sogar eingeladen habe, bei ihm abzusteigen, wenn er nach Bonn käme. Überhaupt gedenke Melchers „nach Mitteilungen der Herren in Köln niemalen seines Vorgängers" (Floß' Tagebuch 1868). Floß hielt er „erregt" vor, als sei dieser „in Köln der Bestgelittene" (ebd.). Gleichwohl suchte er innerhalb der Fakultät die alte Rolle weiter zu spielen[157], so daß auch andere als Fakultätsmitglieder, so der Jurist Walter, sich wiederholt über seinen „unausstehlichen Magistralton" beklagten" (ebd. 1866 u. 1867).

IV. Kämpfe und Leiden der letzten Lebensjahre (1870—1881)

Endigte die Hochperiode im Leben des Mannes mit starken Mißklängen, so sollte mit dem Jahre 1870 eine wahre Dulderzeit beginnen. Das Vatikanische Konzil und die daran sich anschließenden

[156] Wenigstens hat mir Reusch so versichert, leugnend, daß der Gegensatz wegen der altkatholischen Wirren der Grund gewesen sei.

[157] Nach einer mündlichen Mitteilung Simars konnte man ihn nur für etwas gewinnen, wenn man ihm die Meinung beibrachte, es sei sein eigener Gedanke.

Wirren haben nirgendwo in Deutschland sich stärker ausgewirkt und nirgendwo größere Zerstörungen herbeigeführt als in Bonn. Floß war darin bis zu seinem Tode tief verwickelt.

Nicht so sehr das Konzil selbst und die Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes waren es, die ihn erregten, sondern die schweren Folgen, die daraus für die Fakultät entstanden. Zwar hat er sich, wie jeder denkende Theologe von damals, mit jenen Fragen lebhaft beschäftigt; einen in Rom weilenden Freund beauftragte er, die dort erschienenen Broschüren von Rauscher, Ketteler, Hefele usw. und die Gegenschriften ihm zu besorgen. Aber er selbst griff in den theologischen Streit nicht ein. „Ich kann mich nicht entschließen", bekennt er im Tagebuch zum 25. Februar 1870, „in den ohnehin aufs äußerste erregten Strömungen schriftstellerisch dazwischen zu treten. Was soll uns ein in rebus fidei et morum fehlbarer Papst? Wenn das, so wird man in jeder bezüglichen Entscheidung an das Konzil appellieren. Und wenn das entscheidet, wird man jedesmal fragen, ob es wirklich ein ökumenisches war. Allein nur ein Papst in Verbindung mit der Gesamtkirche als den Gliedern kann in rebus fidei et morum unfehlbar sein; er spricht aus, was in der Offenbarung liegt und in der Gesamtkirche lebt. Man sollte aber in Deutschland bedenken, daß nicht das Erblassen der Auktorität das kirchliche Leben fördert. Anderseits aber sollte man in Rom nicht vergessen, daß nur das richtige Ebenmaß von Auktorität und Freiheit dem Apostolischen Stuhle ziemt und von jeher Roms Größe ausmachte." Der Entschluß, sich von dem literarischen Kampfe fernzuhalten, ging auch wohl aus der richtigen Selbsterkenntnis hervor, daß ihm dazu die wissenschaftlichen Vorbedingungen fehlten; weder die dogmatische noch die kirchengeschichtliche Seite hatten bisher im Bereiche seiner Studien gelegen. Die angeführten Äußerungen beweisen, daß Floß grundsätzlich ein Anhänger der Unfehlbarkeitslehre war; sie machen es aber auch wahrscheinlich, daß er die förmliche Definition der Lehre nicht für nötig und angezeigt hielt — ein Standpunkt, den viele in Deutschland, auch unter den Bischöfen, einnahmen. Dagegen verurteilte Floß entschieden das heftige Parteigetriebe gegen das beabsichtigte Dogma. Dem oben erwähnten Freunde schrieb er: „An den Agitationen der Kollegen habe ich, wie Sie gefunden haben, mich nicht beteiligt. Ein Konzil ist kein Parlament. Bei Parlamenten mögen Zeitungsemeuten und Klubs an der Stelle sein; bei Konzilien waren sie, wo sie ver-

sucht wurden, nie vom Guten." „Der organisierte Adressensturm[158] [Zustimmungserklärung an Döllinger] ist auch im vorliegenden Falle durchaus unkatholisch", bemerkte er im Tagebuche. Unter den vorgelegten Entwurf, dem die Kollegen Dieringer, Hilgers, Reusch und Langen zustimmten, schrieb er entschlossen: „Nicht einverstanden."

So traf ihn der 18. Juli, der Tag der Entscheidung in Rom, klar und fest und in voller Unterwürfigkeit. Anders die Fakultät. Alle Ordinarien außer Floß traten in die offene Opposition gegen den Spruch des Konzils. Dieringer, der auch nach der Verkündigung des Dogmas in schroff ablehnender Haltung öffentlich verharrte[159],

[158] Über das Zustandekommen der Bonner Adresse geben die Aufzeichnungen des Tagebuches einige nicht uninteressante Aufschlüsse: „Reinkens schrieb ihm [dem Prof. Knoodt], daß in Breslau die Unterzeichnung der dortigen Adresse guten Fortgang habe, und er für hier sorgen möge. Er ging deshalb zu Reusch, dieser bearbeitete Dieringer, der sich dazu verstand etwas aufzusetzen. Sein Elaborat war matt und schlaff und hatte nicht den Beifall von Knoodt, der aber der Vorstellung nachgab, daß hieran Dieringer gebunden sei, und auf seine Unterschrift viel ankomme. Vielleicht hat Reusch noch kleine Veränderungen mit dem Verfasser vereinbart. So entstand die Vorlage von Reuschens Hand, der dann unverzüglich Abschrift nach Prag [an Schulte; die Prager Adresse stimmte mit der Bonner überein] schickte. ... Am Morgen, nachdem mir das Elaborat vorgelegen hatte, sprach ich Walter darüber in der Universität vor der Vorlesung und tadelte Dieringers Vorgehen, was Walters ganzen Beifall hatte. Knoodt wußte das und behauptete, auch Walter würde unterschrieben haben ohne meine Dazwischenkunft, was natürlich Walter in keiner Weise zugeben will."

Zur Würdigung der damaligen Adressenbewegung überhaupt ist bemerkenswert, was das Tagebuch zum 18. März 1870 bietet: „Während der Fastnacht besuchte mich der Bürgermeister Ridder von Neuß. Er teilt mir mit, daß die Neußer Adresse an den Erzbischof von meinem Kollegen Langen gemacht ist, der sie einem dortigen Arzte, seinem Freunde, schickte. Es wurde dabei angegeben, der Erzbischof wünsche und erwarte solche Adressen. Ridder meint indes, sie würde keine Unterschriften gefunden haben, wenn nicht vom Religionslehrer [des Gymnasiums] Rheinstädter und einem Kaplan N. so außerordentlich stark und nachdrücklich für die Infallibilität gepredigt worden. Da habe mancher unterschrieben, bloß um seinem Unmute Luft zu machen. Mehrere hätten ihm [gegenüber] ausdrücklich sich also ausgesprochen. Auch August Reichensperger sagte mir, als ich ihn vor etwa sechs Wochen besuchte, er könne es niemand verübeln, daß er die Adresse an Döllinger unterzeichne. Denn die rücksichtslosen Äußerungen des P. Rive [Jesuit, Domprediger in Köln] in den Predigten und Konferenzen trieben dazu. Die katholischen Kammermitglieder Mallinckrodt, Peter Reichensperger u. a. hätten sich im Januar an Antonelli [Staatssekretär Pius' IX.] gewandt mit der Bitte, die Unfehlbarkeitsfrage möge fallen gelassen werden. Man hielt es still, damit es nicht in die Zeitungen komme."

[159] In der Protestversammlung zu Königswinter am 14. August, bei der er sich lebhaft beteiligte, kennzeichnete er noch das Dogma als ein Werk der (neuscholastischen) „Partei" (J. F. von Schulte, Der Altkatholizismus [1887] 139). Die Zusammenkunft war zwar geheim, aber einige Tage nachher stand alles in der Köln. Ztg. zu lesen, wie Floß im Tagebuche feststellt.

verstand sich allmählich dazu, seinen Frieden mit der Kirche zu machen. Die übrigen indes blieben hartnäckig, so daß ihnen die kirchliche Ermächtigung zur Ausübung des Lehramtes (missio canonica) entzogen und sie von allen priesterlichen Funktionen suspendiert werden mußten[160]. Die Seele des Widerstandes bildete Reusch, der auch der böse Geist bei Dieringer war. Bei ihm wirkte stark mit die langjährige Verbissenheit gegen den Erzbischof Melchers, der, wie früher schon, so noch 1869 ihm ernstliche Vorstellungen wegen der Haltung seines Theologischen Literaturblattes gemacht hatte (Schulte a. a. O. 141). Auch bei Dieringer spielte die persönliche Verstimmung gegen den Oberhirten (s. oben S. 126) merkbar hinein, dessen scharfes, übrigens von Rom gefordertes Vorgehen nach der Konzilsentscheidung von katholischen Laien, die der Kirche treu blieben, ebenfalls starken Tadel erfuhr[161]. Dieringers Stellungnahme zur Zeit des Konzils war um so auffallender, als er ursprünglich gar kein Gegner der Unfehlbarkeit gewesen war, sich vielmehr deutlich genug für sie erklärt hatte[162]. Erst durch seinen immer mehr sich ausprägenden Gegensatz zu den Neuscholastikern (s. oben S. 117) war er in das entgegengesetzte Lager getrieben worden. Dieser Umstand, wodurch er wie ein Abtrünniger erschien, war geeignet, sein akademisches Lehramt auch

[160] Die langen Verhandlungen hierüber bei Schulte a. a. O. 123—157.

[161] Das Tagebuch berichtet über eine Unterredung mit Alfred von Reumont am 2. Nov. 1870: „Er war aufgeregt gegen den Erzbischof von Köln. Die Herren Bischöfe hätten zuerst die Welt alarmiert durch ihren Widerspruch auf dem Konzil. Nun wollten sie die Welt mit der weißen Stelle ihrer Hirtenbriefe beschwichtigen. Der Kölner treibe die Sache auf die Spitze. Er habe keine Vorliebe für die Jansenisten, aber der Sieg der Jesuiten habe der Kirche nicht genützt, sondern die Zustände des vorigen Jahrhunderts mit der Revolution möglich gemacht. Der neue Sieg der Jesuiten schade unendlich. Der Papst sei nun unfehlbar, aber habe keinen Fußbreit Landes mehr unter den Füßen. Er habe auf die traditionelle Mäßigung Roms gerechnet. Dieses Vertrauen sei fort. Die gegenwärtigen Siege [im deutsch-französischen Kriege] würden mit den katholischen Truppen errungen, allein sie seien Siege des Protestantismus. Dabei sei diesseits der Alpen die Kirche aufgeblüht, und nun zerstöre man sie gründlich und schlage die Wissenschaft nieder an den Boden. Er wolle in diesen Tagen mit seinem Namen sich in der Allg. Ztg. vernehmen lassen." Der Oberbürgermeister Kaufmann von Bonn ließ sich ebenfalls bitter über den Erzbischof aus (Tagebuch zum 25. Nov. 1870), diesen „ziemlich harten Kopf und im Notfalle aufgelegt, quer durch die Wand zu gehen. Neben ihm Räte ohne Kopf, wie Kirch, oder wenig gewickelt, wie Kleinheidt, oder schlau, aber ohne fundamentierten Hintergrund, wie Dumont. Da könne man das Ende klar vorausberechnen."

[162] Laienkatechismus über Religion, Offenbarung und Kirche. 2. Aufl 1868 (1. Aufl. 1865) 441—444.



nach der katholischen Seite hin unhaltbar zu machen, wie es nach der andern Seite unhaltbar geworden war durch seinen Widerstreit gegen das vatikanische Dogma und sein darauf folgendes Zurückschwenken zur Kirche. Er glaubte sich deshalb genötigt, sowohl seine Professur als auch das Kanonikat am Kölner Dom niederzulegen[163]. Am 8. Mai 1871 verließ er Bonn und zog sich auf die ihm verliehene Pfarrei Veringendorf in Hohenzollern zurück.

So sehr dieser Schritt menschlich zu verstehen ist, so unheilvoll wurde er für die Fakultät. Sie geriet nun fast ganz in die Hände der Altkatholiken, die ihre Lehrtätigkeit für eine Handvoll Studierender ihres Bekenntnisses wieder aufnahmen, diesen die Stipendien zuwandten, das Dekanat für sich behielten und daher auch die ausschließliche Vertretung der Fakultät im Senat hatten. Diese beherrschende Stellung wurde noch verstärkt durch die Versetzung des altkatholisch gewordenen Dogmatikers Menzel von Braunsberg nach Bonn. Die beiden katholisch gebliebenen außerordentlichen Professoren Roth und Simar und der einzige Privatdozent Kaulen konnten dagegen nicht aufkommen. Ebensowenig der Ordinarius Floß, sowohl weil er in der Fakultät längst isoliert dastand und in den Geschäften beiseite geschoben war (s. oben S. 126), als auch weil seine Bedeutung an der Universität durch die Paritätskämpfe und den Streit mit Gildemeister vernichtet war. Hätte Dieringer das Opfer gebracht, auszuharren, so wäre die Lage der Fakultät wesentlich besser gewesen. Nicht nur wäre ihr eine katholische Lehrkraft mehr erhalten geblieben, sondern sein persönliches Ansehen in der Öffentlichkeit und beim Gesamtlehrkörper der Hochschule, mochte es auch durch die letzten Wirren gelitten haben, hätten auch einigermaßen ein Gegengewicht gegen die Herrschaft der Altkatholiken gebildet. Daher urteilte der mit den Verhältnissen genau bekannte Oberbürgermeister Kaufmann, „die Fakultät sei nicht zu retten. Auf der einen Seite stehe von Sybel, der um die Wahl der Mittel

163 Wie heikel seine Lage geworden war, ersieht man aus dem Floß'schen Tagebuche (4. und 12. 1. 1871): „Bitterböser Artikel über Dieringer in der Allg. Ztg. Nr. 3, offenbar vom Kollegen Langen oder einem Kölner Anhängsel desselben. Dieringer scheint nur noch dazusein, um Schläge zu empfangen. ... Auch soll Langen kein Geheimnis daraus machen, den Artikel der A.A.Z. über Dieringer geschrieben zu haben. Auch sei nun beschlossen, die Akten der Königswinterer Versammlung drucken zu lassen. ... Der Artikel in der A.A.Z. soll die Nuntiatur in München wachrufen und Dieringer in ihren [der Bonner Kollegen] Fall mitverwickeln. Dazu denn auch die beschlossene Publikation der Protokolle von Königswinter" [sie sind nicht veröffentlicht worden].



nie verlegen, das Äußerste aufbieten werde. Daneben der Kurator Beseler, der wie ein Stier mit hohen Hörnern darauf losgehen [werde], und an der Spitze der Universität als Rektor Veit [Professor der Medizin], ordinär bis auf die letzte Grenze und zu jeder Herausforderung aufgelegt" (Floß' Tagebuch zum 25. Nov. 1870). Und dennoch ist die Fakultät gerettet worden. Das war das Verdienst von Floß, wie wir noch sehen werden.

Wenn man auch das traurige Schicksal der Fakultät, durch das ja niemand unmittelbarer und stärker in Mitleidenschaft gezogen wurde als der einzige übriggebliebene katholische Ordinarius, außer Betracht läßt, so empfand er mit tiefem Schmerze die allgemeinen Vorgänge, den Verlust der vielen von ihm hochgeachteten oder ihm befreundeten Männer, die jetzt mit der Kirche zerfallen waren. Als Pius IX. bei einer Audienz (1876) ihn fragte, wie es gekommen sei, daß seine Kollegen „protestantisch" geworden, brach der Mann mit dem weichen Herzen statt der Antwort in Tränen aus, die seine Stimme erstickten. Floß hat keineswegs zu jenen gehört, die damals harten, wennschon sachlich durchaus berechtigten Sinnes eine strenge Ausscheidung aller halben oder zweifelhaften Elemente aus der Kirche wünschten und betrieben. Der in alles eingeweihte Hüffer (Lebenserinnerungen [1912] 311) bezeugt: „Er ist als einer der ärgsten Eiferer verschrien worden, obgleich ihm in der Tat nichts ferner lag als eine fanatische, rücksichtslos durchgreifende Starrheit. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so würden vermutlich die unheilvollen Streitigkeiten des Erzbischofs mit den Bonner Theologen ganz vermieden worden sein." Ob dies möglich gewesen wäre, läßt sich füglich bezweifeln. Aber Hüffer selbst ist ein Beispiel dafür, wie der Verschriene zu halten, wenigstens äußerlich zu halten suchte, solange es noch eben möglich schien. Der Bonner Kanonist, obgleich längst mit seinem katholischen Glauben zerfallen und obgleich er der Verfasser des Königswinterer Protestes gegen die Entscheidung des Konzils war, brach formell nicht mit der Kirche und fuhr fort, auch für die Theologen das Kirchenrecht vorzutragen, wobei er aus seiner Verurteilung des vatikanischen Dogmas kein Hehl machte, allerdings in rücksichtsvoller Form. Die kirchliche Behörde dachte deshalb daran, den Studierenden den Besuch jener Vorlesungen zu verbieten. Floß jedoch hat es stets zu verhindern gewußt, wohl in der Erwägung, daß bei Hüffers vornehmer und unaufdringlicher Art die Gefahr für die Zuhörer nicht groß war und ander-

seits ein Verbot auf die Verhältnisse an der Universität und vielleicht auf Hüffer persönlich eine schlimme Rückwirkung hätte ausüben können[164]. Noch 1879 (2. 12.) und wiederum 1881 (26. 1.) verhandelte er hierüber mit dem kölnischen Geheimdelegaten Kleinheidt und erreichte auch, daß Hüffer bis zu Ende unangefochten geblieben ist. Auch sonst spielte er den Schutzengel gegen oberhirtliche Mißgriffe. Der Pfarrer Reinkens von St. Remigius in Bonn beobachtete eine sehr zweifelhafte Haltung in bezug auf das neue Dogma, weshalb der Erzbischof ihn zu bannen beabsichtigte. Floß eilte, wie mir aus einer mündlichen Mitteilung von ihm bekannt ist, nach Köln und hielt durch die Vorstellung, daß dieser hochangesehene Priester (vgl. Annalen 110 [1927] 202 ff.) die halbe Stadt mit sich fortreißen könnte, den Schlag ab; der Pfarrer fand sich denn auch bald zurecht.

Viel Mühe hat sich Floß gegeben, Döllinger zur Umkehr zu bewegen. Die alte Freundschaft mit dem greisen Gelehrten und die Erwägung, welche Dienste dieser Mann einst der Kirche geleistet hatte und was er jetzt für die Gegner bedeutete, spornte ihn zu Versuchen an, obgleich sie wenig Aussicht auf Erfolg boten. Nachdem er 1876 ihn persönlich in München aufgesucht hatte, um das Feld zu sondieren, und auch freundlich aufgenommen worden war, ging er im Oktober des nächsten Jahres nochmals zu ihm. Zwar machten ihm der päpstliche Nuntius[165] und der Professor Schegg,

[164] Welche Vorsicht geboten war, damit nicht weitere gefährliche Verwicklungen in diesem Punkte entständen, erhellt aus folgender Aufzeichnung von Floß (Tagebuch 1870): „Gegen Hüffer hatte ich von einer Mitteilung Kaulens [Privatdozent und Repetent des Konviktes] Gebrauch gemacht, der sich dahin aussprach, man könne doch die Studenten nicht bei Kampschulte [dem kath. Prof. der Geschichte] Mittelalter hören lassen unter sotanen Umständen. Leider muß ich am Nachmittag hören, daß der Inspektor [des Konviktes] eine Klageschrift des Kurators erhalten hat, er solle sich äußern, ob ihm Aufträge zu Verboten von Vorlesungen zugegangen seien und speziell, ob Kaulen den Studenten die Vorlesung bei Kampschulte untersagt habe. Ein anderes Mal bin ich vorsichtiger." Der Eifer Kaulens ging zu weit; denn, wenn auch Kampschulte sich der Bewegung gegen die vatikanische Entscheidung angeschlossen hatte, so konnten doch Vorlesungen über mittelalterliche Geschichte kaum gefährlich sein, zumal bei der sonst ruhigen und friedfertigen Art dieses Gelehrten. Floß spricht kein Urteil über Kaulens Vorgehen aus, aber schwerlich hat er es gebilligt. Wie er auch sonst für ein nachsichtiges Ignorieren war, beweist eine Bemerkung in den Tagebüchern (Okt. 1877). Zu der Mitteilung Döllingers, der Erzbischof Manning habe den Lord Acton auf seinen Glauben in betreff des Vatikanums befragen wollen, er (Döllinger) aber ihm geraten, sich darauf nicht einzulassen, fügt Floß hinzu: „Letzteres scheint auch mir richtig."

[165] Er äußerte, „Döllinger habe keine Frömmigkeit und ohne diese gehe es doch beim Priester nicht". Er legte ihm „Döllingers Rede über Aventin in der Allg. Ztg. vor. Danach sei das Konzil von Trient kein freies Konzil mehr." Nach einer zwei-



mit denen er sich vorher besprach, keine Hoffnung, daß er etwas erreichen würde. Den Inhalt zweier sehr langen Unterredungen hat Floß in seinem Tagebuche (Okt. 1877) aufgezeichnet, der einiges neue Licht auf die Stimmung und die Anschauungen des verirrten Theologen wirft, weshalb das Wesentliche daraus hier wiedergegeben sei. Von vornherein suchte Döllinger alle Auseinandersetzungen mit der Erklärung abzuschneiden, Floß und er „befänden sich auf ganz verschiedenem Boden und hätten nichts Gemeinsames mehr", womit er eingestand, den katholischen Boden verlassen zu haben. Dann griff er die Unfehlbarkeitslehre mit der „päpstlichen Genehmigung und Billigung der Hexenverfolgungen" und der kirchlichen Mitwirkung bei den mittelalterlichen Ordalen an, durch die unzählige Menschen unschuldig umgekommen seien — was alles doch für einen Theologen sehr seltsam ist, da in jenen Dingen nie eine lehramtliche Äußerung der Päpste erging und somit deren Unfehlbarkeit gar nicht berührt wird[166]. Ebenso töricht war Döllingers Behauptung, „fortan könne jede gründliche wissenschaftliche Forschung entbehrt werden; Rom, der unfehlbare Papst, entscheide". Ernsthafter dagegen, wenn auch theologisch nicht haltbar, war die Forderung, „man müsse historisch nachweisen, daß die päpstliche Unfehlbarkeit allezeit und überall gelehrt worden sei. Das könne man nie und nimmer. Wieder: wie wolle man die 4. und 5. Sitzung von Konstanz mit dem Vatikanum vereinigen? Auch bei Honorius sei alles, was man sage, nur Notbehelf und könne vor keiner wissenschaftlichen Geschichtsforschung bestehen." „Im Grunde", schreibt Floß, „ist nun seine Ansicht, das ganze ultramontane Kirchensystem beruhe auf Fälschungen von den pseudo-isidorischen Dekretalen an. ... Seines Erachtens sei die Differenz vom Ausgange des Heiligen Geistes kein Grund gewesen, die Griechen auszuschließen. Diese Ausschließung halte er überhaupt für ungerechtfertigt. Er rechnet auch die schismatischen Griechen noch zur Kirche. Hernach habe man den hl. Thomas durch den Pseudo-

ten Besprechung mit dem Nuntius wünschte dieser doch, daß Floß zu Döllinger gehe. (Floß' Tagebuch Okt. 1877.)

[166] Hierbei mit der Behauptung, seit 1870 sei für die Kirche gar keine Hoffnung mehr, auf den Kulturkampf zu sprechen kommend, machte Döllinger die interessante Bemerkung, über die Broschüre des Bischofs Martin von Paderborn „Nicht Revision, sondern Aufhebung der Maigesetze" habe Sybel „unendlich gejubelt; da habe man es nun doch schwarz auf weiß, was man wolle: Kampf bis aufs Messer...."

Cyrill getäuscht. So sei die Unfehlbarkeit in die Schulen gekommen und in den Orden vertreten worden. Nun sei das Verbrennen der Ketzer erfolgt. So reihe sich Fälschung an Fälschung. Das System habe man gewollt, und da keine Zeugnisse da waren, habe man sie gemacht." Als ihm Floß darauf vorhielt, er „erschrecke bei dem Gedanken, daß Döllinger die Kirche seit tausend Jahren als ein Gewebe von Lug und Trug betrachte", antwortete er, „auch er sei entsetzlich erschrocken, als er es zuerst gefunden; allein es sei so, und die Wahrheit müsse vor allem anerkannt werden".

Für die psychologische Erklärung, wie der Münchener Theologe auf die abschüssige Bahn geriet, ist beachtenswert auch seine Klage über die vermeintlich in Rom herrschende Geistigkeit. In dieser Hinsicht sagte er zu Floß, „für alles das, wofür er sein Leben bestimmt habe, finde sich in Rom kein Interesse und Verständnis. Da frage man nur: Was nützt uns? Was bringt uns etwas ein? Was stärkt unsere Macht? Er sei 1858 wenige Wochen in Rom gewesen. Überall nur krasse Unwissenheit und Fabel, Schutt auf Schutt. Theiner wollte ihm zu Ehren einige Herren einladen; er bat denselben, Theologen einzuladen, mit denen man über etwas sprechen könne. Es geschah. Allein nichts, nichts [als]: wenn der Heilige Vater es so genehmigt, wenn der Heilige Vater es so will, das war immer der letzte oberste Grund und Schluß. Und so bei Theologen und so bei Kardinälen, überall. ‚Mit welchen Gefühlen ich damals von Rom fortgefahren bin, wie könnte ich es sagen?', fuhr er fort, ‚ich war fertig.' Und nun das Jahr 1870, das alles zum Prinzip erhoben. Da kann ich nicht mehr mit." Auf die Frage, wann etwa die Wendung in ihm vorgegangen sei, erfolgte die Antwort: In den sechziger Jahren. Auch darüber, wie nun Döllinger sich innerlich mit seiner Lage als Exkommunizierter abfand, erhalten wir Aufschluß. Nachdem er gestanden hatte, auch er würde sich gern an einer klaren Stellungnahme vorbeigedrückt haben, wenn ihm nicht auf Betreiben des Nuntius die Pistole auf die Brust gesetzt worden wäre, äußerte er, „noch in diesen Tagen habe ihm Arneth [Direktor des Hof- und Staatsarchivs in Wien] gesagt, Kardinal Rauscher habe bald nach dem Konzil in der Kammer erklärt, er werde niemanden zur Annahme der vatikanischen Dekrete anhalten. So sei er (Döllinger) jetzt exkommuniziert. Lebte er in Wien, so sei er es nicht, und lebte er in Tübingen, so sei er es auch nicht; der Hefele würde sich gehütet haben, da er Briefe von ihm bewahre,

die ihm das unmöglich gemacht haben würden[167]". Angesichts solcher Ausflüchte rückte ihm Floß vor, „ob er denn sich nicht als direkten Feind der Kirche betrachten müsse", worauf er die Antwort erhielt, „auch er rechne sich zur Kirche, nur fasse er den Begriff weiter, so daß auch die Griechen noch hineingehörten". Und als jener wiederholt betonte, „wie er doch vor dreißig Jahren ganz entgegengesetzt gedacht habe", gab Döllinger dies zu, nur sei er auch damals nicht Infallibilist gewesen", und Floß bemerkt hierzu: „Was allerdings richtig ist."

Durch die Bemühungen um Döllinger war Floß in persönliche Beziehungen zu dem Münchener Nuntius Aloisi-Masella gekommen. Dies gab den Anlaß, daß er auf dessen Ersuchen in den Jahren 1877 bis 1879, also in der heißesten Zeit des Kulturkampfes, Berichte über die kirchliche Lage in den Diözesen Köln und Trier schrieb. Die vorhandenen Briefe des Nuntius beweisen es, die Berichte selbst aber, die mit äußerster Sorgfalt und unter großen Mühen — die wirren Verhältnisse erschwerten ja außerordentlich die Sammlung von Nachrichten — verfaßt waren[168], sind im Nachlasse nicht erhalten.

Die Not der Zeit führte ihn auch vorübergehend in den politischen Kampf, jedoch bloß mit der Feder und im stillen, da zu öffentlichem Auftreten ihm Naturanlagen und Neigung fehlten. Zu dem schlechten Ausfalle der Bonner Wahlen im November 1870 bemerkt er im Tagebuche: „Die Schuld liegt lediglich an mangelnder Organisation. Man muß sich die Listen verschaffen, die Gesinnungsgenossen herausnehmen und sie so einteilen, daß einer fünf andere mitbringt. Für eine zukünftige Wahl ist das gut zu bedenken." Er selbst war in ungeschickter Weise als katholischer Wahlkandidat aufgestellt worden, wozu er sich gar nicht eignete, so daß August Reichensperger

[167] Merkwürdiges berichtete er über Bischof Hanebergs († 31. 5. 1876) Verhalten. Diesem „habe die Sache harten Kampf gekostet. Kurz vor seinem Tode [31. 5. 1876] noch habe er ihm geschrieben, seine Antwort sei durch den Tod unterblieben. Haneberg habe ihm anfänglich wiederholt gesagt, es sei ihm unmöglich, dem Konzile beizutreten, man brauche nur den Athanasius zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der von der römischen Infallibilität nichts wisse. Schließlich sei Haneberg auf die Idee gekommen, man könne sie nur glauben, wenn man annehme, sie sei eine neue Offenbarung, die durch Inspiration erfolgt sei. Mit der Idee habe Haneberg sich abzufinden gesucht."

[168] Der Studienrat Claes in Eschweiler, der Gemahl einer Nichte von Floß und während jener Jahre als Student in seinem Hause lebend, bezeugt es in einer handschriftlichen Bemerkung im Nachlaß, der später eine Zeitlang in seinen Händen war. Er erzählt, der Professor habe einmal „vierzehn Tage hintereinander mit fast totaler Aufopferung der Nachtruhe" an einem Berichte gearbeitet.



erklärte, Floß sei zum Abgeordneten „absolut nicht zu gebrauchen“ (ebd.). Dagegen arbeitete er von Anfang an mit der ihm angeborenen maßlosen Selbstaufopferung für die Schaffung einer katholischen Presse, wie er auch noch 1877 für die Kölnische Volkszeitung schrieb. An dem Entstehen der Deutschen Reichszeitung in Bonn war er nach der geistigen Seite hin in erster Linie beteiligt. In dem Nachrufe auf ihn (1. Mai 1881) erzählt die Zeitung: „Bei der Gründung der D. R. war er Tag und Nacht unermüdlich tätig, bis das Unternehmen gesichert war. Ja wir erinnern uns noch lebhaft, wie er zwei Nächte vor Erscheinen der ersten Probenummer dieser Zeitung [Ende Dez. 1870] ... auf dem Redaktionszimmer redigierend und korrigierend durchgearbeitet hat, bis die Natur ihr Recht verlangte und er auf ... dem Sopha in kurzen Schlummer sank.“

Indes sah er mit Recht seine eigentliche Lebensaufgabe während dieser Jahre in der Sorge um den Fortbestand der Fakultät als einer katholischen, damit sie nicht ganz den Altkatholiken anheimfiele und damit vielleicht für immer verloren wäre (s. oben S. 116 A. 149). Dafür hat er in der Tat seine Ruhe und seine Kraft und schließlich die Gesundheit willig zum Opfer gebracht. Es mußte Vorkehr getroffen werden, daß die ganze Reihenfolge der notwendigen oder herkömmlichen Vorlesungen noch von katholischen Dozenten gehalten würde. Da nun die noch der Kirche verbliebenen außerordentlichen Professoren Roth und Simar und der Privatdozent Kaulen sich auf ihre Fächer, Pastoraltheologie, Dogmatik und Exegese des Alten Testamentes, zu beschränken genötigt waren, hatte Floß alles übrige auf seine Schultern zu nehmen: Enzyklopädie, Moraltheologie, Kirchengeschichte mit allen Nebenzweigen (Archäologie, Patrologie, kölnische Kirchengeschichte), die neutestamentliche Exegese, Homiletik nebst Predigtübungen. Als dann Roth wegen unheilbarer Krankheit 1877 ausschied, fielen ihm auch noch die Pastoraltheologie und die Katechetik mit den Übungen zu. Dabei las er alle von ihm übernommenen Fächer vollständig und in regelmäßiger Abfolge, so daß er gezwungen war, manchmal an einem Tage fünfmal den Lehrstuhl zu besteigen. Die altkatholische Mehrheit der Fakultät machte zwar den Versuch, ihn und seine kirchlich gebliebenen Kollegen durch den Anspruch zu hindern, die von ihr vertretenen Fächer dürften von keinem andern vorgetragen werden, aber Floß ließ sich, gestützt auf sein satzungsmäßiges Recht, nicht beirren und fuhr bis zum Tode fort, in seiner

Person die Lehrtätigkeit fast einer ganzen Fakultät darzustellen. Aber auch für Zuhörer mußte gesorgt werden, sollte der Betrieb gesichert und dem Häuflein der altkatholischen Studierenden eine einigermaßen stattliche Zahl von katholischen entgegengestellt bleiben, was für die Erhaltung des kirchlichen Charakters der Fakultät besonders wichtig war. Da in der traurigen Zeit des Kulturkampfes das Studium der katholischen Theologie reißend abnahm und dazu viele der Kölner Diözesanen aus begreiflichen Gründen statt der Bonner Hochschule eine auswärtige wählten, zog Floß unter unsäglichen Mühen aus Nachbardiözesen, namentlich aus der trierischen, deren Seminar durch die Regierung geschlossen worden war, Studierende herbei. Und wie sorgte er mit väterlicher Hingabe und unter persönlichen Opfern, die Theologen moralisch zu stärken und mit Stipendien zu unterstützen[169]! Hüffer, der das stille Wirken des Freundes aus nächster Wahrnehmung kannte, durfte mit Fug schreiben (Lebenserinnerungen [1912] 310 f.): „Unermüdlich war während des Kulturkampfes seine Tätigkeit, die Studierenden und die Fakultät zusammen und aufrecht zu erhalten. Wenn nicht ein völliger Zusammenbruch erfolgte, ist es gewiß nicht zum wenigsten seiner Tätigkeit zuzuschreiben.“ Vielleicht dürfte man viel entschiedener sagen, es sei wesentlich sein alleiniges Verdienst gewesen. Ein Nachruf in der Köln. Volkszeitung (1881 Nr. 123) sprach es offen aus: „Wenn die katholisch-theologische Fakultät bis heute ihre Existenz bewahrt hat, verdankt sie es vor allem seiner unermüdlichen, sich selbst rücksichtslos aufopfernden Tätigkeit. Auch die Gegner mußten in ihm den Mann achten, der mit unwandelbarer Treue und Unerschrockenheit und doch ohne persönliche Bitterkeit die Interessen seiner Kirche verteidigte.“

Alle diese ein Jahrzehnt sich hindurchziehenden Mühen und Kämpfe waren von stetigen heftigen Reibungen in der Fakultät begleitet. Es waren keine Dinge von großer und allgemeiner Bedeutung, um die es sich dabei handelte, und konnten es auch nicht sein, da die Haltung der Fakultät zu den Zeitfragen und ihre Stellung an der Universität durch die unbedingt gebietenden Altkatholiken ein für allemal feststand und Floß vollständig beiseite ge-

[169] Als in Köln die staatliche Beschlagnahme das Bistumsvermögens bevorstand, eilte Floß dorthin und nahm kurzer Hand alle baren Gelder mit, um sie unter die Bonner Studenten zu verteilen. In solchen Dingen war er nicht ängstlichen Gewissens.



schoben und zur Ohnmacht verurteilt war. Er konnte nur als Beschützer für die Belange der römisch-katholischen Studierenden der Fakultät auftreten. Fast ausschließlich galt es, ihnen den Genuß der Stipendien und akademischen Geldpreise (Hohenzollern- und Diergardt-Stiftung), über deren Verteilung die altkatholische Majorität zu verfügen hatte, möglichst zu sichern. Unermüdlich spornte Floß die Studenten zu Bewerbungen an und führte dann in der Fakultät unter harten Kämpfen ihre Sache. Sie aus den Akten näher zu beleuchten, verlohnt sich nicht. Nur das eine sei gesagt, daß der Anwalt dabei nicht bloß mit großer Zähigkeit vorging, sondern mitunter auch mit einer Schärfe, die vielleicht über das notwendige Maß hinausreichte und ihm viel Ärger eintrug. Wie dies menschlich zu verzeihen ist, so ist es auch begreiflich, daß er den Gegnern ihre Alleinherrschaft in der Fakultät so sauer als möglich zu machen suchte, was ihm dann selbst Bitterkeiten auf Bitterkeiten bereitete.

Unter diesen Umständen und angesichts der übermenschlichen Arbeitslast, die ihm das Lehramt auferlegte, ist es erstaunlich, wieviel Zeit er noch für wissenschaftlich-literarische Arbeit fand. Zwar sind es nur kleinere Beiträge, die mit einer Ausnahme alle in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein erschienen, aber sie verraten den Reichtum an ungedruckten Quellen, über die er verfügte und die zu erschöpfen ihm bei weitem nicht vergönnt gewesen ist. Der bedeutendste Aufsatz ist der über „Die Clematianische Inschrift" (Annal. 26/27 [1874] 177—196), der mit epigraphischen Gründen deren Echtheit glücklich verteidigt und aus guter philologischer Gelehrsamkeit und aus reicher Kenntnis der Quellen des Altertums den Inhalt erläutert. Die für ihre Zeit bedeutende Arbeit[170] ist durch spätere Forschungen überholt worden, namentlich durch die jüngsten glänzenden und mit bewunderns- werter Quellen- und Literaturkenntnis durchgeführten Unter-

[170] Nach der Bemerkung S. 177 A. 1 war sie ein Stück „aus einer größern Arbeit über die ältere Kirchen- und Kulturgeschichte des Niederrheins", womit offenbar der Anfang einer groß angelegten kölnischen Kirchengeschichte gemeint ist, an der Floß seit langem gearbeitet hatte, die aber nicht über die Anfänge hinaus gediehen ist. Das Ms. befindet sich nicht mehr im Nachlasse, wahrscheinlich hat der Verfasser es dem Erzbischof übergeben, der bei ihm auf eine Geschichte des Erzbistums drängte. Hiervon verschieden ist die noch vorfindliche Handschrift über die kölnische Kirchengeschichte, offenbar das Kollegheft für seine Vorlesungen darüber. Die Darstellung reicht nur bis in das 10. Jahrh. und ist breit angelegt, so daß für die ältere Zeit alle Quellen und Legenden vorgeführt werden.

suchungen Levisons [171], die als abschließend gelten dürfen. Levison erkennt die Verdienste von Floß an (a. a. O. S. 14 A. 1, 2, 5; 18 A. 1, 3; 19 A. 2; 20 A. 1), wie er auch einem frühern Artikel von Floß über die Ursulalegende (Aschbachs Allg. Kirchenlexikon IV [1850] 1106) das verdiente Lob spendet (a. a. O. S. 137 A. 2). Der Geschichte seiner nähern Heimat dienen „Herrschaft Tomberg betreffend" (Annalen 28/29 [1876] 300—306) und „Kapellchen, Servitenkloster vom heiligsten Namen Jesu im Rheinbacher Walde" (ebd. 306—350), letzteres mit vielen bisher ungedruckten Beilagen [172]; eine Fortsetzung dazu bildet der Aufsatz „Kapellchen vom heiligsten Namen Jesu, Franziskanerniederlassung im Rheinbacher Walde 1686—1707" (Annalen 32 [1878] 155—174), ebenfalls mit unedierten Quellen. Die „Legende von St. Reinold" (Annalen 30 [1876] 174 bis 203) führt in die Sagenforschung über den Schutzheiligen Dortmunds und gibt neue kritische Ausgaben seiner beiden Legenden. Dasselbe Heft der Zeitschrift enthält Urkunden und Verordnungen aus den verschiedensten Gebieten der niederrheinischen Geschichte, die dem Sammelfleiße des Bonner Gelehrten zu verdanken sind (ebd. 205, 205 f., 209—212. 212—226. 227 f., 228—230), nebst einer Zusammenstellung der „Territorialverhältnisse im Kreise Rheinbach unmittelbar vor der französischen Herrschaft" (ebd. 230—232). Urkunden vermischten Inhaltes und Glockeninschriften ließ Floß im zweitfolgenden Hefte der Zeitschrift (Annalen 32 [1878] 174 bis 192) drucken. Ob die biographische Skizze über den aus Golzheim bei Düren stammenden Johann Kaspar Kratz, der nach einem abenteuerlichen Leben 1737 als Jesuit und Märtyrer in Tongking endete (Annalen 35 [1880] 93—133), von Floß herrührt oder von ihm nur zum Druck befördert ist, läßt sich nicht sicher feststellen, das letztere aber ist am wahrscheinlichsten; die Arbeit hat übrigens, abgesehen vom Schlusse (S. 130—133), keinen selbständigen Wert, sondern beruht auf einer alten gedruckten Lebensbeschreibung. Dagegen sind in dem gleichen Hefte (35 [1880] 184—186) zwei Urkunden von ihm selbst beigesteuert.

Einige Abhandlungen darstellender Art zur Geschichte des Niederrheins kamen erst nach seinem Tode heraus und lassen daher

171 Das Werden der Ursulalegende (Bonner Jahrbücher 132 [1927] 1—164).

172 „Das Kapuziner- und das Kapuzinessenkloster zu Bonn nebst einem Überblick über die ehemalige rheinisch-kölnische Kapuzinerprovinz" (Annalen 28/29 [1876] 260—284) ist eine fremde Arbeit, die Floß nur herausgegeben hat.



die letzte Hand vermissen. So „Die Kämpfe am Rhein vor tausend Jahren“ (Annalen 36 [1881] 83—109), die Gewinnung Lothringens für das Deutsche Reich behandelnd, ursprünglich ein auf der Generalversammlung des Historischen Vereins 1871 zu Düren gehaltener Vortrag; sorgfältige Quellenforschung und Kenntnis der Literatur zeichnen ihn aus, aber er ist, der wissenschaftlichen Eigenart von Floß entsprechend, nur eine schlichtsachliche Erzählung ohne größere politische und kulturelle Ausblicke. Ferner „Eroberung des Schlosses Poppelsdorf, Sprengung und Erstürmung der Burg Godesberg und Einnahme der kurfürstlichen Residenzstadt Bonn. November 1583 — Februar 1584“ (Annalen 36 [1881] 110—178) mit Aktenstücken aus Münchener Archiven. Für dieselbe Zeitschrift bestimmt, aber dann als besondere Schrift an das Licht getreten ist die Arbeit „Zum klevisch-märkischen Kirchenstreit (eine Erinnerung aus der früheren Geschichte des Kulturkampfes) nebst acht urkundlichen Beilagen“ (Bonn 1883). Sie berichtet über die Kämpfe der Kurfürsten von Brandenburg und der Könige von Preußen gegen die geistliche Jurisdiktion der Kölner Erzbischöfe in den Ländern Kleve und Mark und überhaupt über die staatlichen Bedrückungen, denen die Katholiken dort seit 1614 ausgesetzt waren. Der Verfasser stützt sich auf die Aktenveröffentlichung von Max Lehmann, „Preußen und die katholische Kirche seit 1640 ...“ (1878), zieht jedoch wichtige weitere Quellen heran, die Lehmann mit tendenziösem Verschweigen beiseite gelassen hatte, auch sonst ihm erhebliche Irrtümer (S. 1 f.) nachweisend. Wie diese Schrift von Freundeshand aus dem Nachlasse herausgegeben wurde, so auch eine 34 Stück umfassende Sammlung ungedruckter „Aktenstücke zur Geschichte des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied aus den Jahren 1543—1545“ (Annalen 37 [1882] 120—176), die Ludwig Pastor mit einer Einleitung versah. Schließlich kamen noch „Vier Urkunden über Grundbesitz der Abtei Heisterbach zu Oberkassel“ zur Veröffentlichung (ebd. 177—187).

Daß die ganze wissenschaftliche Arbeit von Floß in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens in Beiträgen für die Annalen des Historischen Vereins aufging, hatte seinen besonderen Grund darin, daß ihm seit dem Jahre 1870 die Leitung des Vereins und seiner Zeitschrift oblag. Zwar bekleidete er bloß das Amt eines Vizepräsidenten, da der erblindete Gründer und Präsident des Vereins diese seine Stellung beibehielt, aber Floß hat bis zu seinem eigenen Tode die

Geschäfte geführt und die Last getragen. Die zweite Periode in der Geschichte des Vereins, nachdem dessen Väter zurückgetreten waren, ist ganz durch seinen Namen und seine Persönlichkeit bezeichnet. Das Vorwort des ersten nach seinem Ableben erschienenen Heftes der Vereinszeitschrift (Annalen 36 [1881] V f.) durfte von ihm rühmen: „Elf Jahre hindurch hat er neben der beinah erdrückenden Last anderer Obliegenheiten auch die Interessen unserer Gesellschaft wahrgenommen, mit einem Eifer, einer Hingebung, wie sie nur durch die herzliche Liebe zu der mit seinem ganzen Wesen verwachsenen rheinischen Heimat und durch die feste Überzeugung von dem Nutzen des Vereins erzeugt werden konnten. Die zahlreich hinterlassenen Vereinspapiere bezeugen, daß er auch hier, wie es seine Art war, mit der vollen Persönlichkeit eintrat, ja daß er noch mehr, als eigentlich von ihm gefordert oder erwartet werden konnte, auf sich zu nehmen liebte. Die letzte wissenschaftliche Arbeit, die ihn beschäftigte, die noch im Schatten des schon nahenden Todes ihm die geistige Frische erhielt, waren die Aufzeichnungen, welche einen vorzüglichen Teil dieses Heftes bilden (‚Eroberung des Schlosses Poppelsdorf ...‘, s. oben), und beinahe seine letzten Gespräche waren erfüllt von dem Gedanken, wie der Verein auch fernerhin seine Tätigkeit erweitern und in würdiger Weise seiner Aufgabe genügen könne.“

Dieses Wirken erwies sich in Verbindung mit der Überlast der lehramtlichen Verpflichtungen als schier erdrückend. Hermann Cardauns, der als Vorstandsmitglied des Historischen Vereins einen Einblick hatte und auch sonst ihm nahestand, schreibt[173]: „Allzuoft durfte man sein mit Büchern und Schriftstücken vollgepfropftes Studierzimmer nicht betreten. Nicht als ob er sich gegen Besuch gewehrt hätte, denn jemand etwas abzuschlagen, dazu war der selbstlose und stets hilfsbereite Mann nicht fähig; aber wer nur eine Ahnung hatte, was alles auf seinen Schultern lag, der fiel ihm nicht ohne wirklichen Grund lästig.“ Floß bezahlte seine Aufopferungsfähigkeit mit dem Verluste der Gesundheit. Der starke Körper verfiel einem „langsamen Siechtum“ (Totenzettel), und Cardauns a. a. O.) bezeugt: „Man geht kaum irre in der Annahme, daß das Übermaß der Arbeit das Ende des kräftigen Mannes beschleunigt hat.“ Den Tod nahe fühlend, schrieb er im Oktober 1879 zu Ostende, wo er vergebens Erholung gesucht hatte, seinen letzten Willen

[173] Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs (1912) 68.

nieder. In diese Zeit fiel noch ein unbeschreiblich harter Schlag, von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel kam.

Erzbischof Melchers hatte 1867 und wiederum 1872 einen Preis für eine Geschichte des Erzbistums ausgeschrieben (Kirchlicher Anzeiger XVI Nr. 24 und XXII Nr. 1). Das war gut gemeint, aber nicht gut überlegt; denn es gab niemand, der dazu fähig gewesen wäre, ja die Aufgabe war wegen des erschrecklichen Mangels an Vorarbeiten damals so unlösbar, wie sie es noch heute ist. Floß ließ sich von dem Oberhirten zu dem Versprechen bewegen, über die erhofften Arbeiten ein Gutachten zu erstatten. Nur seiner grenzenlosen Dienstwilligkeit und seiner Verehrung gegen den Erzbischof ist dies zuzuschreiben; denn niemand wußte besser als er, daß nichts Brauchbares zu erwarten war. Als nun 1876 eine Bearbeitung von dem Düsseldorfer Kaplan Ley einlief, der dazu in jeder Beziehung unvermögend war, wurde sie durch das Generalvikariat Floß zugestellt, mit dem Auftrage, binnen drei Monaten ein Gutachten zu erstatten. Der vielbeschäftigte Professor, der sofort gesehen haben wird, was er vor sich hatte, schob die Aufgabe beiseite und scheint sie trotz wiederholter Mahnungen vergessen zu haben[174]. Sicher war dies ein Unrecht, aber bei seiner von jeher bestehenden Nachlässigkeit und Zerfahrenheit in äußern Dingen leider nichts Ungewöhnliches[175], und wer ihn kannte und seine unendliche Gutmütigkeit erwog, fügte sich in Geduld. Floß empfand selbst diesen Fehler, jedoch ohne sich zu bessern. Einem Freunde in Rom (undatierter Brief aus dem Jahre 1870) klagte er: „Daß es mit der Antwort so lang geworden ist, liegt in einer mir übermächtig gewordenen Unsitte, in welcher das velle adiacet nicht das

[174] Auf dem Begleitbriefe des Generalvikars vom 1. Sept. 1876 findet sich von Floß' Hand die Bemerkung: „Gefunden und gelesen, 9. Nov. 1879."

[175] Schon anfangs der 50er Jahre mußte er zweimal vom Kultusministerium zur Rücksendung einer Münchener Handschrift gemahnt werden. Die Universitätsbibliothek in Göttingen erinnerte 1859 „sehr dringend" an die endliche Rückgabe einer vor zwei Jahren entliehenen Handschrift. Eine 1861 aus der Burgundischen Bibliothek in Brüssel durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft dort zu einem „einmonatlichen Gebrauche" erhaltene Handschrift konnte erst nach drei Jahren durch energische Drohungen zurückerlangt werden. Das Generalvikariat in Köln drängte 1862 auf Zurückgabe eines vor fast drei Jahren zum Zensurbericht übergebenen Manuskriptes. Die Königliche Bibliothek zu Berlin hatte die größte Mühe, wieder in den Besitz ihrer Bücher zu kommen, und mit der Bonner Universitätsbibliothek lag Floß entliehener Bücher wegen in häufigem Streite.



perficere [nach sich zieht], wenn ich nicht gleich zugegriffen und die Sache erledigt habe" (s. auch oben S. 52). Aber nicht ganz mit Unrecht bemerkt Cardauns (a. a. O.): „Heute tut es mir leid, daß ich ihn einmal in einer allerdings arg verschleppten Sache sehr energisch gedrängt habe — ihm durfte man nichts übelnehmen."

In bezug auf das Nichtübelnehmen war Erzbischof Melchers, der freilich Langmut genug geübt hatte, anderer Meinung und griff zu einem Mittel, das nicht gebilligt werden kann. Als Floß am 29. Oktober 1879 von der Festversammlung des Historischen Vereins zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens gegen Mitternacht heimkehrte, fand er ein eigenhändiges Schreiben des Prälaten vor, das die suspensio a sacris ipso iure eintretend über ihn verhängte, wenn er nicht innerhalb vierzehn Tagen das Gutachten erstattet hätte[176]. Man staunt. Die Suspension ist eine sehr harte Strafe und darf nur für ein schweres, und zwar nur für ein kirchliches Vergehen verhängt werden (Cod. iur. can. c. 2308, 3210). Hier handelte es sich verhältnismäßig bloß um eine Kleinigkeit, und diese Kleinigkeit entbehrte des kirchlichen Charakters, war einzig die Nichterfüllung oder Verzögerung einer freiwillig übernommenen Aufgabe mit nichtgeistlichem Inhalte. Es lag nicht allein eine Ungerechtigkeit vor, sondern auch ein Überschreiten der bischöflichen Befugnisse, das auch dadurch nicht gerechtfertigt wurde, daß der Oberhirt später erklärte, er habe „einen heilsamen Schrecken" einjagen wollen. Der Betroffene fühlte sich wie zerschmettert. Er, der Mann von goldener Treue gegen die Kirche, der seit Jahren, über seine Pflichten weit hinausgehend, die größten persönlichen Opfer für sie gebracht hatte, mit Suspension bedroht, bedroht von dem Erzbischofe, dem er mit leuchtender Ergebenheit angehangen und gedient hatte, um dafür Verfolgung und die Feindschaft der Kollegen einzutauschen! Man kann nur annehmen, daß der als Verbannter in Holland lebende Prälat unter dem Drucke seiner eigenen Leiden gehandelt hat.

Floß hätte ruhig die Strafe eintreten lassen können, auf eine Beschwerde nach Rom wäre ihm sicher sein Recht zuteil geworden. In seinem zartkirchlichen Gemüte schlug er einen andern Weg ein. Anstatt, wie es eigentlich angezeigt gewesen wäre, den Auftrag zurückzugeben und das Manuskript undurchgesehen dem Erz-

[176] Außerdem drohte bald darauf Ley ihm mit gerichtlicher Klage um Aushändigung seines Manuskriptes, erhielt aber keine Antwort.



bischofe wieder zur Verfügung zu stellen, schrieb er an diesen noch in der gleichen Nacht einen Brief, der als ein Denkmal seines edlen Wesens wenigstens in den Hauptteilen wiedergegeben zu werden verdient. Er beginnt mit der Entschuldigung: „Es war unverantwortlich von mir, den Auftrag der Anfertigung eines Gutachtens über die fragliche Arbeit anzunehmen. Im Alter von 60 Jahren, mit den Arbeiten von nahezu vier Professuren, allen Sorgen für die Studierenden, stetem Ringen mit der Fakultätsmehrheit und den Behörden und dazu mit Sorgen für meine Familienmitglieder überladen, bleiben mir von morgens 5 Uhr bis zur späten Nacht kaum etliche Minuten täglich für mich, und gehe ich mit fortwährend angeschwollenem rechten Fuß und Bein (vielleicht die Folge einer Herzerweiterung) einer kläglichen körperlichen Zukunft entgegen. Von dem Arzte nach Ostende befohlen, habe ich die fragliche Arbeit mitgenommen, aber da ich nur zwei Stunden täglich arbeiten durfte, sie nicht lesen können, weil jene Stunden für die Beantwortung erforderlicher Korrespondenzen kaum ausreichten. Ich werde nun aber, soweit es mein leidender Zustand gestattet, die Nacht zum Tage machen und das Gutachten inner der peremptorischen Frist zu erledigen suchen, andernfalls von dem anberaumten Tage des 12. November ab der Suspension in demütigster Unterwerfung unter den Willen meines von Gott gegebenen Oberhirten aufs gewissenhafteste mich unterziehen." Dann schildert er seine Sorgen um die Rettung der Fakultät und die Gründe hierfür (s. oben S. 116) und fährt fort: „Um so schmerzlichst tiefern Kummer verursacht mir die Tatsache der über mich eventuell verhängten Suspension. Die innersten Empfindungen meines Herzens sagen mir, daß ich nie wieder wagen kann und wagen werde, als Professor offenen Blickes vor meine Konfratres zu treten. Das hochverehrliche Schreiben in meinem Pulte, werde ich nie wieder einen frohen, freudigen Augenblick für meine Arbeiten finden. Als akademischer Lehrer ohnehin kaum viel mehr als geduldet, werde ich, da ich nie anders denn als ein pflichttreuer Priester meiner Kirche leben und sterben will, ganz unmöglich mich halten und bleiben können, sobald die Sache kund wird, was kaum vermieden wird. Ich würde mich daher sehr glücklich schätzen, wenn Euer Erzbischöflichen Gnaden mir vergönnen könnten, nach dreiunddreißigjährigem Wirken meine Stelle zu wechseln und ferne von der Heimat meine noch wenigen Tage gottesfürchtig zu beschließen. Wenn das aber nicht der Fall

sein kann, so richte ich an das väterliche Herz Euer Erzbischöflichen Gnaden als meines so hart und viel geprüften Oberhirten die demütigste, kindliche und ergebene Bitte, gnädigst in Erwägung ziehen zu wollen, ob vielleicht die eventuelle Zensur in Anbetracht meines — Gott sei Zeuge — in bezug auf die Arbeit nie üblen Wollens aufgehoben werden bzw. in Wegfall kommen kann. Ich versichere, der fragliche Gegenstand wird keine Minute später erledigt werden als gegenwärtig, vielleicht früher, da Gemütsbewegungen jede Arbeitskraft in mir zu zerstören pflegen. Ich hege zu dem Vaterherzen Euer Erzbischöflichen Gnaden das ergebene Vertrauen, daß Hochdieselben durch gnädigste Bewilligung, sei es der ersten, sei es eventuell der zweiten Bitte, mich von dem schmerzlichen erdrückenden Alp befreien wollen, der voraussichtlich meine geistige Kraft in wenig Tagen und wohl auch meine körperlichen Kräfte erschöpfen wird."

Und nun setzte Floß sich hin und arbeitete, um der drohenden Strafe zu entgehen, mit äußerster Anstrengung an der Prüfung des sehr umfänglichen Manuskriptes, das in dem spätern Druck 747 Seiten füllt. Er tat es mit aller Sorgfalt, obwohl der kränkelnde und der Schonung bedürftige Mann sich mit einem summarischen Urteile hätte begnügen können. Sein Gutachten umfaßt im Konzept 17 Foliospalten. Es kommt zu dem vernichtenden Ergebnisse, daß die Arbeit „mit grenzenloser Überschätzung der eigenen Kraft und Befähigung und mit absoluter Unzulänglichkeit des unerläßlichsten literarischen Apparates begonnen und niedergeschrieben ist". Dieses Urteil ist nicht zu hart, wie man auch nach der Neubearbeitung, die diese „Kölnische Kirchengeschichte" vor der Drucklegung erfahren hat, gestehen muß. Leider hat die Kritik des besten Kenners des Gegenstandes wenig gefruchtet; der Verfasser erhielt vielmehr „eine erhebliche Gratifikation sowie die anerkennende Erklärung, daß sich das Manuskript bei einer nochmaligen Um- und Durcharbeitung zu einem brauchbaren Handbuche der kölnischen Kirchengeschichte umgestalten lasse" (Vorwort S. IV). So erschien das Buch im Jahre 1883 und hat leider 1917 noch eine neue Auflage erlebt.

Floß gelang es, noch eben vor Ablauf der Frist seine Arbeit fertigzustellen und an den Erzbischof einzusenden (10. Okt. 1879). Dieser antwortete gnädig, seine Freude ausdrückend, daß „ein heilsamer Schrecken doch möglich gemacht habe, was er (Floß) schon für



unmöglich hielt". Der Vorgang hat das Herz des Edlen schwer verwundet, und nur ein halber Trost war es, daß der erzbischöfliche Brief mit den Worten schloß: „Anbei freundliche Grüße mit herzlicher Hochachtung und Liebe."

Die nicht durch den Stoß vom Herbst 1879 verursachte Krankheit schritt unaufhaltsam fort. Während des Jahres 1880 schleppte sich der Pflichteifrige noch zu den Vorlesungen, die des Winters 1880/81 konnte er jedoch nicht mehr beenden. Er sank aufs Krankenlager, bis ein Schlagfluß ihn am 4. Mai 1881, noch nicht 62 Jahre alt, hinwegnahm.

Sein Leben war ein Leben wechselnden Schicksals gewesen. Auf einen verheißungsvollen Aufstieg des Gelehrten war gerade in den reifsten Mannesjahren eine Zeit der Verzettelung der wissenschaftlichen Kraft gefolgt. In der Fakultät hat Floß deren glücklichste und unglücklichste Periode erlebt, die Jahre der Erneuerung und des — zwar nicht glänzenden — Aufblühens nach den hermesianischen Wirren und die Jahre der tiefsten Erniedrigung unter der Herrschaft des Altkatholizismus und des Kulturkampfes. Bei jenen hat er seinen reichlichen Anteil gehabt, bei diesen die Hauptlast allein getragen. In der katholischen Zeitgeschichte nahm er eine beachtenswerte Stellung ein, wiewohl er keine Führerrolle gespielt hat.

Anhang

I. Ein Brief des stud. theol. Wilhelm Granderath in Bonn[1]

Teuerste Eltern!

Für die mir in Ihrem Briefe zum Namensfeste dargebrachten Glückwünsche statte ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ab. Zugleich ersah ich, daß mein Vater Willens ist, Pfingsten eine Reise hierher zu machen. Diese Nachricht, wie angenehm sie mir unter anderen Umständen gekommen wäre, erfüllt mich jetzt, ich möchte sagen, mit Schmerz und Ärger. Unsere Hausordnung [im theologischen Konvikt] ist nämlich durch Dieringer ganz verändert worden. Wurden wir früher mit Humanität behandelt, wurde unserer Freiheit ein angemessener Spielraum gelassen, so werden wir jetzt als Unmündige unter strenge Vormundschaft gesetzt, überhaupt wie es scheint, als solche angesehen, die einen Stand eingehen, für den sie keine Lust, keine Anlagen, keinen Beruf hätten. Die Zeiten, wo wir ausgehen dürfen, sind genau vorgeschrieben, nämlich Morgens gar nicht, nach dem Essen eine halbe Stunde und Abends von 7—8 Uhr. Auf Heilighaltung des Sonntags dringt er besonders, und auf diese Weise würden Sie sich an den beiden Pfingsttagen sehr langweilen müssen. Gründe nimmt Dier. nicht leicht an. Ein Student wurde von seiner Mutter besucht, doch war dies dem Dier. kein Grund, ihm die Erlaubniß, frei mit seiner Mutter herumzugehen, zu geben. Überhaupt möge man ihm mit dergl. Bitten vom Leibe bleiben, sagte er neulich. Pfingstdienstag könnten wir möglicher Weise mehr Freiheit erhalten, indes ist auch dies nicht sicher und gesprochen hat Dier. von an solchen Tagen Nachmittags gemeinschaftlich anzustellenden Exkursionen. Ich bin nicht der einzige, der einen solchen Brief nach Haus abgehen zu lassen sich benötiget sieht. Die Strenge der neuen Gesetze fühlt man allgemein, die einen freuen sich, daß sie bald aus der Anstalt kommen, während andere mit Schauder die lange Zeit durchdenken, die sie noch hier verbringen müssen. Denken Sie sich, Morgens um 5 Uhr aufstehen zu müssen, dann in einem fort bis 1 Uhr, die Zeit, wo wir zum Kolleg gehen, ausgenommen, sitzen zu müssen, ohne von den 8 Stunden auch nur eine halbe sich im Freien bewegen zu können. Gestern gingen wir zu dem Kollege von Dieringer. Dasselbe fing um 12 Uhr an. Wir warteten den Schlag von 12 Uhr nicht ab, sondern gingen ein Viertel vor 12 Uhr, theils weil wir uns im Freien etwas bewegen wollten, theils um uns neue Kraft für sein Kolleg zu sammeln. Dier. begegnet uns und rüffelt uns mitten auf der Straße. Das Gesicht, welches er dabei machte und die Geringfügigkeit, ja die ganz zu entschuldigende Übertretung, ferner diese Sachen verglichen mit der Humanität Achterfeldts, alles dies schneidet einem durch Mark und Bein und Seele. Kömmt dazu das quasi Beaufsichtigungsrecht, welches er den Hausknechten über uns, die bald Geistliche werden, dadurch einräumt, daß sie aufmerken müssen, wer etwa eine Minute zu spät kömmt, so steigert sich der allgemeine Unwille aufs höchste. Gegen die Fremden, die in sein Kolleg kommen, ist er die Freundlichkeit selbst, auch wohl wenn ein einzelner von uns zu ihm gehen muß, aber mit Vorurteilen gegen die Anstalt erfüllt scheint er hierher gekommen zu sein. Am Sonntage hält er eine Anrede und sein Hauptpunkt geht dahin, uns eine furchtbare Idee von dem vielleicht einst von uns bekleidet werdenden Amt zu geben. Übrigens ist es mir gleich, ich werde bis Herbst mich an seinen Willen streng binden und man kann dies umso leichter, als der Unglücksgefährten so viele sind. Dier. hat mehres einzuführen beabsichtigt, indeß haben die Repetenten ihn noch von mehrem abgehalten.

Als akadem. Lehrer hat man in Dieringer viel gewonnen. Sein Vortrag ist

[1] Der Brief ist ohne Datum, aber sicher aus dem Anfang des Sommers 1843.



lebendig, gerundet und frei, kurz er leistet hierin alles zu Erwartende. Gegen Hermes ist er natürlich, seine Theologie ist eine ganz andere. Bedeutende Polemik gegen Hermes hat er noch nicht geführt. Sehr angenehm ist es für uns, daß die Sachen [Reorganisation der Fakultät] schon einmal bis dahin beigelegt sind, hätten wir von Anfang an den Dier. gehabt, so wüßten wir gewiß mehr als jetzt. Acht. u. Braun lesen nicht, wollen jedoch beide Professor bleiben d. h. ihr Gehalt u. Vergütung für Kollegiengelder, da sie nicht mehr lesen dürfen [,behalten]. Denn, sagen sie, wir sind definitiv angestellt, und was könnt ihr uns aufweisen, wofür ihr uns absetzt? Eine andere Stelle nehmen wir nicht an, wir würden dadurch die Schwäche unserer guten Sache verraten. Acht. wohnt noch im Konvikt, er hat gegen die Übertragung der Inspektur an Dieringer feierlichst protestiert, kann freilich mit Gewalt die Sache nicht in seinen Händen halten. Er weicht nur der Gewalt aus dem Konvikt.

II. Julius Ficker an Floß (Original)

Innsbruck 1858 Mai 10.

Lieber Freund!

Soeben erhalte ich Deinen Brief, habe mir den Inhalt desselben überlegt und glaube Dir, wie ich die Sache auch betrachte, fast unbedingt zu einer Annahme der Professur in Wien raten zu müssen. ... (Es folgen längere Ausführungen über Gehalt u. dgl.)

Nun zu anderm. Habe ich schon länger den Wunsch gehegt und auch wohl ausgesprochen, Du möchtest nach Österreich berufen werden, so ist dieser Wunsch jetzt lebhafter wie je. Die größte Gefahr für die wissenschaftliche Zukunft Österreichs scheint mir darin zu liegen, daß einige aus Deutschland berufene Protestanten, welche bei den österreichischen Josephinern verwandte Strömungen finden, sich jede Mühe zu geben scheinen, die Ansicht festzustellen, die wahre Wissenschaft sei nur mit dem, was sie Aufklärung usw. nennen, und was schließlich dem Protestantismus überaus ähnlich sieht, vereinbar. Ich könnte Dir darüber merkwürdige Daten mitteilen. Zunächst trifft das nur die philosophischen Fakultäten. Daß gegen diese Träger deutscher Wissenschaft oder vielmehr gegen ihren Einfluß eine Gegenpartei besteht, ist sehr natürlich; auf wissenschaftlichem Felde ist ihnen diese nicht gewachsen; um so mehr ist zu befürchten, daß die Gegenpartei streben wird, das Studienwesen wieder auf einen unwissenschaftlichen, undeutschen Standpunkt zurückzuführen. Hier ist von dergleichen nicht die Rede; ich bin überzeugt, Land und Geistlichkeit sind Anhänger der neuern Richtung; und ich glaube mir immerhin einiges Verdienst deswegen zuschreiben zu dürfen, weil meine Schüler zeigen, daß man ihnen sehr wohl deutsche Kritik beibringen kann, ohne sie mit den religiösen und politischen Anschauungen ihres Landes zu entzweien. Aber in Wien, und das ist für das Ganze maßgebend, ist das nicht so; es sind dort sehr tüchtige junge Philologen und Historiker gebildet, aber alle huldigen dem seichtesten Liberalismus unter dem Einflusse eines gewissen Professors der Fakultät. Die Zukunft Österreichs scheint mir vor allem darauf zu beruhen, daß an unsere Universitäten Leute kommen, welche zeigen, daß man immerhin auf der Höhe der deutschen Wissenschaft stehen könne und doch kirchlich gesinnt; daß als Träger derselben Leute auftraten, deren persönliche Ansichten keinen Anhaltspunkt bieten, die deutsche Wissenschaft selbst zu verdächtigen. Wenn das juridische System ganz nach deutscher Art trotz aller Anfeindungen sich festgesetzt hat, so meine ich, ist der Hauptgrund, daß Phillips und Arndts solche Männer sind. Solche Träger der deutschen Wissenschaft haben wir nötig, sei ihr Fach, welches es wolle; darum mein lebhafter Wunsch Dich zu gewinnen.

Was dann Dein spezielles Fach betrifft, so wirst Du wohl besser wie ich beurteilen können, daß gerade der Theologie frische Kräfte aus Deutschland hier besonders nottun dürften, da hier bisher die Verbindung wohl die geringste war. Ich bin fest überzeugt, daß Du nirgends einen so reichen und lohnenden Wirkungskreis finden könntest, als in Wien. Würdest Du etwa neben der Hauptvorlesung (Nebenvorlesungen würdest Du wohl auch deutsch halten können[2]) eine Art kirchenhistorisches Seminar einrichten, für welches gewiß Stipendien u. dgl. leicht zu erlangen wären, und einzelne befähigte Köpfe speziell in das Studium nach den Quellen einführen, so würdest Du dem ganzen Fach einen Aufschwung geben können, von dem man in unsern norddeutschen Verhältnissen, deren vielfaches Altern man erst fühlt unter der ungezogenen Jugendfrische, welche hier der Leitung harrt, nicht wohl eine richtige Vorstellung haben kann. Und die Entwicklung Österreichs in dieser Richtung wird doch entscheidend dafür sein, ob in Zukunft die Katholiken Deutschlands den Protestanten quantitativ und qualitativ gewachsen sein werden. Ich hoffe jetzt, daß in ein oder zwei Jahren Arbeiten meiner Schüler vorliegen werden, welche zeigen, daß es hier an der Fähigkeit zur Konkurrenz nicht gebricht. Ich fühle bestimmt, daß ich das, was ich mit meinen Kräften hier erreiche, in Bonn nie würde haben erringen können. Und ein wie ergiebiges Feld würde sich nicht gerade in Österreich für die Kirchengeschichte eröffnen! Was würdest Du hier nicht selbst hervorziehen können! Und dazu der Vorteil, daß wissenschaftliche Arbeiten beim Ministerium wie Akademie immer auf genügende materielle Mittel zählen können. Allerdings sind mir die übrigen Professoren der Theologie außer Feßler nicht bekannt; sind sie weniger tüchtig, so werden sich die fähigsten Köpfe unter den Studenten um so enger an Dich schließen, Dein Einfluß um so größer sein. Und liest Du dann und wann ein Publikum für Nichttheologen, so wirst Du finden, wie schnell hier wahrhaft wissenschaftliches Streben Anerkennung findet. Ist mir die Fakultät nicht bekannt, so wirst Du Dich an der Universität gewiß nicht vereinzelt fühlen; zu Leuten wie Phillips, Arndts, Feßler, Schanach, Jäger würdest Du, wie ich denke, wissenschaftlich, wie sonst, trefflich passen, vielleicht in Wien, wenigstens an der Universität, mehr verwandtes Streben finden, als an der Bonner; für den außeramtlichen Zusammenhang unter den Professoren scheinen mir die Fakultätsverhältnisse weniger maßgebend. Schwierigkeiten, Streitigkeiten usw. werden sich schon ergeben, aber an dergleichen Dingen hast Du doch gute Studien gemacht, und mich würden sie vielfach reizen, da Du sicher nie vereinzelt sein wirst und ich doch sicher darauf hoffe, daß der Richtung, welcher wir angehören, die österreichische Zukunft gehört, und so Gott will, die deutsche.

Deine Übersiedelung würde ich auch der preußischen Verhältnisse wegen wünschen; wenn Nächstbeteiligte Dich gern ziehen sehen, so werden Unbeteiligte den Verlust zu schätzen wissen und über die Ursachen nachdenken.

Was mich persönlich betrifft, so ist es mir freilich zweifelhaft, ob ich so leicht wünschen werde, meinen hiesigen Wirkungskreis zu vertauschen; ist es der Fall, so würde ich wohl nur auf Wien hingewiesen sein und dann würde es auch mir sehr ins Gewicht fallen, wenn Du da wärest. Ich habe jetzt schon einen meiner besten Freunde, Prof. Schanach, da.

Überlege Dir alles; was das Materielle betrifft, so wünsche ich, ohne sicher urteilen zu können, daß sich Dir ergeben möchte, daß von dieser Seite keine Bedenken obwalten; davon abgesehen, glaube ich nach bester Überzeugung in Deinem wie

[2] Die Kirchengeschichte mußte wie die andern Fächer der Theologie lateinisch vorgetragen werden.



im Interesse der Wissenschaft unbedingt zuraten zu sollen; ich fühle das mehr, als daß ich Dir die Gründe entwickeln könnte.

Auf strengste Diskretion kannst Du rechnen.

Ich könnte nun noch viel über mich, meine Arbeiten usw. schreiben, aber die Zeit drängt; für jetzt nur soviel, daß ich durchaus zufrieden bin und glaube, bei meiner Heirat den Schritt getan zu haben, welcher für mich der richtige war; die Unannehmlichkeiten desselben liegen großenteils hinter mir, während ich mir eine Heimat gegründet habe, wie sie wenigstens bis jetzt ganz meinen Wünschen und Beschäftigungen entspricht. Solltest Du uns einmal besuchen wollen, so wirst Du mir und meiner Frau jederzeit willkommen sein.

Lasse mich bald wieder hören, wie es steht. Herzliche Grüße an Simrock.

Mit freundlichem Gruße

ganz der Deinige

J. Ficker.

III. Döllinger an Floß

München, 11. Mai 1858.

Verehrtester Freund!

Nach reiflicher Überlegung kann ich mich nicht dazu entschließen, Ihnen Annahme des Rufes nach Wien zu empfehlen. Ich fürchte sehr, Sie werden es bereuen, wie schon mancher, der den Ruf ins österreichische Lehramt angenommen, es bereut hat.

1. Schon die Tatsache, daß man bisher keinen einzigen auswärtigen Geistlichen zu einer theologischen Lehrstelle berufen hat[3], zeigt, daß man prinzipiell keine Ausländer in den theologischen Fakultäten will. Ich weiß nicht, ob Sie es erwünscht finden, ein solches ἁπαξ λεγομενον dort zu werden. Und ich glaube, Sie werden Ihre ganz exzeptionelle Stellung vielfach und unliebsam empfinden.

2. Der Genius loci ist ein ganz eigentümlicher, in den Sie kaum hineinpassen. Sie sind ein echter Rheinländer, jeder Zoll an Ihnen ist, sozusagen, rheinisch und Sie werden es immer bleiben. In Wien aber müßten Sie sich eigentlich der Austrifizierung (sit venia verbo) unterziehen; dagegen wird sich Ihre ganze Natur sträuben. Bleiben Sie aber, wie Sie sind, so werden Sie mit dem dortigen Klerus und Ihren Kollegen immer in einem fremden, der wechselseitigen Anziehungskraft normengebenden Verhältnisse stehen. (Ich drücke die Sache hier milder aus, als ich sie eigentlich meine). Das lateinische Dozieren lähmt die Schwingen des Dozenten und Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß es unter dem Klerus dann heißt: Gab es denn keinen in Österreich, der auch soviel zu leisten vermocht hätte.

Ich glaube, Sie würden in Wien ziemlich habituell sich wie ein auf dem Sande am Ufer liegender Fisch fühlen. Jedenfalls würde ich Ihnen raten, ehe sie einen entscheidenden Schritt tun, sich dort erst die Personen und Zustände anzusehen und das Terrain zu sondieren.

Haben Sie die Bücher, die ich nach Ihrem Begehren Ihnen per Post zugesandt, erhalten?

Freundliche Grüße von Sir John Acton, der gerade bei mir ist.

Mit aller Freundschaft

der Ihrige

J. Döllinger.

[3] Dies ist ein Irrtum; an der Wiener Fakultät lehrten der italienische Dominikaner Guidi und der Jesuit Schrader aus Hannover Dogmatik.



Kleinere Beiträge

Die Bekehrung Norberts von Xanten

In der Lebensgeschichte Norberts von Xanten gibt es eine Bekehrung. Sie verwandelte den Höfling in einen Heiligen, den vornehmen, weltlich lebenden Kanoniker in einen apostolisch armen Wanderprediger.

Wie diese Wandlung vor sich ging, berichten die Quellen in folgender Weise. An einem Sommertage des Jahres 1115 wurde der etwa dreißigjährige Norbert bei einem Ritt nach Vreden (im Kreise Ahaus, Westfalen) mitten auf freiem Felde vom Gewitter überrascht. Ein Blitz, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlage, fuhr kurz vor den Hufen seines Pferdes in die Erde. Das Tier bäumte sich auf und warf den Reiter ab. Unter der Wirkung des ausgestandenen Todesschreckens entschloß sich Norbert, dem bisherigen Leben zu entsagen. Der geborene Edelherr von Gennep, der sich bis dahin beim Kölner Erzbischof Friedrich von Schwarzenburg und am Hofe Kaiser Heinrichs V. aufgehalten, suchte jetzt die Nähe strenger Aszeten: des Abtes Kuno von Siegburg, der Regularkanoniker von Klosterrath und des Einsiedlers Liudolf. Im Umgang mit diesen Kreisen reifte er seiner großen kirchlichen Aufgabe entgegen.

Dieser Quellenbericht wird in der Literatur meist in der Form nacherzählt, daß die von Norbert ausgestandene Angst als Beweggrund der seelischen Wandlung hingestellt wird[1], öfters wird der Vorgang aber auch mit allerhand längeren oder kürzeren Zusätzen ausgestattet, die, der Vorstellungskraft des jeweiligen Verfassers entsprungen, den Vorgang in erbaulichem Sinne deuten oder der besseren Anschaulichkeit wegen ausmalen sollen. Wir hören z. B., daß Norbert bei seinem Ausritt „eher eitle Unterhaltung als geistlichen Nutzen" suchte[2], ein anderer findet es besonders passend, daß Norbert gerade auf dem Wege nach Vreden von der Hand Gottes berührt worden sei; denn „Vreden" bedeute „Frieden", Gott aber habe sich Norbert als eines Friedensboten bedienen und ihm, der auf dem Wege nach „Vreden" war, zu verstehen geben wollen, er müsse nach einem anderen „Frieden" streben, einem solchen nämlich, der in dem vertrauten Umgang und in

---

[1] Es erübrigt sich, alle Darstellungen von Norberts Leben heranzuziehen; ich beschränke mich auf diejenigen, die mir ohne besondere Mühe erreichbar waren: M. Merz, Norbertus triumphans (Ravensburg 1628) 5; Vita, mors et translatio sancti Norberti, Magdeburgensis archiepiscopi, Germaniae primatis, Antverpiae apostoli, canonicorum Praemonstratensium patriarchae[2] (Prag 1671) 4; W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg: Jahrbücher der deutschen Geschichte (Leipzig 1879) 93; W. Bernhardi, Art. Norbert: Allgemeine Deutsche Biographie 24 (Leipzig 1887) 5; Wurm, Art. Norbert: Kirchenlexikon 9 (Freiburg i. Br. 1895) 448; Grützmacher, Art. Norbert: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 15 (1904) 607; J. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte 2[5] (Freiburg i. Br. 1913) 515; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 4[3 u. 4] (Leipzig 1913) 370; Cl. Löffler, Art. Norbert: Religion in Geschichte und Gegenwart 4[2] (Tübingen 1930) 582; A. Žák, Der hl. Norbert. Ein Lebensbild nach der Kirchen- und Profangeschichte: Kleine historische Monographien hrsg. von N. Hovorka (Wien 1930) 23 f. Eine gute Übersicht über die neueren Biographien bei Žák 201/202.

[2] So Daniel Papenbroeck S. J. in der Ausgabe der Acta Sanctorum Junii, Band 1 S. 823: „... huc ergo vanae conversationis potius quam spiritualis utilitatis causa iter habuerit Norbertus, quando divinitus tactus fuit."

der Freundschaft mit Gott bestehe[3]. Anderswo lesen wir, in Vreden habe den Kanoniker eine dem Vergnügen dienende Veranstaltung erwartet[4] oder das genannte Dorf sei sein Ziel gewesen, weil man es „zum Sammelplatz einer fröhlichen Gesellschaft bestimmt" habe[5]. Dann wieder heißt es, Norbert habe damals, nachdem er den Hof des Kaisers verlassen und die Heimat wieder aufgesucht habe, seine Zeit der körperlichen und geistigen Erholung gewidmet und zu diesem Zwecke weite Ritte in die Umgebung seiner Vaterstadt unternommen; einer dieser Ritte habe den Fröhlichgestimmten in die grünen Heiden des Münsterlandes geführt[6]. Nur ein Verfasser bescheidet sich, so weit ich sehe, mit der Feststellung, die Geschichte wisse keine Antwort auf die Frage, was eigentlich den Hofmann Norbert zu diesem Ritte nach Vreden veranlaßt habe[7].

*

Verwunderlich ist nun, daß die Quellen zu Norberts Leben in dem von ihnen gezeichneten Bilde der Bekehrungsgeschichte einen psychologisch und zeitgeschichtlich besonders merkwürdigen Zug aufweisen, der bisher noch gänzlich übersehen worden ist. Er soll hier herausgestellt werden.

Wir besitzen zwei Lebensgeschichten Norberts[8], Vita A[9] und Vita B[10]. Beide schöpfen aus einer untergegangenen, aber aus A und B wiederherstellbaren Quelle, der Vita . Diese ist reiner in A erhalten, während B „überall eine absichtlich erstrebte Breite, eine gesuchte Länge, einen rhetorischen Schmuck" zeigt und in dem Bestreben, Norbert als Heiligen der Kirche zu erweisen, nicht davor zurückschreckt, erdichtete Einzelzüge hinzuzufügen. In der Schilderung von Norberts Bekehrung stimmen die beiden Lebensbeschreibungen miteinander überein. Vita A berichtet, eines Tages sei Norbert, bekleidet mit einem seidenen Gewande und nur von einem Knappen begleitet, nach einem gewissen Orte mit Namen Vreden geeilt. Da habe sich eine dunkle Wolke über ihm zusammengezogen, aus der Blitze gezuckt und Donner gebrüllt hätten, was um so schlimmer gewesen sei, als Dörfer, in denen er Zuflucht hätte finden können, weit entfernt gewesen seien. Da, als er mit dem ihn begleitenden Knappen in Verwirrung geriet, sei plötzlich mit furchtbarem Krach und blendendem Glanz ein Blitzschlag vor ihm in die Erde gefahren

[3] Joh. Chrysostomus van der Sterre, Vita sancti Norberti, canonicorum Praemonstratensium patriarchae, Magdeburgensium archiepiscopi, totius Germaniae primatis, Antverpiensium apostoli. Mit Anmerkungen von Polycarpus a Hertoghe (Antwerpen 1656) 6: „Vreden" . . . pacem significat, quia illo uti decreverat (Deus) tamquam legato pacis et inspiratione sua suggessit illi, qui tendebat Vreden, inquirendam et persequendam aliam pacem, quae consistat in familiaritate cum Deo.

[4] Weis, Saint Norbert: Biographie universelle, ancienne et moderne 31 (Paris und Leipzig o. J.) 26.

[5] M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche 2[2] (Paderborn 1907) 53.

[6] B. Wozasek, Der hl. Norbert, Stifter des Prämonstratenser-Ordens und Erzbischof von Magdeburg (Wien 1914) 36.

[7] G. Madelaine, Histoire de Saint Norbert, fondateur de Prémontré et archevêque de Magdebourg (Lille 1886) 50.

[8] Vgl. zum folgenden: R. Rosenmund, Die ältesten Biographien des hl. Norbert (phil. Diss. Göttingen 1874). Leider bringt diese Dissertation nur den ersten Teil der von Rosenmund geführten Untersuchung.

[9] R. Wilman: MGS 12, 663—703.

[10] Herausgegeben von D. Papenbroeck S. J.: Acta Sanctorum Junii 1, 791 f.; hiernach der Abdruck bei Migne, Patrologia latina 170, 1253—1344.

und habe ein Loch, tief wie die Gestalt eines Menschen, aufgerissen[11]. Über diesen Bericht hinaus enthält B Angaben über Vorgänge, die dem Blitzschlage vorausgehen und Norberts Ritt in besonderem Lichte erscheinen lassen. Als das Unwetter sich über den Reitern zusammenzieht, bietet der Knappe alles auf, um seinen Herrn von der Fortsetzung des Rittes zurückzuhalten. Er hört nicht auf, ihm vorzustellen: „Norbert, wo gehst du hin? Herr, was tust du? Kehre um, Vater, kehre um! Denn die starke Hand des Herrn ist wider dich!" Die mahnende Stimme des Begleiters wird gedeutet als göttliche Warnung; der Herr habe ihm gleichsam zugerufen: „Norbert, Norbert, warum verfolgst du mich? Einen Leib habe ich dir bereitet, die Reichtümer, die du zur Schau trägst, ließ ich dir zukommen, — mir hättest du dienen sollen! Weshalb eilst du, um auch andere zu verderben? Es ist dir schwer, wider den Stachel auszuschlagen[12]."

Es ist klar, daß nach der Auffassung der Vita B Norbert im Begriffe stand, etwas Verbotenes zu tun, als er sich auf dem Wege nach Vreden befand; der Knappe wollte ihn von einer Sünde zurückhalten, die auch andere mitschuldig gemacht haben würde. Über die Art dieser Verfehlung macht B die Bemerkung: „Warum er heimlich und allein auf dem Wege war, das weiß nur derjenige, der gesagt hat: ‚Ich werde deinen Weg mit Dornen umzäunen'[13]." Die hier angeführte Bibelstelle ist dem Buche des Propheten Osee (Hosea)[14] entnommen und muß aus dem Zusammenhange heraus verstanden werden, in dem sie dort steht. Im ersten Kapitel erzählt der Prophet, wie Jahve ihm geboten habe, ein Hurenweib zu ehelichen und mit diesem Kinder zu zeugen. Dieser Ehebund Osees mit einem treulosen, fremden Buhlen nachlaufenden Weibe soll ein Abbild der Untreue Israels gegenüber Jahve sein: das Volk hat seinen Herrn und Gott verlassen und sich dem Kult der kanaanitischen „Baale" hingegeben. Im Sinne dieses Bildes wird zu Beginn des zweiten Kapitels Sünde und Strafe des Weibes beschrieben. Jahve selbst will das „Weib" von seinen Vergehen zurückhalten: „Darum will ich ihr den Weg mit Dornen umzäunen und mit Mauern versperren, daß sie ihre Pfade nicht finden soll. Wenn sie dann ihren Buhlen nacheilt, soll sie diese nicht erreichen, und wenn sie nach ihnen sucht, sie nicht treffen und sich entschließen: ich will doch zu meinem früheren Manne zurückkehren, denn damals ging es mir besser als jetzt." Das Osee-Zitat in der Vita B bezieht sich also auf ein Weib, das auf sündhaften Wegen wandelt und von seinen Verfehlungen — dem Verkehr mit seinen Buhlen — mit Gewalt zurückgehalten werden soll. Daß der Verfasser der Vita B gerade diese Stelle anführt, legt den Gedanken nahe, daß damit der Zweck des von Norbert unternommenen Rittes in vorsichtig andeutender Weise umschrieben werden soll: auch Norbert befand sich damals auf dem Wege zu derselben Sünde, d. h. er suchte unerlaubten Verkehr. Diese Auffassung deckt sich mit dem, was sich uns aus den Worten des Knappen ergeben hat, daß nämlich Norbert im Begriff stand, auch andere in seine Sünde hineinzuziehen.

Jetzt gewinnt erst das Ziel von Norberts Ritt seine Bedeutung. In Vreden gab

[11] MGS 12, 671: „... accidit una dierum, ut solo assumpto puero festinaret clam ad locum quendam Frethen nomine in cultu vestis sericae. Euntem eum occupat nubes umbrosa, de qua micant fulgura, mugiunt tonitrua, eo importunius, quia longe aberant villae refugia. Cumque turbaretur ipse simul cum puero comite, repente terribilis auditus et aspectus tonitrui cum fulmine ante eum terram procidit, aperiens eam in profundum quasi ad mensuram staturae hominis."

[12] Migne PL 170, 1260.

[13] Ebenda: „Cur clam vel solus ierit, ipse novit qui dixit: ‚Sepiam vias tuas spinis'."

[14] 2, 6.



es ein Kanonissenstift[15]. Wollte Norbert dorthin, um mit einer der dort weilenden adeligen Insassinnen vertrauten Umgang zu pflegen? Um diese Möglichkeit zu prüfen, ist folgendes zu beachten: die Kanonissen waren keine Nonnen und legten kein Gelübde der Ehelosigkeit ab. Sie waren berechtigt, das Stift, in das sie eingetreten waren, wieder zu verlassen und Ehen einzugehen[16]. Gerade für das Erzbistum Köln und für die hier in Betracht kommende Zeit ist dies durch eine Urkunde Erzbischofs Friedrichs von Schwarzenburg bezeugt[17]. Anders stand es mit Norbert: er hatte die Subdiakonatsweihe empfangen[18] und damit die Verpflichtung zum ehelosen Leben übernommen. Dieses Kirchengebot wurde freilich damals keineswegs allgemein beobachtet, wie sich schon daraus ergibt, daß es von den kirchlichen Synoden dieser Zeit immer wieder aufs neue eingeschärft werden mußte. Der Xantener Kanoniker tat also zwar Unerlaubtes, aber nichts Ungewöhnliches, wenn er mit einer Vredener Kanonisse Beziehungen unterhielt, die ohne sein Erlebnis auf dem Wege wohl zu einer Heirat geführt haben würden.

Es bleibt noch zu untersuchen, ob die von B gebotene Darstellung nicht etwa eine bloße Erdichtung darstellt, eine willkürliche Zutat des Verfassers zu den aus der Vita α geschöpften Angaben. Ziehen wir zur Prüfung die Vita A heran, die ja, wie wir sahen, den Stoff von α am reinsten darbietet, so ergibt sich, daß auch hier Norberts Vorhaben als etwas Sündhaftes klar gekennzeichnet wird. Das seidene Kleid des Weltmannes, die auffallend geringe Begleitung von nur einem Knappen, die Heimlichkeit des Unternehmens, vor allem aber das Ziel des Rittes — alle diese Einzelzüge bekommen auch in A erst einen Sinn, wenn man an das denkt, was B in den Reden des Knappen und in dem Osee-Zitat mit größerer Deutlichkeit zu verstehen gibt. Beide Quellen stimmen vollkommen überein: Norbert

[15] Über das Kanonissenstift Vreden handelt G. Fink, Standesverhältnisse in Frauenklöstern und Stiftern der Diözese Münster und Kloster Herford (Bonner phil. Diss. 1907); auch erschienen in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 65, 1. Abt. (1907) 129—210; hier über Vreden auf S. 148—169. Vgl. außerdem A. Hauck 4, 1030; K. H. Schäfer, Die Kanonissenstifter im deutschen Mittelalter. Ihre Entwicklung und innere Einrichtung im Zusammenhang mit dem altchristlichen Sanktimonialentum: Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. von U. Stutz 43./44. Heft (Stuttgart 1907), vgl. Register S. 301; B. Brons, Geschichte der wirtschaftlichen Verfassung und Verwaltung des Stiftes Vreden im Mittelalter (phil. Diss. Münster 1907). Auf das Kanonissenstift Vreden im Zusammenhange mit Norbert macht aufmerksam A. Schulte, Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein (Düsseldorf 1925) 38, wo es von Norbert heißt: „... ein sieggewohntes, heiteres Weltkind, bis ihn ein Blitzschlag, der vor seinem Rosse auf der westfälischen Heide niederschlug, bekehrte. Zum edlen Frauenstifte Vreden wollte er heimlich, in Seidengewand gekleidet, nur von einem Diener begleitet, reiten. Der Blitz machte aus ihm einen Paulus." Vgl. auch Žák 23.

[16] Schäfer 215—220.

[17] Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins 1 (1840) Nr. 301 (S. 197): „... peccatis et negligentiis nostris exigentibus in tota provincia nostra fere nulla huius sexus reperta est congregatio, ad quam femina posset confugere que votum proposuisset continentie." Die Urkunde bezieht sich auf die Stiftung des Nonnenklosters Rolandswerth; vgl. unten Anm. 25. — Über die sittliche Haltung mancher Nonnen vgl. die Ausführungen Gerhohs von Reichersberg, De aed. dom. Dei (Migne PL 194, 1279); er macht ihnen den Vorwurf, daß sie sich von ihren Liebhabern beschenken ließen.

[18] Vgl. Vita A: MGS 12, 671.

befand sich nicht, wie man angenommen hat, auf einem harmlosen Erholungsritt oder auf dem Wege zu einem weltlichen Fest, er stand vielmehr im Begriff, seine geistlichen Standespflichten gröblich zu verletzen und dadurch schlimmes Ärgernis zu geben.

Norberts Erlebnis im Jahre 1115 war demnach in weit höherem Grade eine „Bekehrung", als man bisher angenommen hat, und es geht wirklich nicht an, hinter seinem in schwerster Todesnot gefaßten Entschluß selbstsüchtige Absichten zu vermuten[19]. Vreden war für Norbert wirklich ein Damaskus, das den weltsinnigen Höfling auf den Weg strenger Buße wies.

*

Nach der Abkehr von der Welt leistete Norbert Buße in regem Umgang mit aszetisch gestimmten Kreisen. Die Viten nennen die Abtei Siegburg, das Chorherrenstift Klosterrath (nördlich von Aachen, heute zu Holland) und einen gewissen Liudolf, die Vita A fügt dann aber zusammenfassend bei, Norbert habe außerdem die Lebensgewohnheiten der Regularkanoniker, Mönche, Einsiedler und Klausner, also aller Arten von Aszeten, fleißig erforscht und ihrem Beispiel nachgestrebt[20].

Wenden wir uns den ausdrücklich namhaft gemachten Orten und Personen — Siegburg, Klosterrath, Liudolf — zu, so gewinnt das Bild von Norberts Bekehrungsweg seit dem Unfall von Vreden ganz bestimmte Züge.

Siegburg, die von Anno II. gegründete und mit Mönchen aus dem kluniazensischen Kloster Fruttuaria (bei Turin) besiedelte Abtei, stand damals unter der Leitung des Abtes Kuno (1105—1126), des späteren Bischofs von Regensburg (1126—1132)[21]. „Mit Kuno", so sagt die Vita A, „einem Manne von heiligem Lebenswandel, habe Norbert eifrigen Verkehr gepflogen; durch die Lehren und

---

[19] G. Ficker, Das Mittelalter: Handbuch der Kirchengeschichte, hrsg. von G. Krüger (Tübingen 1929) 100: „wohl in dem Bewußtsein, daß das Eingehen in die aszetischen Ideale seinem Ruhme dienlicher sein würde, wandte er (Norbert) sich 1114 den Reformgedanken zu ..."

[20] Vita A: MGS 12, 672: „Cottidianis itaque incrementis proficiens nunc ad Segebergense monasterium, nunc ad religiosorum clericorum ecclesiam quae Rotha dicitur se conferebat, saepius autem ad solitarium quendam Liudolfum nomine veniebat, mirae sanctitatis et abstinentiae virum, clericalem vitam agentem, paupertatis amatorem, veritatis inperterritum assertorem, illis temporibus famosum valde, qui etiam tam in fratribus suis quam in se caedes et minas innumeras sustinuit a pravis sacerdotibus et clericis, quorum vicia reprehendere consueverat. Praeterea quorumlibet regularium et monachorum et anachoretarum et inclusorum mores et vitam diligenter inquirens, eorum exemplo ad anteriora se extendebat." Vgl. Vita B: PL 170, 1269.

[21] Eine Biographie fehlt. Über die Bischofszeit vgl. F. Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg 2 (Regensburg 1884) 3—36; außerdem Hauck 4, 128[1]. 134. 332[5]. 370. 439. — Von Zeitgenossen hat sich am meisten der von ihm stark angeregte Rupert von Deutz mit ihm beschäftigt. Rupert widmete ihm mehrere seiner Schriften (Migne PL 167, 193—198; 168, 1307/1308; 169, 201—204. 1215—1218; 170, 9—12. 477.) und spendete dem gerade zum Bischof von Regensburg Erhobenen in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium (MGS 12, 637/638) das höchste Lob; hier auch einige wichtige Angaben zu Kunos Lebensgeschichte. Wertvoll für die Kenntnis von Kunos Wesen ist vor allem die Erstlingsschrift des Gerhoh von Reichersberg „De aedificio domus Dei" (MGS Libelli de lite 3, 136—202; Migne PL 194, 1187—1336); sie will nur wiedergeben, was Kuno als Bischof dem Volke gepredigt hat (Lib. de lite 3, 137).

trefflichen Unterweisungen dieses Abtes sei er in der Furcht und Liebe Gottes fortgeschritten[22]." Man möchte sich den Abt als monastische Persönlichkeit vorstellen, zumal Rupert von Deutz ihn eine „Säule der mönchischen Frömmigkeit" nennt[23] und Gerhoh von Reichersberg ihn als einen „wackeren Leiter der Mönche" kennzeichnet[24]. Dennoch würde dieses Urteil das Wesen des Mannes nur unvollkommen wiedergeben. Kuno, von dessen Hand wir leider keine Zeile besitzen, dessen geistige Gestalt aber in deutlichen Umrißlinien vor uns steht, nimmt in der Kirchenreform des zwölften Jahrhunderts eine ganz bedeutende Stellung ein. Seine Lebensarbeit erscheint zwar als später Ausläufer des vom Mönchtum ausgehenden Erneuerungswerkes, zugleich aber auch als Überleitung zu der jüngeren, auf die Regel des hl. Augustinus sich stützenden Reform. In Siegburg[25] hat er die ihm anvertraute Mönchsfamilie so mustergültig geleitet,

[22] MGS 12, 671.

[23] De trinitate et operibus eius (Migne PL 167, 195): „monachicae columna religionis."

[24] De aedificio domus Dei (MG Lib. de lite 3, 201): „strennuus rector monachorum."

[25] Ob Kuno in Siegburg eingetreten ist, halte ich trotz der Angabe Ruperts (In Matthaeum: MGS 12, 637) für fraglich gegenüber einer bisher übersehenen anders lautenden Nachricht im Chronicon Brunwylrense. Obwohl diese Chronik, ungenügend herausgegeben von G. Eckertz: Annalen 17 (1866) 119—191; 18 (1867) 95—159; 19 (1868) 220—261; 20 (1869) 248—257, sehr spät zusammengestellt wurde, enthält sie doch eine Menge durchaus zuverlässiger Mitteilungen aus älteren Quellen. Nach einer solchen war Kuno Mönch in Brauweiler, als die Siegburger ihn sich zum Abt erwählten (Annalen 17, 145: „Insuper conventus Sibergensis elegit sibi in abbatem ex hoc cenobio quendam Cunonem appellatum virum insignem et in sacris literis apprime eruditum. Hic postea fuit in episcopum Ratisponensem electus."). Stimmt dies, dann wäre Kuno, der ja in jungen Jahren Mönch wurde (Rupert: „,... [Deus] te non qualicunque tempore, sed in ipso ingressu ferventis adolescentiae vocavit cita vovatione ..." MGS 12, 637), noch unter dem berühmten Abte Wolfhelm (1065—1091) in Brauweiler eingetreten, was die Wahl gerade dieses Klosters durch den jungen, vornehmen Regensburger gut erklären würde. Zugleich würde Kunos persönliche Entwicklung aus dem gewiß starken Einfluß des großen Abtes verständlich werden. Wolfhelm, dessen Vita zwischen 1110 und 1123 von dem Mönch Konrad verfaßt und dem Abte Everhard gewidmet wurde, MGS 12, 181—195; Migne, PL 154, 405—434; vgl. Pabst, Die Brauweiler Geschichtsquellen: Archiv der Ges. für ältere deutsche Geschichtskunde 12 (1874) 101—112; W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter[5] (Berlin 1894) 140, tritt uns als vielseitig gebildete und eifrig tätige Persönlichkeit entgegen. Sein Lebensgang führte ihn von der Kölner Domschule, wo er neben dem Scholaster lehrte und viele Schüler anzog, über St. Maximin in Trier als Abt nach Gladbach, Siegburg und Brauweiler. Gerühmt wird, daß er über der Klosterzucht mit Strenge, aber auch mit weiser Maßhaltung wachte. Wie er als Theologe gegen Berengars Abendmahlslehre auftrat, so zog er sich durch seine Vorliebe für die antiken Philosophen einen heftigen Angriff Manegolds von Lautenbach zu (Opusculum contra Wolphelmum: Migne, PL 155, 149—176; MG Libelli de lite 1, 303—308; vgl. B. Geyer, Die patristische und scholastische Philosophie[11]: Fr. Ueberwegs Grundriß der Gesch. der Philosophie 2 [Berlin 1928] 190. 697). Mit der klassischen Dichtung vertraut, versuchte er sich in der metrischen Bearbeitung der von ihm gelesenen Schriften; die Brauweiler Kirche schmückte er mit Malereien und Mosaiken. Zu Wolfhelms Tätigkeit in der Kölner Domschule vgl. G. Frenken, Die Kölner Domschule im Mittelalter:

daß Erzbischof Friedrich von Köln glaubte, diese Abtei über alle deutschen Klöster stellen zu dürfen[26]. Von Friedrich tatkräftig unterstützt, hat er in weitem Umkreis neue Mittelpunkte klösterlichen Lebens geschaffen. Es sind die seiner Abtei unterstellten Propsteien Hirzenach (bei St. Goar), Remagen, Fürstenberg (bei Xanten), Zülpich und Millen (bei Heinsberg), dazu das Nonnenkloster Rolandswerth[27]. Seine Absicht war zweifellos, von dem blühenden Mönchtum her das religiös-kirchliche Leben zu befruchten. Im Jahre 1126 hat Kuno Siegburg verlassen, um den Bischofsstuhl von Regensburg zu besteigen. Kunos Erhebung gehört in die Reihe jener Maßnahmen, die nach dem Wormser Konkordat (1122) getroffen wurden, um den deutschen Episkopat im Geiste der Kirchenreform zu erneuern. Weltlich gerichtete Bischöfe wurden ihres Amtes enthoben und durch aszetisch gerichtete Männer, wenn möglich durch Mönche oder Regularkanoniker ersetzt[28].

Der Dom zu Köln, Festschrift zur Feier der 50. Wiederkehr des Tages seiner Vollendung am 15. Oktober 1880 (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 5) (Köln 1930) 245—247.

[26] Lacomblet Nr. 299 (S. 195/196): „congregatio Sigebergensis que ceteris non solum mei episcopatus, verum etiam cunctis fere totius Germanie monasteriis religione et monastici ordinis districta observatione preminebat."

[27] Über die von Kuno gegründeten Propsteien vgl. den Bericht über einen von H. Schrörs auf der Versammlung des Historischen Vereins f. d. N. in Remagen am 28. September 1898 gehaltenen Vortrag: Annalen 67 (1899) 161—163. Der Bericht ist nicht gezeichnet und scheint vor der Drucklegung von Schrörs nicht überprüft worden zu sein; er enthält manches Unzutreffende. Die Niederlassungen werden irrtümlich als „abhängige Priorate" bezeichnet, was in den Quellen keine Stütze findet und nur zum Vergleich mit den von Kluny aus gegründeten Klöstern gesagt werden darf. Es wird von einem „Dutzend" solcher von Siegburg aus gegründeten Propsteien gesprochen und Remagen als die „erste Versuchsstation" bezeichnet. Sicher nachweisbar sind nur fünf (Hirzenach, Remagen, Fürstenberg, Zülpich und Millen, dazu noch das Nonnenkloster Rolandswerth), von denen Hirzenach als das älteste erscheint. Zu Hirzenach bei St. Goar vgl. Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins 1 (1840) Nr. 271. 276. 478 (S. 175. 179. 338); R. Knipping, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln 2 (Bonn 1901) Nr. 68 (S. 10); A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 3[3 u. 4] (Leipzig 1920) 1032; P. Wagner, Die Entwicklung der Vogteiverhältnisse in der Siegburger Propstei zu Hirzenach: Annalen 62 (1896) 37. — Zu Remagen außer dem Vortrage von Schrörs: Lacomblet Nr. 271. 284. 478 (S. 175. 185. 338); Knipping Nr. 70 (S. 11); Hauck 1028. — Zu Fürstenberg bei Xanten: Lacomblet Nr. 280. 290. 478 (S. 182. 190. 338); Knipping Nr. 124 (S. 19); Hauck 1028; R. Scholten, Die ehemaligen Cisterzienserinnenklöster im Herzogtum Cleve: Annalen 86 (1908) 116. — Zu Zülpich: Lacomblet Nr. 299. 341. 420. 478 (S. 195. 229. 291. 478); Knipping Nr. 214 (S. 32); Hauck 1000. — Zu Millen, damals zum Bistum Lüttich gehörig, jetzt im Kreise Heinsberg: Lacomblet Nr. 351. 478 (S. 239. 338); Knipping Nr. 424 (S. 73); Hauck 1030. — Zu Rolandswerth: Lacomblet Nr. 301 (S. 197); Knipping Nr. 228 (S. 34); Hauck 1028; J. H. Floß, Das Kloster Rolandswerth: Annalen 19 (1868) 76—219. Vgl. auch die von Papst Innocenz II. (1130—1143) für die Abtei Siegburg ausgestellte Urkunde bei A. Brackmann, Niederrheinische Urkunden des 12. Jahrhunderts: Annalen 82 (1907) 129—131.

[28] A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands 4, 134. Bei Gerhoh, De aedificio domus Dei, heißt es geradezu (MG Lib. de lite 3, 166): „... populis pastore privatis ... bonus aliquis canonicus aut, si canonicus inveniri non poterit, bonus certe monachus petatur..."

Wie Norbert, Ekbert von Münster, Anselm von Havelberg, Otto von Freising und manche andere ist auch Kuno auf diese Weise zum bischöflichen Amt gekommen. In welchem Sinne er es sechs Jahre hindurch (1126—1132) verwaltet hat, lehrt am besten die Schrift Gerhohs von Reichersberg „De aedificio domus Dei“,[29] die nur die Gedanken wiedergeben will, die Kuno in seinen Regensburger Predigten ausgesprochen hat[30]. Die Schrift gewährt uns deshalb erwünschten Einblick in Kunos Stellung zu den Fragen des kirchlichen Lebens. Wenn Gerhoh die Gedankengänge des bischöflichen Predigers richtig wiedergegeben hat, dann lag es Kuno vor allem daran, seine Zuhörer über den Aufbau der christlichen Gesellschaft zu belehren. Die christlichen Stände müssen sich nach dem Bilde der Urkirche von Jerusalem erneuern. Besonders ist es die Pflicht der Geistlichkeit, auf allen Sonderbesitz zu verzichten und zum Gemeinschaftsleben der apostolischen Zeit zurückzukehren. In diesem Sinne hat Kuno versucht, seinem Klerus die Regel des hl. Augustinus aufzuerlegen. Da dies sich aber als undurchführbar erwies, bemühte er sich, solche Priester, die nach der Regel lebten, in sein Bistum hereinzuziehen[31]. Einer von diesen war Gerhoh, den er aus dem Stift Rottenbuch im Bistum Freising holte und mit seelsorglichen Aufgaben betraute[32].

Aus alledem erhellt, daß Kuno als Abt und Bischof ein planmäßig und tatkräftig wirkender Vertreter der kirchlichen Reform war, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, in welchem Sinne er auf Norbert eingewirkt hat: er wies den bußfertigen Kanoniker auf den Weg des apostolisch armen Lebens und der Predigt.

Von gleicher Art müssen die Einflüsse gewesen sein, die Norbert in Klosterrath[33] in sich aufnahm. Es war dies eine noch junge Pflanzung. Im Jahre 1104 war sie durch den Priester Ailbert auf dem vom Grafen Adelbert von Saffenberg bei seiner Burg Roth geschenkten Boden gegründet worden. Als Ailbert seine Gründung 1111 verließ, wandten sich die Brüder wegen eines neuen Oberen nach dem fernen Rottenbuch, der Stiftung des Herzogs Welf von Bayern. Rottenbuch hatte als erstes deutsches Stift im Jahre 1090 die Regel des hl. Augustinus angenommen und mußte den Freunden der Reform als Musterkloster erscheinen. Wer aber hat die kleine Gemeinde von Klosterrath an das bayerische Stift gewiesen? Sollte hier vielleicht Kuno, der ja unweit von Klosterrath, in Millen, eine Propstei gründete[34] und später als Bischof aus Rottenbuch sich Gerhoh verschrieb[35], die Rolle des Vermittlers gespielt haben? Es ist sehr wahrscheinlich, jedenfalls war er es, der Norbert zu Richer, dem aus Rottenbuch gekommenen Propste von Klosterrath, gehen hieß. Richer, seit 1112 in Klosterrath, hat hierhin die in Rottenbuch herrschenden Gewohnheiten übertragen und sein Stift durch eifrige Predigt und Hochhaltung der Zucht zu einem Musterkloster der strengen Kanoniker nach der Regel des hl. Augustinus gemacht. Durch ihn wurde Norbert auf dasselbe Ideal gewiesen, das ihm auch sein Lehrmeister Kuno gezeigt hatte: auf die Lebensform der regulierten Kanoniker.

Von Liudolf, dessen Nähe Norbert suchte, nimmt man an, daß er ein als Ein-

[29] MG Libelli de lite 3, 136—202; Migne PL 194, 1187—1336.

[30] MG Lib. d. lite 3, 137: „... edificium, quod in hoc libro illi depinxeram, sepe in sermonibus popularibus ita clare demonstravit populo, ut cogerentur verecundari aliter edificantes ...“

[31] Gerhoh von Reichersberg, Epistola ad Innocentium papam missa, quid distet inter clericos seculares et regulares: MG Lib. de lite 3, 238.

[32] Lib. de lite 3, 132. Zu Rottenbuch vgl. Hauck 3, 1035. 4. 358.

[33] Zum folgenden vgl. die Annales Rodenses: MGS 16, 689—723; Hauck 3, 1029. 4, 364.

[34] Oben S. 157. [35] Oben Anm. 32.

siedler lebender Aszet gewesen sei, da er in der Vita A als „solitarius" und in der Vita B als „eremita" bezeichnet wird. Wir hören aber in der Vita A auch Dinge von ihm, die ihn in einem anderen Lichte erscheinen lassen. „Öfters kam Norbert zu einem gewissen Einsiedler namens Liudolf, einem Mann von wunderbarer Heiligkeit und Entsagung, der ein klerikales Leben führte, einem Liebhaber der Armut, einem unerschrockenen Verkünder der Wahrheit, der zu jener Zeit hochberühmt war, der auch sowohl an seinen Brüdern wie auch an sich selbst zahllose Schläge und Drohungen von seiten schlechter Priester und Kleriker erduldete, deren Laster er zu tadeln gewohnt war[36]." Die Wendung, daß Liudolf als Kleriker lebte, daß er unerschrocken die Wahrheit verkündete, daß er gleichgesinnte „Brüder" um sich hatte und die Vergehungen der Geistlichkeit geißelte, lassen deutlich erkennen, daß Liudolf nicht etwa ein in der Abgeschiedenheit lebender Einsiedler war, sondern ein kraftvoller Vertreter der klerikalen Reform. Leider wird uns gar nichts darüber gesagt, wo Liudolf gelebt und gewirkt hat; wir können da nicht einmal eine Vermutung hegen[37].

*

Blicken wir auf die Stufen von Norberts Bekehrung zurück, so sehen wir ein für die Kirchenreform des zwölften Jahrhunderts höchst bezeichnendes Bild: der weltlich lebende Hofkleriker, auf dem Wege der Sünde durch Todesangst zur Umkehr gebracht, pflegt Umgang mit strengen Aszeten, vornehmlich mit solchen, die sich den kirchlichen Aufgaben der Zeit zugewandt haben. Abt Kuno, der spätere Bischof, verkörpert jene Richtung des erneuerten Mönchtums, das nach Art der Hirsauer kräftig auf die Welt einzuwirken strebte; Propst Richer stellt die strenge Lebensform der regulierten Kanoniker dar, er bringt die Augustinerregel von Süddeutschland in die Maasgegend; „Einsiedler" Liudolf endlich ist der leidenschaftliche Vorkämpfer der klerikalen Reform, ein Mann vom Zuschnitt und von der Haltung des späteren Gerhoh von Reichersberg. Es dürfte nicht schwer fallen, bei Norbert, dem Gründer von Prémontré und Erzbischof von Magdeburg, Züge aufzudecken, in denen sich die von Kuno, Richer und Liudolf ausgegangenen Einflüsse aufs deutlichste wiedererkennen lassen.

Bonn. Joseph Greven.

[36] Vgl. oben S. 153 A. 20.

[37] Bei Aeg. Gelenius, De admiranda, sacra et civili magnitudine Coloniae (Köln 1645) 409 findet sich die Vermutung, nach dem Einsiedler Liudolf sei die Kirche St. Maria Lyskirchen in Köln benannt, die früher „ecclesia Lisolphi" geheißen habe. Diese durch nichts begründete Annahme ist dann öfters wiederholt worden. Žák 28 sucht die Zelle Liudolfs bei Bedburg im Kreise Cleve, wo dann ein Prämontratenserinnenkloster entstanden sei. Auch diese Behauptung schwebt völlig in der Luft. — Mit allem Vorbehalt sei auf einen Liudolf hingewiesen, der im letzten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts als Domdechant von Toul die Reform der Geistlichkeit betrieben hat. Von ihm heißt es im Chronicon des Bernold zum Jahre 1095: „Clericos secundum sancti Augustini regulam vivere professos congregavit" (MGS 5,463; vgl. Hauck 3, 1034. 4, 358. 364). Im Jahre 1095 bestätigte Urban II. dieses Stift regulierter Kanoniker (Migne PL 151, 148. 170, 522). Dieser Liudolf stand sicher in scharfem Gegensatz zu Bischof Pibo von Toul (1069 bis 1107), der unter Gregor VII. verheiratet gewesen war, sich mit Simonie befleckt und Gewalttätigkeiten gegen seinen Domkustos begangen hatte; vgl. das Schreiben des Papstes vom 16. Oktober 1074 (Das Register Gregors VII., hrsg. von E. Caspar: MG Epistolae selectae 2 [Berlin 1920] 140—142; Hauck 3, 566[3]. 776). Ob man in dem Touler Domdechanten aber den zwanzig Jahre später vorkommenden Lehrmeister Norberts, den „Einsiedler" Liudolf, sehen darf, bleibt ungewiß; der Name Liudolf war sehr häufig.

Literatur

Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. Im Auftrage des Provinzial-Verbandes der Rheinprovinz und der Stadt Köln herausgegeben von P. Clemen. Bd. 2, Abt. 2. Bearbeitet von Hugo Rahtgens und Hermann Roth. Mit Quellenübersichten von Johannes Krudewig (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. 7) Düsseldorf, Schwann, 1929. X und 336 S. 4°.

Die „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz" sind zu Ende des vorigen Jahres durch einen neuen Band über Kölner Kirchen bereichert worden. Es ist damit die Reihe der Inventarien der noch bestehenden Kölner Kirchen mit Ausnahme des Domes geschlossen worden.

Der neue Band bietet ein Bild von unerhörtem Reichtum: neben zwei mittleren Kirchen die große Abtei St. Pantaleon und das bedeutende Stift St. Severin im Südwesten und äußersten Süden der Stadt.

Eine genaue historische und baugeschichtliche Untersuchung von St. Pantaleon wurde in der Fachwelt schon seit langem schmerzlich vermißt, zumal die Kirche der einzige große Kirchenbau der ottonischen Periode auf rheinischem Boden ist. Die Bautätigkeit der sächsischen Kaiser entfaltete sich hauptsächlich im Heimatgebiet dieses Herrscherhauses. Die St. Pantaleons-Kirche hat daher als Gründung Brunos, des Bruders Ottos des Großen, und Dokument der kulturellen Entfaltung der Ottonenzeit im Westen des Reiches eine besondere Bedeutung. Die vorliegende mustergültige Darstellung von Hugo Rahtgens, dem wir bereits eine Reihe tiefgründiger Untersuchungen über Kölner Kirchen, vor allem die bahnbrechende Arbeit über St. Maria im Kapitol, verdanken, ist wieder einmal ein trefflicher Beweis seiner bewährten Methode. Bei dem farbenfrohen Bilde, das uns die stattliche Kirche mit ihrem trotz der Beraubung durch die Säkularisation immer noch erstaunlichen Reichtum an alter Ausstattung bietet, interessiert vor allem der brunonische Kern und das noch fast in seinem ganzen Bestande erhaltene Westwerk, das zu den stattlichsten Schöpfungen des 10. Jahrhunderts gehört und mit den großen sächsischen Bauten wohl wetteifern kann. Daneben erfährt die wechselvolle Baugeschichte der Kirche in späterer Zeit die nötige Klärung, so daß es möglich war, den Kern des 10. Jahrhunderts herauszuschälen und die große ursprüngliche Anlage — eine Säulenbasilika, die sich organisch an das vorhandene gewaltige Westwerk anschloß, mit östlichem Hauptchor und zwei Nebenchören — zu rekonstruieren: ein Ziel, das der architekturgeschichtlichen Forschung schon immer vor Augen schwebte. Besondere Bedeutung haben wertvolle Reste romanischer Plastik, unter denen besonders drei Köpfe des 12. Jahrhunderts von unerhörter Monumentalität genannt seien, schließlich als herrliche Werke der Goldschmiedekunst die Schreine der hhl. Albinus und Maurinus, die aus der Kirche St. Maria in der Schnurgasse bei der Übergabe der Pantaleonskirche an die katholische Gemeinde wieder den Weg in ihre alte Heimstätte gefunden haben.

Schließlich sei noch auf die aufschlußreichen Untersuchungen über die Grabstätten des hl. Bruno und der Kaiserin Theophano verwiesen. Eine kurze, einleuchtende Untersuchung über den prächtigen Lettner — jetzt Orgelbühne — wirft ein neues Licht auf dieses reichste Werk der spätgotischen Plastik. Sollte vielleicht die Künstlerfamilie der Beldensuyder aus der westfälischen Heimat des Stifters, des Abtes Lüningk, beteiligt sein?

In die früheste Zeit des Christentums am Rhein führt uns die Geschichte der Kirche St. Severin, die an der großen, von der „Hohen Pforte" nach Süden führen-

den Straße, der Kölner „Via Appia", im 4. Jahrhundert gegründet zu sein scheint. Wechselvoller noch als die Geschichte von St. Pantaleon ist ihre Geschichte von der altchristlichen Gründung über den karolingischen Neubau, die Erweiterung des 10. Jahrhunderts, einen anscheinend völligen Neubau des 11. Jahrhunderts, den Umbau des 13. Jahrhunderts bis zur Errichtung des mächtigen spätgotischen Turmes, der ein neues Motiv in das Kölner Stadtbild brachte.

Viel reicher noch als bei St. Pantaleon ist die Ausstattung und der Schatz der Kirche. Allerdings ist das Wertvollste, der Schrein des hl. Severin, verlorengegangen. Nur das herrliche Medaillon mit dem Porträt des hl. Bischofs — jetzt im Diözesanmuseum — gibt einen Begriff von der Herrlichkeit des alten Kunstwerkes. Eine besondere Note verleihen dem Gotteshause neben einer Reihe hervorragender Plastiken die große Anzahl von Tafelbildern aller Art, an denen außer St. Ursula keine Kölner Kirche so reich ist. Genannt seien der große Zyklus der Severinslegende, die Bilder der hhl. Agatha, Kornelius, Stephanus und Helena vom Meister von St. Severin, der große Altar Barthel Bruyns u. a.

Die Darstellung Herm. H. Roths, von dem wir schon eine kurze Geschichte und Schilderung von St. Severin besitzen, bringt das Gesamtbild in anschaulicher Weise mit einer Reihe erwünschter Neufeststellungen.

Naturgemäß treten neben den beiden großen Gotteshäusern St. Pantaleon und St. Severin die zwei anderen behandelten Kirchen in den Hintergrund, und doch sind beide in ihrer Art typisch: die Minoritenkirche als sog. Bettelordensbau — übrigens steht sie als solcher in der ersten Reihe dieser in ganz Deutschland verbreiteten Gruppe — und St. Peter als charakteristische Altkölner Pfarrkirche vorwiegend aus spätgotischer Zeit.

Die Minoritenkirche, über die die Literatur bisher sehr spärlich war, ist neben dem Dom die bedeutendste einheitliche gotische Schöpfung Kölns. St. Peter läßt in der jetzigen Form nicht mehr ahnen, daß in der unmittelbaren Umgebung der älteste Kölner Dom gestanden hat, wenn man nicht in dem Namen St. Peter — des Patrons des Erzstiftes — einen Nachklang aus der Zeit ältesten kirchlichen Lebens in Köln erblicken will.

In gebührender Weise ist neben den Glasmalereien der Renaissance des berühmten Rubensbildes gedacht.

Die Artikel über die Minoritenkirche und St. Peter stammen wieder aus der Feder von Hugo Rahtgens. Archivalische Vorarbeiten lieferte wie für St. Pantaleon J. Krudewig.

Der uns vorliegende Band der „Kunstdenkmäler" ist in der nun schon seit vier Jahrzehnten gewohnten und bewährten Form erschienen, verbessert allerdings durch eine bedeutende Vermehrung des Abbildungsmaterials, das bei jedem neuen Band reichhaltiger gestaltet worden ist und hoffentlich noch weiter vervollkommnet werden wird. Mit besonderer Genugtuung wird der Historiker die reichhaltige Bibliographie wie die historischen Überblicke verzeichnen. Alles in allem kann man sagen, daß sich der neue Band würdig an seine Vorgänger reiht.

Der letzte Band aus der Publikationsreihe der Kölner Kunstdenkmäler war vor vierzehn Jahren erschienen. Seitdem haben sich die Zeiten so grundlegend geändert, daß die Verwirklichung des vollständigen, großangelegten Planes ernstlich in Frage gestellt gewesen wäre, wenn nicht die Stadt auf Anregung von Oberbürgermeister Dr. Adenauer die Lasten der weiteren Bearbeitung und der Drucklegung im Rahmen der Gesamtveröffentlichung der rheinischen Kunstdenkmäler auf sich genommen hätte. Für die Bearbeitung der noch ausstehenden Bände, die den Dom mit seiner Ausstattung, die nicht mehr erhaltenen Kölner Kirchen und kirchlichen Gebäude — eine sehr erwünschte Zusammenstellung! —, die profanen Kunstdenkmäler und schließlich die privaten Sammlungen umfassen sollen, ist

unter dem Vorsitz von Professor Fritz Witte und unter Oberleitung des Herausgebers der Gesamtserie, Geheimrat Clemen, ein Ausschuß von Kölner Museumsdirektoren und auswärtigen Sachverständigen gebildet worden. Es darf nunmehr der Vollendung des großen Werkes hoffnungsvoll entgegengesehen werden.

Bonn. F. Graf Wolff-Metternich.

Léon E. Halkin: Le Cardinal de la Marck, Prince-Evêque de Liége (1505—1538). Réforme protestante et Réforme catholique au Diocèse de Liége (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liége. XLIII) Liége-Paris 1930. 313 S. 8°.

Eberhard von der Marck ist als Haupt der Gegner Luthers auf dem Wormser Reichstag und als Freund des Nuntius Aleander längst eine der wichtigsten Gestalten der Reformationsgeschichte. Kalkoff namentlich hat sich an verschiedenen Stellen eingehender mit seiner weltgeschichtlichen Rolle und seiner Persönlichkeit beschäftigt, die auf den ersten Blick, namentlich seit Sleidans scharfer Charakteristik, wenig anziehend erscheint. Wie so oft, zeigt sich aber auch das Bild dieses Mannes in besserem Licht, wenn man ihn im organischen Zusammenhang mit seinem Wurzelboden sieht, aus dem er erwächst. Diese mehr lokalhistorische Geschichte de la Marcks als Fürstbischof von Lüttich in der Doppelung als geistlicher Ordinarius und als Territorialherr des ansehnlichen Stifts, die für die Kölner Kirchengeschichte von besonderem Interesse ist, hat bisher nur vereinzelte Förderung erfahren. Edgar de Marneffe brachte in seiner vierbändigen Publikation politischer Korrespondenzen über das Fürstentum Lüttich und die Niederlande im 16. Jahrhundert wichtige Stücke. Die Veröffentlichungen von Paquier und Cauchie-Van Hove über Aleander, Van Hoves Untersuchung über die Jurisdiktionskonflikte und viele kleine Beiträge zur Pfarr-, Ordens- und Inquisitionsgeschichte machen zusammen immerhin einen ansehnlichen Quellenbestand aus.

Die Arbeit Halkins faßt alles das, nicht zuletzt auch die deutschen Forschungen, mit der gründlichen Durcharbeitung und übersichtlichen Gliederung, die belgische Dissertationen auszeichnet, zu einem Gesamtbild zusammen. Er richtet das Hauptaugenmerk auf die eigentliche Kirchengeschichte, genauer Diözesan- und Pfarrgeschichte, auf die es bei der Reformation ja vor allem ankommt. Er hat außer dem gedruckten Material handschriftliches herangezogen, insbesondere die Register des Offizialats im Staatsarchiv Lüttich, und aus dem Lütticher Bistumsarchiv eine Reihe von Registern der Archidiakone sowie erhaltene Bruchstücke der Beschlüsse des Domkapitels.

Auf diese Weise erhält man eine greifbare Vorstellung von den kirchlichen Zuständen und den Reformbemühungen Erards im ersten Drittel seiner Regierung 1505—1523, die Halkin „La Préréforme" betitelt. Die wichtigsten Punkte sind: 1. die Jurisdiktionsunordnung, 2. das Konkubinat und 3. die Nichtresidenz. Die Jurisdiktionsschwierigkeiten waren entstanden einmal aus Gegensätzlichkeiten der Partikulargewalten wie der Archidiakone und Dechanten, die stets ihre Privilegien gegen den Bischof verteidigten, sodann aus der Überlagerung der alten Kirchenorganisation und des neuen Staatsterritorialismus, die sich noch nicht zur Deckung gebracht hatten. Diese Hemmungen einer raschen und durchgreifenden geistlichen Justiz sind weitgehend mitschuldig an der Ausbreitung der eigentlichen Übel, Konkubinat und Nichtresidenz, beide wieder verknüpft mit der wirtschaftlichen Organisation des Klerus durch das Pfründenwesen und seine Mängel. Die Zahl der Geistlichen ist sehr groß, das Domkapitel das größte in Deutschland. Der ganze

Klerus der Kollegiatstifter, gegen 6000 Personen, genießt die Exemption von der bischöflichen Gewalt und verteidigt das Privileg, um sein freies Leben ungestört fortsetzen zu können.

Im Vergleich mit der höheren Geistlichkeit wird über das Konkubinat bei den Stadt- und Dorfpfarrern weniger geklagt. Hier hat die Nichtresidenz besonders um sich gegriffen. Halkin gibt genaue Tabellen über das Archidiakonat Hesbaye in den Jahren 1501, 04, 05, 21, 22, 23. Die Zahl der Absenten steigt von 72 auf 95 unter 241 Pfarreien. Auch das Ordenswesen war durch die Zeitläufte schwer geschädigt. Hier vor allem und auf dem Gebiete der Jurisdiktionsstreitigkeiten hat Erard de la Marck eine Reformtätigkeit vor der Reformation entfaltet, die, wenn sie auch vielfach im Ehrgeiz wurzelt, doch Beachtung verdient. Halkin ist aber gerecht genug, einzuräumen, daß sie längst nicht ausreichte, um den eindringenden lutherischen und täuferischen Bewegungen das Wasser gänzlich abzugraben.

Der zweite Teil des Buches ist eine Geschichte der Reformation in Lüttich, wie sie sich nach den neu veröffentlichten Quellen darstellt, und des Kampfes, den Erard de la Marck gegen die Neuerer geführt hat. Besonderes Interesse verdient darin das letzte Kapitel über die Ketzerprozesse (S. 159—188), das mit größter Sorgfalt den Daten über diese dunkle Seite der Lütticher Geschichte nachgeht. Es zeigt namentlich den entscheidenden Einfluß der niederländischen Plakate Karls V. und die komplizierte Vermischung der weltlichen und geistlichen Jurisdiktion. Mag auch die Berechnung auf 52 Todesopfer in der Regierungszeit Erards, von denen allein 42 Wiedertäufer gewesen sind, bei der Mangelhaftigkeit der Quellen nicht ganz genau der Wirklichkeit entsprechen, man wird dem Endresultat zustimmen können, daß im Vergleich mit den Niederlanden die Lütticher Inquisition einen Zug von Liberalität aufweist, den Halkin auf den Einfluß der demokratischen Verfassung zurückführt.

Vielleicht am meisten Neues bringen die Ausführungen des dritten Teils über die „Réforme catholique", die eigentliche positive Gegenreformation der zwanziger und dreißiger Jahre. Hier tritt auch Erards Verdienst am deutlichsten hervor. An erster Stelle steht sein Bemühen, die Kirchenämter mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen. Ausführliche Tabellen im Anhang, die die ältere Aufstellung von Marneffe beträchtlich vervollständigen, weisen die Namen der Weihbischöfe, Generalvikare, Offiziale, Dompröpste und Archidiakone aus der ganzen Regierungszeit nach. Zur Reform des niederen Klerus wurde die scharfe Ordonnanz vom 15. 1. 1526 erlassen, die sich an die Regensburger Reform Campeggis anschließt. Daß sie wirkte, beweist eine weitere Tabelle über die Nichtresidenz in 241 Pfarreien der Dekanate Saint-Trond, Maastricht und Tongern für die Jahre 1524—39 (S. 198 bis 205). Die Ziffern steigen bis 1526 von 99 auf 110, um danach langsam auf 98 zurückzugehen. Vermehrung der Prozessionen und Volksandachten, Reform der Klöster, neues Missale (1527) und Brevier (1535), strenge Durchführung der Dekrete des Kölner Provinzialkonzils von 1536 über die Priesterausbildung und andere Maßnahmen zeigen, daß Erard über seiner europäischen Rolle die eigene Diözese nicht vergaß. Im Gegenteil, nur dank seiner Beziehungen zur Kurie und zu Aleander konnte er 1534 die Aufhebung der Exemptionsprivilegien des Stiftsklerus erreichen. Allerdings wurde die rechtliche Lösung dadurch abgeschwächt, daß faktisch vieles beim alten belassen werden mußte. Halbe Erfolge sind, wie Halkin mit Recht sagt (S. 42) für die Zeit der Gegenreformation charakteristisch.

Das gilt auch für Erards Politik bei den schwierigen Kompetenzstreitigkeiten zwischen geistlicher Jurisdiktion und weltlichen Staatsgewalten in den Teilen des Bistums, die in Brabant und Jülich lagen. Für Jülich setzt an diesem Punkte Redlichs Werk ein. Was Brabant betrifft, so gebührt Erard das Verdienst, das Konkordat seines Nachfolgers mit Karl V. von 1542 vorbereitet, ja geschaffen zu

haben, dessen weittragende Bedeutung für die ganze neuzeitliche Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Staat noch nicht erkannt ist.

Im Schlußkapitel über Nachfolgerschaft und Tod biegt Halkin in die große Geschichte des Kardinals zurück, die er in zwei Einleitungskapiteln bis zu seiner Wahl geführt hat. Wie die Wahl ein Intrigenspiel zwischen Frankreich, Habsburg und der Kurie gewesen war, so beginnt das gleiche Schauspiel von neuem, als, frühzeitig genug, an die Frage seiner Nachfolge gedacht wird. Durch das Kardinalat von 1521 ist die Nachfolge vom Willen des Papstes abhängig, so daß Karl V. im Bunde mit der Kurie leicht von Erard einen Koadjutor erwirken konnte, der den Interessen seiner niederländischen Politik entsprach.

Die verschiedenen Angaben über Krankheit und Tod Erards, die auf parteiische Einstellung der Quellen zurückgehen, werden kritisch gesichtet. Der Anhang enthält außer einer genealogischen Tafel die erwähnte Tabelle der Dignitäre, die für den Lütticher Band der „Germania Sacra" nicht übersehen werden darf, sowie 15 Archivdokumente aus Düsseldorf, Rom, Paris, Lille und Lüttich.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das verdienstliche Buch einerseits das Bild des Kardinals, ohne seine Fehler zu beschönigen, wesentlich berichtigt. Namentlich ist es aber durch die methodische Einstellung auf das Leben des Diözesanorganismus für die Geschichte der frühen Gegenreformation wichtig. Es wäre zu wünschen, daß, nach Jahrzehnten ausgebreiteter Spezialforschung, ähnliche zusammenfassende Arbeiten über das 16. Jahrhundert für die rheinischen Diözesen, insbesondere die Erzdiözese Köln, gemacht würden. Die Ergebnisse im Lütticher Suffraganat und Nachbargebiet könnten dazu nur ermuntern.

Rom. L. Just.

Hans Gerig: Der Kölner Dompropst Christian August von Sachsen-Zeitz, Bischof von Raab, seine diplomatische Tätigkeit am Niederrhein zu Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs im Dienste der Politik Kaiser Leopolds I. 1701—1703 (Rheinisches Archiv 12) XII und 149 S. Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1930. 8°.

Jeder Historiker, der sich mit der Geschichte der letzten Habsburger beschäftigt, empfindet immer wieder den Mangel an wissenschaftlichen Vorarbeiten in Form gründlicher Einzelstudien. Mangel an Interesse ist ohne Zweifel bisweilen mitschuldig daran, daß diese Lücke unseres historischen Wissens nicht ausgefüllt wird; aber oft genug ist der gute Wille vorhanden, aber nicht die Möglichkeit, jene unverhältnismäßig großen materiellen Opfer zu bringen, die mit dem Studium dieser Zeitperiode verbunden sind. Das reiche archivalische Material aus dieser Zeit liegt weit zerstreut in den europäischen Archiven. Die politischen Verhältnisse sind so kompliziert und greifen so ineinander, daß selbst die Darstellung der Geschichte kleinerer Höfe und Landschaften ziemlich weite Reisen erfordert und Kosten verursacht, die ein junger Gelehrter allein nicht tragen kann. Unsere „praktische" Zeit versteht solchen gewinnlosen Idealismus weniger als irgendeine Zeit vorher.

Um so willkommener erscheint jede ernste Arbeit, die sich mit einem Einzelproblem aus jener Periode beschäftigt, besonders wenn sie wie vorliegende Studie mit so klarem Blick und unbefangenem kritischen Sinn geschrieben ist.

Der Untertitel kennzeichnet den Zweck der Arbeit. Sie ist keine Biographie, sondern behandelt ausführlich nur jene kurze Spanne Zeit von 1701 bis 1703, in welcher der wettinische Prinz und Bischof als kaiserlicher Kommissär am Niederrhein tätig war und als solcher auf das Schicksal der kurkölnischen Lande entscheidenden Einfluß ausübte. Es gelang ihm wohl nicht mehr, den schon ganz von

Frankreich eingesponnenen Kurfürsten selbst den kaiserlichen Interessen zu erhalten, wohl aber vermochte er wenigstens das Domkapitel mit geschickter Ausnützung der zwischen diesem und dem Kurfürsten schwebenden öffentlich-rechtlichen Differenzen für den Kaiser zu gewinnen, durch entschlossenes Handeln die Wege der französischen Rheinpolitik zu durchkreuzen und das politisch wie militärisch so wichtige Verbindungsglied zwischen dem Reich und den spanischen Niederlanden vor einer allgemeinen feindlichen Besetzung zu retten. Im Verlauf dieser politischen Aktionen kam es dann zu den ersten kriegerischen Handlungen im Spanischen Erbfolgekriege.

Mit mehr Opferfreude und Hingebung an den kaiserlichen Dienst als diplomatischer Kunstfertigkeit führte er seine heikle Aufgabe durch. Fehlt dem Prinzen auch in wichtigen Augenblicken die rücksichtslose Härte, einen diplomatischen Erfolg bis zum äußersten auszuwerten, so zögert er anderseits nicht, sich einer Lebensgefahr auszusetzen, wenn es gilt, mit zäher Ausdauer eine errungene Position zu verteidigen.

Der Verfasser schildert hauptsächlich an der Hand der Berichte des Herzogs, des späteren „Kardinals von Sachsen", nach Wien (Haus-Hof-Staatsarchiv) mit kühler Objektivität den Verlauf der Gesandtschaft, ganz richtig ausgehend von den äußerst schwierigen inneren Verhältnissen des kurkölnischen Hofes und Regierungssystems. Der Verfasser bekennt offen die problematische Natur dieses Teiles seiner Arbeit und weist mit starkem Verständnis für Probleme die weitere Forschung auf viele unsichere und ungeklärte Fragen der kurkölnischen Verfassungsgeschichte. (Vgl. besonders Abschnitt IV, welcher das rechtlich so umstrittene Problem der Administration behandelt.) — Diese weite Fragestellung führt den Verfasser über die älteren ungenügenden Arbeiten Schannburgs (Christian August) und Kleins (Biographische Skizze) hinaus und ergänzt die jüngste Darstellung der kurkölnischen Geschichte jener Zeit durch seinen verdienstvollen Lehrer Max Braubach (Joseph Klemens).

Im Anhang bringt Gerig einige biographische Daten und setzt sich (S. 120 bis 122) in einem Exkurse mit Paul Harsius' Behauptung auseinander, daß der Brüsseler Vertrag schon in Bonn, also vor dem Brüsseler Karneval, auf dem er seinen Bruder traf, abgeschlossen gewesen sei. Er erweist, daß Joseph Klemens faktisch noch frei war, als er nach Brüssel aufbrach, sich aber freilich bereits tief in Verhandlungen mit Frankreich eingelassen hatte. Damit wird das Ergebnis Braubachs bezüglich des überwiegenden Einflusses Max Emanuels auf den Kölner Bruder neuerlich gestützt. — Schließlich folgen noch einige der wichtigsten Aktenstücke in Abdruck (S. 122—144).

Die Darstellung ist klar, wenn sie auch unter einer gewissen Härte des Ausdrucks leidet. Das Wort „Belange" z. B. sollte selbst in der Darstellung einer trockenen Materie nicht vorkommen. Dieses Wort stammt, soviel ich weiß, aus Archivkreisen und sollte jedenfalls die Schwelle der Archive nicht überschreiten. Auf Seite 17, Anm. 28 nennt es der Verfasser einen Anachronismus, wenn man in den Beginn des 18. Jahrhunderts ein bewußtes deutsches Nationalgefühl verlegt. Meiner Meinung nach kann man die zahlreichen Kundgebungen nationalen Denkens und Fühlens um diese Zeit nicht so kurzerhand abtun. Ich hoffe, bald ausführlich darlegen zu können, daß eben doch ein bewußtes deutsches Nationalgefühl, wie Vogt es nennt, in weiten Kreisen bestand.

Mit dem Verfasser ist zu wünschen, daß bald eine Biographie des Herzogs und Kardinals von Sachsen geschrieben würde. Sie wird an der Kennzeichnung seines Charakters nicht viel ändern; denn ich fand ihn als Prinzipalkommissär des Regensburger Konventes ebenso friedfertig, eher „zaghaft und übervorsichtig", nur vielleicht nicht so bescheiden und selbstlos, wie Gerig ihn in seiner fleißigen Arbeit schildert.

Wien. H. Hantsch.

Berichte

Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Bonn am 5. Juni 1930

Hatte der Verein für seine Jubiläumstagung die rheinische Metropole Köln gewählt, so führte er seine Mitglieder in diesem Frühjahr in das benachbarte Bonn. Köln und Bonn stellen, das darf man wohl ruhig aussprechen, in etwa Gegensätze dar, und zwar nicht nur Gegensätze in der landschaftlichen Lage und Anlage, sondern auch Rivalitäten in Anschauungen und Wünschen, die in der Geschichte bis in die jüngste Zeit immer wieder zum Ausdruck und zum Ausbruch kamen. Nach Bonn zog sich der grollende Erzbischof zurück, als die Bürger Kölns von ihm ihre Freiheiten ertrotzt hatten, hier schlug er seine Residenz als weltlicher Landesfürst auf. Jahrhunderte hindurch wurden hier Pläne geschmiedet, um die Selbständigkeit Kölns zu brechen, während man in Köln nicht minder eifrig bestrebt war, der Macht des Kurfürsten-Erzbischofs Abbruch zu tun und sie in ihrem neuen Bonner Mittelpunkt zu bedrohen. In den großen Kämpfen um den Rhein standen Köln und Bonn fast niemals in demselben Lager: hielt der Kurfürst zu Frankreich, so suchte die Reichsstadt bei Österreich oder den Seemächten Anlehnung. Und auch in den geistigen Auseinandersetzungen fanden sich die beiden Städte selten zusammen: das „altorthodoxe" Köln führte bitteren Kampf gegen das aufgeklärte Bonn. Die preußische Zeit, die sie demselben Staate unterwarf, hat den Zwist keineswegs beendet. Daß Bonn zum Sitze der neuen rheinpreußischen Universität auserkoren wurde, verletzte in Köln, das ältere und bessere Anrechte zu haben glaubte. Auch später sind die Kampfesrufe nicht ganz verstummt. Aber der Historische Verein für den Niederrhein ist kein Kölner oder Bonner Verein, sondern er ist ein Verein „insbesondere für das alte Erzbistum Köln", und zu diesem Erzbistum hatten beide Städte gleich nahe Beziehungen. In Köln gegründet, hat unser Verein doch immer auch in engster Verbindung mit Bonn gestanden, in Bonn haben ja Floß, Hüffer und Schrörs gewirkt. So hat der Verein eine Brücke geschlagen zwischen Köln und Bonn; es lag im Sinne dieses „Versöhnungswerkes", daß er unmittelbar nach Köln in Bonn tagte. —

Im vollbesetzten Saale des Auditorium Maximum der Universität neben dem Aufgang zum Alten Zoll eröffnete der Vorsitzende, Bibliotheksdirektor Dr. Schnütgen, die Versammlung. Bonn, so führte er aus, habe in der Vereinsgeschichte eine nicht geringe Rolle gespielt. Wenn der Verein trotzdem erst unter den Auspizien Hermann Hüffers hier getagt habe, so habe der Grund dafür in den kulturpolitischen Stürmen der 60er und 70er Jahre gelegen, die damals eine Versammlung auf dem besonders heißen Boden Bonns unmöglich machten. Gleich nach Abflauen der Gegensätze sei der

Verein dann aber im Frühjahr 1886 in Bonn zusammengetreten; und dieser Versammlung seien zwei weitere im Rektoratsjahre Hüffers 1891 und wieder im Jahre 1903 gefolgt. Die seitdem aus äußeren Gründen eingetretene Pause bedeute nicht eine Vernachlässigung des Respekts, den man Bonn schulde. Wenn der Verein nunmehr sich wieder in Bonn versammle, so liege darin der Wunsch ausgedrückt, beim Eintritt in eine neue Periode, in ein neues Vierteljahrhundert des Vereins der Bonner Universität zu huldigen, mit der er durch Männer wie Floß, Hüffer, Loersch und Schrörs verbunden sei. Direktor Schnütgen wies darauf hin, daß ganz in der Nähe an der Koblenzer Straße Hüffers Arbeitsstätte war, daß hier im Auditorium Maximum selbst Schrörs Jahre hindurch seine Vorlesungen gehalten habe. Die Universität, so fuhr er fort, liege innerhalb eines großen Gemeinwesens mit reicher historischer Vergangenheit, der einstigen Hochburg kurfürstlicher Lebensfreude, dem Schauplatz wichtiger kriegerischer Vorgänge: auch der Stadt Bonn gelte der Besuch und der Gruß des Vereins. — Herzlich hieß der Vorsitzende darauf die Erschienenen willkommen. Als dem Hausherrn stattete er zunächst dem in Vertretung des Rektors erschienenen Prorektor der Universität, Prof. Dr. Rademacher, den Dank des Vereins ab. Ferner begrüßte er den Beigeordneten Dr. Meyer als Repräsentanten der Stadt, Geheimrat Dr. Redlich als Vertreter des Landeshauptmanns der Rheinprovinz, Beigeordneten Dr. Meerfeld als Vertreter der Stadt Köln, Dechant Msgr. Hinsenkamp als Hüter der Bonner Münsterkirche, den Vorsitzenden des Vereins der Altertumsfreunde im Rheinland, Prof. Dr. Delbrück, den Vorsitzenden des Vereins Alt-Bonn, Prof. Dr. Knickenberg, endlich die anwesenden Ehrenmitglieder Geh. Regierungsräte Dr. Kaufmann, Dr. v. Reumont, Prof. Dr. Schulte und Geh. Archivrat Dr. Redlich sowie sämtliche Vereinsmitglieder.

Prorektor Prof. Dr. Rademacher übermittelte zunächst die Grüße des Rektors Prof. Dr. Konen, der überaus bedauere, infolge einer notwendigen Reise nach Berlin an der Tagung nicht persönlich teilnehmen zu können. Gerne habe die Universität dem Verein Gastfreundschaft gewährt, und wenn man unter dem Protektorat der Städte auch besser Feste feiern könne als unter dem des Staates, so hoffe er doch auf einen recht glücklichen Verlauf der Tagung. Er wünsche zugleich, daß die Beziehungen des Vereins zur Universität im vierten Vierteljahrhundert der Vereinsgeschichte noch an Wärme zunehmen würden. Möchte auch das Interesse der jungen akademischen Bürger, das zunächst nur platonisch sei, später durch Erwerbung der Mitgliedschaft realer werden. Mit dem Rufe: „Vivat, crescat, floreat Historischer Verein für den Niederrhein!“ schloß Prof. Dr. Rademacher seine Ansprache. Für den verhinderten Oberbürgermeister Falk fand Beigeordneter Dr. Meyer liebenswürdige Worte der Begrüßung. Gerade heute bestehe mehr denn je die Notwendigkeit, historisch zurückzuschauen und die Ge-

schichtswissenschaft zu pflegen: hier habe der Verein wichtige Aufgaben zu erfüllen. Geheimrat Dr. Redlich versicherte namens des Herrn Landeshauptmanns der Rheinprovinz den Verein der größten Sympathie und wünschte der Tagung einen guten Verlauf und dem Verein einen reichen Fischzug an neuen Mitgliedern.

Nach dem Dank für die freundlichen Ansprachen erstattete Direktor Schnütgen den Vereinsbericht. Wie üblich gedachte er zunächst der verstorbenen Mitglieder: Pfarrer a. D. Msgr. Julius Frischen, Düsseldorf; Prof. Dr. Robert Hoeniger, Berlin; Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Max von Kempis, Köln-Klettenberg; Dompropst Apostol. Protonotar Dr. Arnold Middendorf, Köln; Pfarrer a. D. A. Jakob Rausch, Obermendig; Prof. Dr. Konrad Ribbeck, Essen; Wilhelm Thywissen, Neuß; Freiherr Hugo von Weichs, Schloß Rösberg; Geh. Studienrat Dr. Joseph Weisweiler, Düren; Pfarrer Friedrich Wilmerstaedt, Arzheim. Trotz dieser schweren und schmerzlichen Verluste durch Tod und trotz des Ausscheidens mancher Mitglieder infolge wirtschaftlicher Notlage ist die Mitgliederzahl bis Ende April 1930 auf 726 gestiegen. Einmal dankt der Verein diese erfreuliche Tatsache dem systematischen Vorgehen und der mit modernsten Mitteln arbeitenden Geschäftsführung seines Schatzmeisters Dr. Francken-Schwann und weiter der von Reichsoberarchivrat Dr. Kisky geleiteten eifrigen Propagandatätigkeit. Die Rechnungsablage soll erst auf der Herbstversammlung erfolgen, ebenso die Neuwahl der Rechnungsprüfer. Den bisherigen verdienten Rechnungsprüfern Geh. Justizrat Kneer und Geh. Justizrat Dr. Risbroeck, die um Enthebung von ihrem Amt gebeten haben, sprach der Vorsitzende den herzlichsten Dank für ihre opfervolle Tätigkeit aus. Die Kassenlage konnte er zwar nicht als glänzend, aber als normal und gesund bezeichnen. Zu den Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen, aus dem Einzelverkauf von „Annalen"-Heften und dem Tauschvertrag mit der Stadt Köln kamen noch eine Spende von dem Herrn Landeshauptmann von 500 Mark und eine außerordentliche Zuwendung von Herrn Dr. Alfred Schmidt, Köln, in gleicher Höhe, für die der Verein zu größtem Dank verpflichtet ist. Von den „Annalen" befindet sich das Frühjahrsheft in den Händen der Mitglieder. In Heft 117 soll noch einmal Prof. Dr. Schrörs, und zwar mit seiner nachgelassenen Arbeit über Floß zu Worte kommen. Infolge des Ansteigens der Mitgliederzahl wurde auch die Auflageziffer der „Annalen" erhöht.

Der zweite Punkt der Tagesordnung betraf die statutenmäßig vorzunehmende Neuwahl des Vorstandes. Direktor Schnütgen schlug im Auftrage des Vorstandes vor, Staatsminister a. D. Dr. am Zehnhoff, der stets mit Rat und Tat dem Vorstand zur Seite stehe, in seinem Posten als stellvertretender Vorsitzender zu bestätigen. Betreffs des Vorsitzes ist der Vorstand nach ernstlicher Erwägung zu dem Entschluß gekommen, die Wiederwahl des derzeitigen Vorsitzenden, der zwar in Berlin seinen Amtssitz hat, aber alle zwei bis

drei Monate in das Rheinland kommt, zu empfehlen. Betreffs des Schriftführerpostens hat der Unterzeichnete infolge Arbeitsüberlastung gebeten, von seiner Wiederwahl abzusehen; dankenswerterweise hat sich der bisherige stellvertretende Schriftführer, Prof. Dr. Greven, bereit erklärt, das Amt zu übernehmen, während der Unterzeichnete gerne als stellvertretender Schriftführer im Vorstande weiter wirken will, so daß also ein Tausch der beiden Posten stattfindet. DerVorsitzende benutzte die Gelegenheit, um dem bisherigen Schriftführer für seine Arbeit im Interesse des Vereins herzlichsten Dank auszusprechen. Er schlug ferner vor, die Herren Neuß und Kisky als Vorstandsmitglieder zu bestätigen und als Vertreter des Seelsorgsklerus Herrn Pfarrer Dr. Bolten, Düsseldorf-Unterrath, neu in den Vorstand zu wählen. Sämtliche Vorschläge wurden angenommen. — Wie Direktor Schnütgen noch mitteilte, lag für die Herbsttagung eine Einladung nach Kempen vor; die Versammlung war einverstanden, daß ihr entsprochen werden solle.

Sodann nahm Prof. Dr. Joseph Greven das Wort zu dem ersten Vortrag: „Der Bilderkreis nach Ezechiel in der Unterkirche von Schwarzrheindorf — ein Denkmal der Zeitgeschichte.“ Prof. Greven deutete die um 1151 entstandenen, in der Geschichte der christlichen Kunst ganz einzig dastehenden Gemälde aus dem Vorstellungskreise der kirchlichen Reformbewegung. Für die seit dem Wormser Konkordat (1122) tatkräftig wirkenden Vertreter dieser Richtung bestand die Hauptaufgabe der Reform darin, den Klerus von Weltsinn und Sittenlosigkeit zu heilen und ihn an das apostolisch arme Leben der Urkirche von Jerusalem zu gewöhnen. Dieses Reformprogramm sahen sie vorgebildet in der Zerstörung des alten, von Götzendienst befleckten Jerusalem und in dem Bau einer neuen heiligen Gottesstadt. Gerade dies aber ist das Thema der Malereien von Schwarzrheindorf. Die im westlichen und nördlichen Kreuzesarm der Unterkirche dargestellten Kapitel 8 und 9 des Buches Ezechiel, in denen erzählt wird, wie Jahve dem Propheten in einem Gesicht die Greuel des in Jerusalem verbliebenen Judenrestes enthüllt und ihn das bevorstehende Strafgericht durch sechs Bewaffnete unter Führung eines weißgekleideten, mit Schreibgerät ausgerüsteten Mannes schauen läßt, wurden auf die Reformarbeit bezogen. In dem durch die Wand sich durchzwängenden Propheten, der die „Götzenbilder des Hauses Israel“ aufdeckt, sah man mit Gregor d. Gr. den als Seelsorger vorgehenden Reformator, der in die Herzen eindringt, um die Verfehlungen zu ergründen. Die Wendung „fodere parietem“ (Ez. 8, 8) wurde geradezu in redensartlichem Sinne gebraucht, z. B. auch vom hl. Bernhard von Clairvaux in seiner 1149—1152 (also während der Bauzeit von Schwarzrheindorf!) für Papst Eugen III. verfaßten Schrift „De consideratione sui“. Der Mann im Linnenkleide bedeutete den Inhaber der priesterlichen Strafgewalt, der die Übertreter der kirchlichen Gesetze schonungslos züchtigen läßt. Diese Vorstellung findet sich schon in Aus-

führungen des Abtes Lethbert von St. Rufus († 1110), wurde übernommen vom Propste Gerhoh von Reichersberg in seiner Erstlingsschrift „De aedificio domus Dei“ (1138) und noch vorgetragen von Papst Innozenz III. in seiner berühmten Rede auf dem vierten Laterankonzil (1215). Von den Malereien im westlichen und nördlichen Kreuzesarm finden dann auch die übrigen Bilder zwanglos ihre Erklärung. An die Szenen nach Kapitel 8 (Entweihung des Tempels von Jerusalem) schließt sich die Darstellung, wie Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treibt. Mit diesem Vorgang wurde von den Trägern des Reformgedankens regelmäßig der Kampf gegen ein Hauptübel der Zeit, die Simonie, verglichen. Unterhalb des Bildes aus Ezechiel Kap. 9 (Bezeichnung der Guten mit einem Tau, dem Sinnbild des Kreuzes) ist ganz passend die Kreuzigung Jesu angebracht mit noch zwei Szenen aus der Leidensgeschichte des Herrn, dem Urteilsspruch des Pilatus und der Verteilung des Gewandes Christi durch die Soldaten. Die südliche Apsis zeigt den Herrn auf dem Berge der Verklärung und darüber den Propheten Ezechiel, wie er sich auf Geheiß Gottes Haupt- und Barthaar abschneidet. Das schneeweiße Gewand des verklärten Heilandes galt den Männern der Reform als Vorbild der geistlichen Standestracht, der bis auf die Knöchel herabreichenden, engärmeligen Tunika (vom Schnitt der Albe), und der kahlköpfige, bartlose Prophet als vorbildlich für die priesterliche Tonsur und Bartlosigkeit. Die vier großen Herrschergestalten, zu deren Deutung bisher die verschiedensten Lösungen versucht worden sind, lassen sich zwanglos auf die in den Reformschriften gelobten guten und kirchenfreundlichen Fürsten deuten, auf Konstantin d. Gr. und einen seiner christlichen Nachfolger, auf Karl d. Gr. und Ludwig den Frommen. — Der Vortragende zeigte sodann, daß dem Erbauer von Schwarzrheindorf und Stifter seines malerischen Schmuckes, dem Kölner Dompropst und späteren Erzbischof Arnold von Wied, gerade in der Zeit, da diese Arbeiten ausgeführt wurden, alles daran liegen mußte, ein offenes Bekenntnis zur Reform abzulegen. Papst Eugen III., von seinem Lehrmeister, dem hl. Bernhard von Clairvaux, und den deutschen Reformträgern, wie Gerhoh von Reichersberg, zu strengem Vorgehen angetrieben, ließ die deutschen Bischofsstühle durch seine rücksichtlos vorgehenden Legaten von Reformgegnern säubern und mit Reformfreunden besetzen. Zahlreich sind nach 1122 die Suspensionen und Absetzungen weltlich gesinnter oder unfähiger Würdenträger, während aszetisch gerichtete Männer, z. B. Norbert von Xanten, Anselm von Havelberg, Otto von Freising, emporsteigen. Auch der Erzbischof von Köln, Arnold I., war auf der großen Reformsynode von Reims (Lätare 1148) suspendiert worden, und vergebens hatte er bei der Kurie versucht, durch Zahlung einer großen Geldsumme die Wiedereinsetzung in sein Amt zu erreichen. Der Bauherr von Schwarzrheindorf, Arnold von Wied, der Freund eines Anselm von Havelberg und eines Wibald von Stablo,

war aber der erklärte Gegner des suspendierten Erzbischofs und Anwärter auf seine Nachfolge. Da starb Arnold I. (3. April 1151), und etwa vierzehn Tage vor der Einweihung von Schwarzrheindorf (24. April 1151) vollzog sich die Neuwahl. Sie fiel auf Arnold von Wied. Als Freund der Reform, als ein durch priesterliche Würde ausgezeichneter Mann wurde er dem Papste empfohlen, und aus dessen Hand empfing er die bischöfliche Weihe. Dies alles ging vor sich, während päpstliche Legaten, die Kardinäle Oktavian und Jordan, unter tätiger Anteilnahme der deutschen Reformer die deutschen Bistümer visitierten. Wie hierbei vorgegangen wurde, zeigt der Verlauf einer Augsburger Synode desselben Jahres 1151. Dort wirkten Bischof Otto von Freising, Propst Gerhoh von Reichersberg, Abt Isengrimm von Ottobeuren und andere Reformfreunde nach dem Vorbilde des Propheten Ezechiel: „sie durchbrachen die Wand", d. h. sie setzten der verweltlichten Geistlichkeit mit ihren Mahnreden derart zu, daß diese in sich ging und ihre Vergehen reuig bekannte. Das geschah also im Weihejahr von Schwarzrheindorf, und Führer bei diesem Vorgehen war Otto von Freising, der Konsekrator der Oberkirche! Ähnliches muß sich auch in Köln zugetragen haben; eine Kölner Synode hat damals bestimmt stattgefunden, doch wissen wir leider nichts über ihren Verlauf. — Der Schwarzrheindorfer Bilderkreis nach Ezechiel, entstanden in der von Aszeten und Propheten beherrschten Zeit Konrads III., wäre einige Jahre später schon nicht mehr möglich gewesen. Unter Friedrich Barbarossa trat ein Rückschlag gegen die Überspannung des kirchlichen Spiritualismus ein; der Herrscher setzte 1153 dem Vorgehen der päpstlichen Legaten gegen die deutschen Bischöfe ein Ziel, und Reinald von Dassel, schon als Dompropst von Hildesheim auf der Reimser Synode von 1148 der Wortführer der reformfeindlichen deutschen Bischöfe, begann nunmehr als Kanzler den offenen Kampf gegen die Kurie. Noch am Vorabend dieses gewaltigen Umschwungs, der sich unter dem Beifall der aufbegehrenden Bischöfe vollzog, fand das vom Zeitalter Bernhards ersehnte Wunschbild einer entweltlichten und vergeistigten Kirche seine künstlerische Formung im Bilderschmuck des rheinischen Gotteshauses.

Die überaus feinsinnigen, von tiefem Eindringen in den Geist des Mittelalters zeugenden Ausführungen fanden bei den Anwesenden lebhaften Beifall, den der Vorsitzende in seinen Dankesworten noch besonders unterstrich. Nach Verdunkelung des Auditoriums erläuterte sodann der Direktor des Rheinischen Provinzialmuseums in Bonn, Prof. Dr. Hans Lehner, an Hand vortrefflicher Lichtbilder die neuen Ausgrabungen und Funde am Bonner Münster.

Prof. Lehner erörterte in seinem fesselnden Vortrag zunächst, was vor der Grabung schon immer bekannt und gegeben war und wie die Untersuchung überhaupt zustande kam. Die Ausgrabungen, die 1928 unter der Münsterkrypta begannen, legten zunächst einmal ein großes Gräberfeld mit spätrömischen und fränkischen Sarko-

phagen frei, die alle die gleiche Richtung hatten, wie die in der Überlieferung als die Särge der Märtyrer Cassius, Florentius und Mallusius bezeichneten Sarkophage in dem von der Krypta aus zugänglichen Gruftgewölbe. Der Inhalt der Särge bereitete eine gewisse Enttäuschung, da die Skelette fast völlig vermodert und kaum Beigaben vorhanden waren. Immerhin wiesen doch zwei römische Särge mit ausgezeichneten Beigaben in die spätrömische Zeit, etwa um 300 n. Chr., während andere von typisch fränkischer Form zeigten, daß der Friedhof doch auch noch in merowingischer und karolingischer Zeit benutzt wurde. Mitten in dem Gräberfeld fand sich ein kleines, offenbar älteres Bauwerk, eine rechteckige Ummauerung, bestehend aus einem Ziegelmäuerchen, welche im Innern zwei gemauerte Würfel umschloß. In die obere Fläche des einen gut erhaltenen Würfels war eine Schüssel aus terra sigillata bis zum Rande eingelassen; es handelt sich also wohl um eine mensa, einen Opfer- und Speisetisch, wie sie in spätheidnischem und frühchristlichem Kult üblich waren. Schon bei den ersten Grabungen stieß man außerdem auf eine alte Mauer, in deren Fundament römische Weihealtäre, in der Hauptsache Denkmäler der Aufanischen Matronen, vermauert waren. Diese Mauer wurde nun weiterverfolgt und erwies sich als zu einem größeren rechteckigen Bauwerk gehörig, das einen Teil der Sarkophage, darunter auch die drei Märtyrersärge als etwas Besonderes zusammenfaßte. In der Südecke des Gebäudes waren in den ältesten, teilweise noch erhaltenen Estrichfußböden genau über den Kopfenden zweier Sarkophage zwei Kreuze eingelassen, die offenbar dazu bestimmt waren, die unter dem Boden liegenden Grabstellen oberirdisch kenntlich zu machen. Das Gebäude muß also der Gräber wegen errichtet worden sein, und zwar kommt nach dem Fund spätrömischer Münzen als frühester Termin die Zeit zwischen 330 und 350 n. Chr. in Frage. Die Vermutung liegt nahe, daß sich an dieses Gebäude die Legende von der Kirchengründung der hl. Helena zu Ehren der drei Märtyrer geknüpft hat. Es hat dann in späterer Zeit eine Erweiterung nach Südwesten und nach Nordwesten erfahren, für welche drei unter dem Fußbodenestrich gefundene karolingische Münzen den terminus post quem bilden. Über den Trümmern dieser alten Gebäude ist dann, unabhängig von ihrer Richtung, der von West nach Ost gerichtete Neubau des Münsters des 11. Jahrhunderts entstanden, der jedoch noch nicht die volle Ausdehnung des heutigen Baus hatte, denn der ältere östliche Chorabschluß wurde bei den Ausgrabungen innerhalb der Krypta gefunden. Seine volle Ausdehnung nach Osten hat das Münster erst unter dem Propst Gerhard von Are nach 1150 erhalten. Neuerliche Ausgrabungen, die von der Krypta aus in Richtung auf den Münsterplatz vordrangen, haben die Spuren zweier Kapellen aufgedeckt, die noch auf dem Plan des Münsters von dem Erbauer des kurfürstlichen Schlosses, de Cotte, eingezeichnet sind. Die eine von ihnen enthält die Grabgruft des Erzbischofs Heinrich von Virneburg.

Mit Recht konnte Prof. Lehner abschließend darauf hinweisen, daß diese gesamten Ausgrabungen Licht brächten in eine für uns noch sehr dunkle Zeit größter Entscheidungen, in die Zeit des versinkenden Heidentums und des aufsteigenden Christentums. —

Beim gemeinsamen Mittagsmahl im nahen Stadtgartenrestaurant sprach der Vorsitzende auf Universität und Stadt Bonn, worauf Prorektor Prof. Dr. Rademacher in geist- und humorvoller Weise auf den Verein und seinen Vorsitzenden toastete. Der Unterzeichnete würdigte die Verdienste der beiden Redner um das Gelingen der Tagung; endlich ließ Reichsoberarchivrat Dr. Kisky die vier anwesenden Ehrenmitglieder sowie eins der ältesten anwesenden Mitglieder des Vereins, Herrn Geheimrat Dr. von Ehrenwall, Ahrweiler, leben.

Es war dem Unterzeichneten aus beruflichen Gründen nicht möglich, an den Besichtigungen des Nachmittags, die diesmal in zwei Gruppen zerfielen, teilzunehmen. Wie ihm berichtet wurde, fand die eine Besichtigungsgruppe in Schwarzrheindorf bei Herrn Pfarrer Witte eine liebenswürdige und gastfreundliche Aufnahme. Die Führung in der berühmten Schwarzrheindorfer Doppelkirche hatte Prof. Dr. Neuß übernommen. Er legte seine Auffassung von der Entstehung und Bedeutung der Gemälde, die in einzelnen Punkten von der am Vormittag vorgetragenen Auffassung Prof. Dr. Grevens abwich, in klarem, anregendem Vortrage dar. Die zweite Gruppe besichtigte gleichzeitig im Provinzialmuseum unter der Leitung von Prof. Lehner die Originalfunde am Bonner Münster. Prof. Lehner konnte dabei seinen Vortrag, den er am Vormittag infolge Zeitmangels stark hatte kürzen müssen, noch wesentlich ergänzen, wofür ihm Prof. Dr. Rademacher den besonderen Dank der Vereinsmitglieder aussprach. Mit einem zwanglosen Zusammensein im Restaurant Vogt fand die vom Wetter begünstigte ertragreiche Tagung ihren Abschluß.

Bonn. M. Braubach.

Mitteilungen

Die Archivberatungsstelle der Rheinprovinz

Der 75. Provinziallandtag hat auf Antrag des Provinzialausschusses und auf lebhafte Befürwortung durch den Landeshauptmann Dr. Horion hin durch Beschluß vom 5. März 1929 eine Einrichtung geschaffen, die auch für die Mitglieder und Mitarbeiter des Historischen Vereins für den Niederrhein von Bedeutung ist: die Archivberatungsstelle.

Das Rheinland ist besonders reich an Archivalien in kommunalem, kirchlichem und privatem Besitz, aber die Notzeit nach dem Weltkriege hat es vielfach verschuldet, daß sie nicht so verwaltet und verwahrt werden, wie es ihrem Wert und ihrer Bedeutung entspricht. Seit langem mehrten sich die Klagen, daß wertvolle Schriftstücke durch schlechte Aufbewahrung und sorglose Verwaltung zugrunde gingen und verschleudert wurden, und die Provinzialverwaltung ist wiederholt aufgefordert worden, für die Schriftdenkmäler eine ähnliche systematische Pflege einzurichten, wie sie es — allerdings unterstützt von der staatlichen Gesetzgebung — für die Bau- und Kunstdenkmäler längst getan hat. Was bisher im Rheinland für die nichtstaatlichen Archivalien getan worden ist, erstreckte sich lediglich auf die Inventarisation der kleineren, d. h. nicht fachmännisch verwalteten Archive. Die von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde im Jahre 1895 begonnene Inventarisation, die übrigens durch den Weltkrieg ins Stocken kam und seitdem nicht wieder aufgenommen werden konnte, brachte durch systematische Bereisung der einzelnen Kreise eine Reihe von Archivübersichten hervor, von denen ja diejenigen, die sich auf das Gebiet des alten Erzbistums Köln beziehen, auch vom Historischen Verein für den Niederrhein seinen Mitgliedern geliefert worden sind. Daneben sind manche andere Inventare mehr oder weniger ausführlich veröffentlicht worden[1].

Die Inventarisation ist jedoch nur ein Teil der Aufgaben, die eine systematische Archivpflege zu erfüllen hat, und nur ein Mittel, um den eigentlichen Zweck, die Erhaltung der Archivalien, zu erreichen.

Die Aufgabe der Archivberatungsstelle besteht vielmehr darin, dafür zu sorgen, daß die Archivalien, die durchweg nur einmal vorhanden und deshalb unersetzlich sind, erhalten werden, und daß der Bestand an Schriftdenkmälern in der Rheinprovinz unvermindert der Nachwelt überliefert wird. Dazu ist in erster Linie erforderlich, daß die Archivalien sachgemäß aufbewahrt und verwaltet, d. h. vor Feuchtigkeit, vor Diebstahl, vor Feuersgefahr, vor Staub und Schmutz, vor Mäuse- und Insektenfraß und vor unsachgemäßer Benutzung geschützt werden. Die Ordnung und Verzeichnung der Archivalien dient weiter der Erreichung dieses Zweckes.

Die Archivberatungsstelle hat dieser Zweckbestimmung entsprechend ihre Tätigkeit begonnen. Staatliche Machtmittel will sie nicht in Anspruch nehmen; sie will ihren Zweck vielmehr durch Beratung und Belehrung erreichen. Überall werden an Ort und Stelle Besichtigungen vorgenommen, Ratschläge erteilt, überall wird auf Abstellung von Mißständen gedrängt und tätige Hilfe geleistet, indem die Ordnungsarbeit begonnen und ihre Leitung übernommen wird. Für ihre Arbeit in Frage kommen selbstverständlich nur die nichtstaatlichen Archivalien, d. h. die kommunalen, kirchlichen und privaten Archive, weil für die staatlichen der Staat

[1] Eine Übersicht über die bisher veröffentlichten Archivinventare hat die Archivnummer des Nachrichtenblattes für rheinische Heimatpflege (1. Jahrg. [1929/30] Heft 9/10) gebracht. Dort wird auch eine umfassende Übersicht über die Bestände des Düsseldorfer Staatsarchivs und über die im Staatsarchiv in Koblenz hinterlegten Bestände gegeben. Die Archivnummer kann von der Archivberatungsstelle, Düsseldorf, Ständehaus, bezogen werden.



selbst durch seine eigenen Staatsarchive sorgt. Es gibt im Rheinland eine große Zahl von mittleren und kleineren Städten, die stattliche und wertvolle Archive besitzen. Die meisten von ihnen leiden allerdings so stark unter der Raumnot in ihren Gebäulichkeiten, daß sie für ihre Archive die geeigneten und unbedingt notwendigen Räumlichkeiten nicht glauben freimachen zu können. Es wird aber in allen Fällen nachdrücklich darauf gedrängt, daß wenigstens ein Raum für die Archivalien sachgemäß eingerichtet und hergerichtet wird, und daß alle Archivalien in diesem einen Raum vereinigt statt, wie es vielfach der Fall ist, auf viele Räume verteilt werden. Es ist sozusagen das erste Erfordernis für eine sachgemäße Verwaltung und Unterbringung der Archivalien, daß das ganze Material in einem Raum zusammengebracht wird. In den meisten Fällen läßt sich das auch ohne große Umstände und Kosten ermöglichen, wenn nur etwas guter Wille und die nötige Einsicht vorhanden ist. Um zu zeigen, daß die — früher berechtigte — Klage, es sei keine kommunale Stelle da, an die sie sich in Fragen, die ihre Archivalien betreffen, um Rat und Auskunft wenden könnten, heute unbegründet ist, wurde durch Vorträge vor den großen kommunalen Organisationen und durch Aufsätze in Fachzeitschriften immer wieder auf die Archivberatungsstelle hingewiesen. Der Erfolg zeigt sich in erfreulichem Maße. Eine Reihe von mittleren und kleineren Städten konnte schon veranlaßt werden, Archive anzulegen, d. h. die bisher an mehreren Stellen verstreuten alten Urkunden und Akten in einem sachgemäß hergerichteten Raume und archivmäßig unterzubringen. Ein gutes Beispiel gibt die Stadt Jülich, die zwei Räume im Keller des Rathauses für Archivzwecke hat herrichten lassen. Die Räume sind durchaus geeignet, hell und luftig, feuersicher, gut verschließbar, gut lüftbar, mit Zentralheizung versehen, da die Heizung sowieso im Keller lag und nur eine Mauer durchbrochen und Heizkörper aufgestellt werden mußten. Die Stadt Jülich besitzt nun sozusagen mustergültige Archivräume, die zudem so groß sind, daß auch noch Deposita untergebracht werden können und noch genügend Platz für einen Arbeitsraum übrig ist. Es ist zu hoffen, daß das Archiv dann in mehrfacher Beziehung seinen Zweck besser erfüllt als bisher. Es wird auch für andere kleine Archive und Privatsammler der nächsten Umgebung dann möglich sein, ihre Bestände hier zu hinterlegen, so daß das Stadtarchiv dank seiner sachgemäßen Einrichtung für das Gebiet der Stadt Jülich und ihrer nächsten Umgebung, ich möchte sagen, ein archivalisches Zentrum wird. Die Kosten der ganzen Einrichtung halten sich durchaus in mäßigen Grenzen, und so dürfte es an vielen anderen Stellen auch sein. Für andere Städte ist ähnliches angeregt worden, z. B. für Geldern, Goch, Kalkar, Koblenz, Rees. Erfreulich ist, daß manche kleinere Städte und Gemeinden, die keine größeren Archive besitzen, doch für das Wenige, das sie haben, soviel Interesse aufbringen, daß sie es, etwa in Verbindung mit dem Heimatmuseum, sachgemäß aufstellen und ordnen lassen und so vor der Vernichtung bewahren, z. B. Grevenbroich, Opladen, Rödingen, Wülfrath. Es ist selbstverständlich zu berücksichtigen, daß die meisten Kommunen sich in großer finanzieller Bedrängnis befinden und auch die geringsten Kosten für derartige Zwecke scheuen müssen. Es ist daher immer darauf Bedacht genommen worden, Ratschläge zu erteilen, die ohne große Kosten verwirklicht werden können, und es hat sich schon manchmal herausgestellt, daß auch ohne große Aufwendungen die notwendigsten Bedingungen erfüllt werden können.

Auch bei den Kirchenarchiven verhindert vielfach der Mangel an Geld die sachgemäße Unterbringung. Viele sind zudem unzulänglich verwaltet, so daß bei vielen große Verluste festzustellen sind. Insbesondere ist über den ungeregelten Leihverkehr zu klagen, durch den schon manche wertvolle Stücke den Kirchenarchiven entfremdet wurden. In einigen Fällen konnte derartig entfremdetes Material wieder herbeigeschafft werden. Es waren das aber Ausnahmefälle. Ein be-

sonders trauriges Beispiel für den Schaden, der durch schlechte Aufbewahrung entsteht, bietet das Pfarrarchiv in K. Es ist vor einem Menschenalter von einem Kaplan geordnet und verzeichnet worden. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, daß damals die Urkunden durchweg noch in gutem Zustande waren und gelesen werden konnten. Heute ist mehr als ein Drittel der Urkunden vollkommen vernichtet. Das Archiv war in einem Nebenraum untergebracht und der Feuchtigkeit ausgesetzt. Die Pergamenturkunden sind zum Teil völlig zerstört, zum Teil mit einer dicken Schicht von Schimmel bedeckt, der die Schrift zerstört hat. Jetzt ist das Archiv in einem geeigneten, besonders hergerichteten Raum in der Kirche untergebracht, und was noch zu retten war, ist gerettet.

Unter den nichtstaatlichen Archiven in der Rheinprovinz nehmen die Adelsarchive, d. h. die meist in den alten Schlössern vorhandenen Herrschafts- und Familienarchive des alten Adels, einen besonderen Raum ein. Es gibt ihrer im Gebiete der Rheinprovinz eine große Anzahl, darunter sehr umfangreiche, die über die Geschichte der Familie hinaus für die Orts- und Heimatgeschichte, ja für die allgemeine Geschichte von Bedeutung sind. Die Archivnummer bringt ein Verzeichnis der rheinischen Adelsarchive, das sich auf den von der Archivberatungsstelle bisher gesammelten Erfahrungen aufbaut. Anspruch auf Vollständigkeit erhebt das Verzeichnis nicht. Es läßt aber erkennen, welch reiches Material hier noch vorhanden ist. Mehrere dieser Archive waren bisher noch gar nicht oder nur notdürftig geordnet und so gut wie unbekannt. In Schloß Diersfordt bei Wesel befindet sich z. B. das Archiv der Freiherren von Wylich, deren letzter männlicher Sproß 1831 kinderlos starb und seinen Besitz seinem Lieblingsschwager, dem Grafen Anton Stolberg-Wernigerode, vermachte. Das Archiv enthält wertvolles Material zur Geschichte des Niederrheins, insbesondere der klevischen Ritterschaft und Landstände, und war bisher merkwürdigerweise so gut wie unbekannt. Es ist von keinem der Lokalhistoriker und Genealogen, die im 19. Jahrhundert sonst überall die Adelsarchive benutzt haben, wie von Mering, Strange und Fahne, eingesehen worden; auch Robert Scholten und Ernst von Oidtman haben es nicht benutzen können. Es wird jetzt sachgemäß geordnet und verzeichnet. Der Bestand an Originalurkunden allein beträgt 15—1600 Stück. Ähnlich verhält es sich mit dem Archiv der Freiherren von Vittinghoff-Schell, ehemals in Schloß Schellenberg bei Essen, jetzt in Schloß Calbeck bei Goch. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat Kindlinger hier geordnet und verzeichnet; wie sich jetzt zeigte, hat er kaum ein Drittel der vorhandenen Bestände zu Gesicht bekommen. Die Zahl der Originalurkunden beläuft sich auf mehr als 2500 Stück. Der Aktenbestand ist außerordentlich umfangreich und wertvoll. Das Archiv enthält Material über die sämtlichen Besitzungen der Familie, die fast alle an der Ruhr in der Gegend von Essen bis nach Gladbeck hin liegen, ferner über die benachbarten Damenstifter Essen und Rellinghausen sowie über die Abtei Werden. Auch dieses Archiv ist einer Neuordnung und eingehenden Verzeichnung unterzogen worden. Ebenfalls bedeutende und wenig bekannte Bestände enthalten z. B. die Archive der Freiherren von Harff-Dreiborn in Gemünd und von Salis-Soglio in Gemünden, die ebenfalls neu bearbeitet und verzeichnet werden sollen. In anderen Fällen, in denen die Archive gut geordnet und verzeichnet waren, hat die Nachforschung ergeben, daß wertvolle und umfangreiche Bestände bei der Ordnung und Verzeichnung nicht berücksichtigt worden sind und achtlos herumlagen, auf die die Besitzer aufmerksam gemacht werden konnten. Ein erfreulicher Beweis für das neu belebte Interesse bei den Archivbesitzern ist, daß sie sich jetzt unter dem Vorsitz des Freiherrn von Vittinghoff-Schell zu einem Verein zusammengeschlossen haben, der sich zum Ziele gesetzt hat, das Interesse für die Familienarchive und ihre sachgemäße Verwahrung, Verwaltung und Nutzbarmachung zu wecken und zu beleben.

Außer den Adelsarchiven gibt es aber noch eine ganze Reihe von Privatarchiven, die bisher kaum bekannt geworden sind. Es sind das die Archive der auf alten Stiftungen beruhenden Institutionen, wie Waisenhäuser, Studienanstalten, Bruderschaften und Schützengesellschaften. Diese Archive sind häufig höchst primitiv untergebracht und verwaltet. Die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, ist ebenfalls eine der Aufgaben der Archivberatungsstelle, die ebenso auf die im Rheinlande noch vorhandenen Archivaliensammlungen ihr Augenmerk richtet, die naturgemäß bei jedem Besitzwechsel in Gefahr sind, verschleudert zu werden.

Neben den alten Urkunden und Akten werden aber auch die modernen Akten ins Auge gefaßt, und moderne Organisationen wirtschaftlicher, politischer, kultureller und anderer Art werden beraten, damit sie Akten von besonderer Wichtigkeit ausscheiden und sachgemäß zu einem Archiv vereinigen. Gerade bei der ungeheuren Anhäufung beschriebenen Papiers heutzutage ist es notwendig, möglichst früh solche Sachen besonders zu kennzeichnen, die von bleibender Bedeutung sind und deshalb archivmäßig aufbewahrt werden müssen, wenn sie für die laufenden Geschäfte nicht mehr benötigt werden.

Um ihre Aufgaben zu erfüllen, bedarf die Archivberatungsstelle der Mitarbeit zahlreicher Helfer und Interessenten. Sie legt daher besonderen Wert darauf, die Besitzer und Verwalter von Archiven mit dem notwendigsten Rüstzeug vertraut zu machen, um ihre Sachen selbst richtig verwalten, ordnen und verzeichnen zu können. Diesem Zwecke dienen Vorträge mit Demonstrationen, die kreisweise oder vor einzelnen Berufsgruppen (Geistlichen, Lehrern, Verwaltungsbeamten) gehalten werden. Der Wert derartiger Vorträge und Kurse soll nicht überschätzt werden, und die Methode, an Ort und Stelle an Hand ihrer eigenen Bestände die Besitzer und Verwalter zu belehren, wie ein Archiv geordnet und verzeichnet werden muß, ist sicherlich erfolgreicher. Immerhin wird durch Vorträge und Kurse wenigstens erreicht, daß das Interesse für die Archive und Archivalien geweckt und belebt wird. Eine besonders lehrreiche Tagung war die der Archivinteressenten des Kreises Rees, die zu Pfingsten auf Hochelten stattfand und deren Zustandekommen und Gelingen in erster Linie dem Landrat Dr. Schneemann in Wesel zu danken ist.

Für die Besitzer und Verwalter von kleineren Archiven wurde auch ein Merkblatt herausgegeben, in dem auf möglichst engem Raum die wichtigsten Fingerzeige für die sichere Unterbringung und sachgemäße Ordnung und Verzeichnung von Archivalien gegeben werden. Dieses Merkblatt, dessen Herausgabe wiederholt auf Tagungen in der Aussprache und auch schriftlich von der Archivberatungsstelle gefordert worden ist, wird an alle Interessenten unentgeltlich abgegeben.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Archivberatungsstelle auch selbst daran geht, Archive zu ordnen und zu verzeichnen. Es kann das natürlich nur in geringem Umfange und in Ausnahmefällen geschehen, weil vorläufig noch keine Hilfskräfte und keine Mittel dafür zur Verfügung stehen. In der Hauptsache muß sie sich darauf beschränken, die Ordnung und Verzeichnung anzuregen und in die Wege zu leiten, und die Aufsicht und Kontrolle darüber zu führen.

In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat die neue Einrichtung eigentlich nur Beifall und Anklang gefunden. Sie ist nicht nur von den Archivbesitzern, Archivverwaltern und Archivinteressenten begrüßt worden, sondern auch von allen Kreisen, die sich mit Heimatkunde, Heimatpflege und Heimatgeschichte befassen, und ebenso von der staatlichen Archivverwaltung und den Organen der Denkmalpflege, und findet überall Unterstützung. Sie hat auch schon manches erreichen und schaffen können. Wenn nicht alles trügt, hat die rheinische Provinzialverwaltung unter Führung des Landeshauptmanns Dr. Horion, hier, mit geringen Mitteln und ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine Einrichtung geschaffen, die heute schon als

segensreich und notwendig empfunden wird, deren Bedeutung aber in ihrem vollen Umfang sich vielleicht erst später auswirkt. In einer Zeit, wie der heutigen, ist es doppelt wichtig, die Schriftdenkmäler der Vergangenheit für eine spätere Generation zu erhalten und die der Gegenwart von langer Hand her für die Zukunft vorzubereiten. Vielleicht war es aber auch höchste Zeit, an eine solche Aufgabe heranzugehen. Heute finden sich noch Menschen, die Verständnis dafür haben; ihre Zahl wird ständig geringer, und es gilt, alle Kräfte zusammenzufassen, damit die nachfolgenden Generationen, die in glücklicheren Zeiten die Tradition wieder besser pflegen wollen und können, nicht alle Quellen verschüttet finden.

Düsseldorf. W. Kisky.

Nachtrag
zu dem Aufsatz „Eine Reise französischer Mönche" in Heft 116 der Annalen

1. Nachträglich habe ich festgestellt, daß unser Itinerarium in Deutschland zuerst im Kölner Domblatt 1843 Nr. 51 bekannt gemacht wurde, und daß die dort veröffentlichte Notiz von J. Merlo, Kölnische Künstler (Düsseldorf 1895) 715 wortwörtlich übernommen wurde. Die sämtlichen uns überlieferten Schatzverzeichnisse von Grammont (Bulletin de la société archéologique et historique du Limousin VI. 5—75. XXXVI: 59—99. LVII. 565—579) geben uns wohl eine genaue Beschreibung der dortigen Reliquienschreine, wissen aber nichts von der im Kölner Domblatt angeführten Schrein-Inschrift: Fr. Reginaldus me fecit. Mit dieser Feststellung sind alle an Fr. Reginaldus geknüpften Vermutungen hinfällig (vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln 1 [1863] 746).

2. Zu Seite 32 ist bezüglich der Hofhaltung der Kölner Erzbischöfe die Nachricht der Gesta abbatum Trudonensium zu beachten: Rudolf von St. Trond habe als Abt von St. Pantaleon (1121—1123) die verfallenen Gebäulichkeiten des Hospizes bei St. Pantaleon zu einer würdigen Wohnung für die Gäste des Erzbischofs hergerichtet (MGS 10, 304).

3. Zu Seite 36. Die bei der Übertragung des hl. Agilolf von Malmedy nach Mariengraden abgeschlossene Confraternitas ist nach Levisons Feststellung (Annalen 115,80) auf den 9. Juli 1062 zu datieren.

4. Zu Seite 38. Anmerkung 42. Abt Hermann II. regierte 1194—1199.

5. Zu Seite 51. Hier dürfte sich eine andere Deutung und Übersetzung empfehlen, wenn tradere, das sonst immer (in unserm Itinerarium, wie in zahllosen Urkunden) im Sinne von „schenken" gebraucht wird, hier nicht „schenken", sondern „zur Verfügung stellen" bedeutet. „Der ehrwürdige Dekan stellte uns liturgische Bücher und Gewänder usw. zur Verfügung, außerdem eine kleine, sehr passende Wohnung und den zugehörigen Schlüssel. So haben wir, was doch wunderbar ist, durch Gottes Fügung in der Welt das (gewohnte) Ordensleben gefunden und ohne Tadel unter ihnen geweilt."

6. Zu Seite 59. Ankunft in Grammont am 28. April. Nach Ausweis der Calendarien von Grammont wurde dort neben dem Natalis XI. milium virginum am 21. Oktober noch ein eigenes Festum translationis virginum Coloniensium am 28. April gefeiert. Guibert Les manuscrits du séminaire de Limoges (1892) 47.

Köln. K. Corsten.

Die Hauptversammlungen des Historischen Vereins für den Niederrhein in ihrer zeitlichen Reihenfolge

1854	17. Mai	Köln(Gründungsversammlung)
1854	16. August	Düsseldorf
1854	13. September	Köln
1855	14. Februar	Düsseldorf
1855	1. August	Köln
1856	7. Mai	Neuß
1856	8. Oktober	Krefeld
1857	3. Juni	Xanten
1857	30. September	Düsseldorf
1858	25. Mai	Köln
1858	29. September	Aachen
1859	9. Juni	M.Gladbach
1859	5. Oktober	Köln
1860	22. Mai	Düsseldorf
1860	25. September	Kleve
1861	22. Mai	Köln
1861	23. September	Düren
1862	11. Juni	Wesel
1862	1. Oktober	Düsseldorf
1863	27. Mai	Kempen
1863	29. September	Essen
1864	1. Juni	Köln
1864	11. Oktober	Geldern
1865	8. Juni	Düsseldorf
1865	27. September	Aachen
1866	24. Mai	Neuß (des Krieges wegen ausgefallen)
1866	25. September	Neuß
1867	5. Juni	Köln
1867	24. September	M.Gladbach
1868	26. Mai	Düsseldorf
1868	28. September	Kleve
1869	22. Mai	Zülpich
1869	29. September	Kempen
1870	24. Mai	Köln
1870	28. September	Düren (des Krieges wegen ausgefallen)
1871	24. Mai	Düren
1871	2. Oktober	Düsseldorf
1872	23. Mai	Siegburg
1872	8. Oktober	Köln
1873	5. Juni	Neuß
1873	30. September	Kleve
1874	23. Juni	Düsseldorf
1874	29. September	Köln
1875	3. Juli	Jülich
1875	12. Oktober	Aachen
1876	27. Juni	Kempen
1876	7. November	Zülpich
1877	14. Juni	M.Gladbach
1877	18. Oktober	Werden
1878	10. Juli	Gerresheim
1878	17. Oktober	Godesberg
1879	11. Juli	Uerdingen
1879	28. Oktober	Köln (Jubiläumsversammlung)
1880	11. August	Kempen
1880	— —	ausgefallen
1881	6. Juli	Brühl
1881	19. Oktober	Königswinter
1882	10. Juli	Köln
1882	30. Oktober	Andernach
1883	16. Juli	Düren
1883	22. Oktober	Godesberg
1884	14. Juli	Krefeld
1884	22. Oktober	Köln
1885	16. Juli	Düsseldorf
1885	20. Oktober	Aachen
1886	9. Juni	Bonn
1886	19. Oktober	Jülich
1887	24. Mai	Linz
1887	25. Oktober	Köln
1888	15. Mai	Ahrweiler
1888	16. Oktober	Düsseldorf
1889	4. Juni	Xanten
1889	15. Oktober	Brühl
1890	20. Mai	Siegburg
1890	28. Oktober	Köln
1891	12. Mai	Bonn
1891	14. Oktober	Düren
1892	2. Juni	Kleve
1892	5. Oktober	Neuß
1893	17. Mai	Münstereifel
1893	19. Oktober	Werden
1894	13. Juni	Godesberg
1894	10. Oktober	Kempen
1895	29. Mai	Honnef
1895	9. Oktober	Zülpich
1896	20. Mai	Andernach
1896	14. Oktober	Brauweiler
1897	2. Juni	Düsseldorf
1897	13. Oktober	Essen
1898	25. Mai	Nideggen
1898	28. September	Remagen
1899	14. Juni	Brühl
1899	11. Oktober	Gerresheim
1900	30. Mai	Burg a. d. Wupper
1900	18. September	Linnich
1901	22. Mai	Godesberg
1901	11. September	Erkelenz
1902	14. Mai	Düsseldorf
1902	16. September	Heinsberg
1903	— —	ausgefallen
1903	15. Oktober	Bonn
1904	18. Mai	M.Gladbach
1904	12. Oktober	Jülich (Jubiläumsversammlung)

1905	7. Juni	Xanten
1905	11. Oktober	Köln
1906	30. Mai	Kleve
1906	3. Oktober	Altenahr
1907	15. Mai	Neuß
1907	2. Oktober	Euskirchen
1908	11. Juni	B.Gladbach
1908	7. Oktober	Emmerich
1909	26. Mai	Aachen
1909	13. Oktober	Siegburg
1910	11. Mai	Wesel
1910	17. Oktober	Rheinbach
1911	30. Mai	Düsseldorf
1911	9. Oktober	Zülpich
1912	22. Mai	Kempen
1912	8. Oktober	Köln
1913	7. Mai	Düren
1913	20. Oktober	Münstereifel
1914	27. Mai	Linz
1914	(Oktober)	Essen (des Krieges wegen ausgefallen)
1915	(des Krieges wegen ausgefallen)	
1916	(des Krieges wegen ausgefallen)	
1917	(des Krieges wegen ausgefallen)	
1918	(des Krieges wegen ausgefallen)	
1919	(des Krieges wegen ausgefallen)	
1920	18. Mai	Köln
1920	15. September	Brühl
1921	11. Mai	M.Gladbach
1921	29. September	Aachen
1922	31. Mai	Godesberg
1922	11. September	Werden
1923	— —	ausgefallen
1924	2. Juni	Köln
1924	Herbst	ausgefallen
1925	25. Mai	Kleve
1925	1. Oktober	Siegburg
1926	17. Mai	Euskirchen
1926	27. September	Jülich
1927	30. Mai	Remagen
1927	26. September	Xanten
1928	4. Juni	Kaiserswerth
1928	20. September	Erkelenz
1929	27. Mai	Monschau
1929	2. Oktober	Köln (Jubliäumsversammlung)
1930	5. Juni	Bonn
1930	1. Oktober	Kempen

Alphabetisches Verzeichnis der Tagungsorte

(F = Frühjahrsversammlung, H = Herbstversammlung)

Aachen: 1858 H, 1865 H, 1875 H, 1885 H, 1909 F, 1921 H
Ahrweiler: 1888 F
Altenahr: 1906 H
Andernach: 1882 H, 1896 F
Bergisch-Gladbach: 1908 F
Bonn: 1886 F, 1891 F, 1903 H, 1930 F
Brauweiler: 1896 H
Brühl: 1881 F, 1889 H, 1899 F, 1920 H
Burg a. d. Wupper: 1900 F
Düren: 1861 H (1870 H, geplant), 1871 F, 1883 F, 1891 H, 1913 F
Düsseldorf: 1854 Sommer, 1855 F, 1857 H, 1860 F, 1862 H, 1865 F, 1868 F, 1871 H, 1874 F, 1885 F, 1888 H, 1897 F, 1902 F, 1911 F
Emmerich: 1908 H
Erkelenz: 1901 H, 1928 H
Essen: 1863 H, 1897 H (1914 H, geplant)
Euskirchen: 1907 H, 1926 H
Geldern: 1864 H
Gerresheim: 1878 F, 1899 H
Godesberg: 1878 H, 1883 H, 1894 F, 1901 F, 1922 F
Heinsberg: 1902 H
Honnef: 1895 F
Jülich: 1875 F, 1886 H, 1904 H, 1926 H
Kaiserswerth: 1928 F
Kempen: 1863 F, 1869 H, 1876 F, 1880 F, 1894 H, 1912 F, 1930 H
Kleve: 1860 H, 1868 H, 1873 H, 1892 F, 1906 F, 1925 F
Köln: 1854 F u. H, 1855 H, 1858 F, 1859 H, 1861 F, 1864 F, 1867 F, 1870 F, 1872 H, 1874 H, 1879 H, 1882 F, 1884 H, 1887 H, 1890 H, 1905 H, 1912 H, 1920 F, 1924 F, 1929 H
Königswinter: 1881 H
Krefeld: 1856 H, 1884 F
Linnich: 1900 H
Linz: 1887 F, 1914 F
Monschau: 1929 F
M.-Gladbach: 1859 F, 1867 H, 1877 F, 1904 F, 1921 F
Münstereifel: 1893 F, 1913 H
Neuß: 1856 F (1866 F, geplant), 1866 H, 1873 F, 1892 H, 1907 F
Nideggen: 1898 F
Remagen: 1898 H, 1927 F
Rheinbach: 1910 H
Siegburg: 1872 F, 1890 F, 1909 H, 1925 H
Uerdingen: 1879 F
Werden: 1877 H, 1893 H, 1922 H
Wesel: 1862 F, 1910 F
Xanten: 1857 F, 1889 F, 1905 F, 1927 H
Zülpich: 1869 F, 1876 H, 1895 H, 1911 H